Jud. 457

(48)

Pfeiffer

<36607694660016

<36607694660016

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schriften

herausgegeben

vom

Institut zur Förderung der israelitischen Literatur

unter der Leitung

von

Dr. **Ludwig Philippson** in Bonn,
Dr. **A. M. Goldschmidt** in Leipzig,
Dr. **L. Herzfeld** in Braunschweig.

Vierzehntes Jahr 1868 — 1869.

Eduard Kulke: Geschichten.

Leipzig,
Oskar Leiner.
1869.

Geſchichten

von

Eduard Kulke.

Leipzig,

Oskar Leiner.

1869.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS

Meinen theuren Aeltern

gewidmet.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Er hat Fisch gegessen	1
Samuel Mädchen	129
Der Zigeuner-Hannes	253

Er hat Fiſch gegeſſen.

An einem ſchönen Sommerabend wanderte ein junger Handwerksburſch mit dem Ränzlein auf dem Rücken, dem Wanderbuch in der Taſche, den Stecken in der Hand und einem Herzen voll Heiterkeit in der Bruſt im gemächlichen Schritte über den Fußweg, um den Bogen, in dem die Fahrſtraße gegen das Städtchen hin läuft, in einer geraden Sehne abzuſchneiden und ſo den Weg zu kürzen.

Warum ging er über den Fußweg? warum blieb er nicht auf der Straße?

Ei! es hat eben jeder ſeine eigene Art zu wandern. Der eine fühlt ſich unbehaglich, wenn er von dem breit ausgefahrenen Geleiſe der Heerſtraße auch nur einen Schritt ſeitwärts abweicht, den andern reizt es hie und da einen Abſtecher zu machen und die Straße in Gottes Namen bei Seite liegen zu laſſen. Unſer Burſch war eben kein Philiſter, und er hatte es auch keineswegs zu bereuen, daß er den Fußweg vorgezogen; denn wie die Feuerkugel im Weſten niedertauchte, ſo warf ſie Abſchied nehmend vom Tage ihre letzten goldnen Fäden in das Angeſicht eines jungen Mädchens, welches eben da her kam, und der Anblick war ſchön, wonnevoll, entzückend. Wenigſtens war dies die Meinung des Handwerksburſchen.

Warum hat er aber auch ſo exaltirte Meinungen?

Je nun! laßt ihm ſeine Meinung! warum ſoll ihm der Anblick eines ſchönen Mädchengeſichtes nicht wonnevoll und entzückend ſein? Den einen freut dies, den andern jenes. Der eine geht an einem ſolchen Geſchöpfe, das ihn nichts angeht, gleichgiltig vorüber, der andere bewundert

darin das Meisterwerk der Schöpfung. Unser Handwerksbursch war dieser andere, oder doch ganz wie dieser Andere.

Guten Abend, Jungfer! — sagte er, als das Mädchen nahe kam.

Grüß' Ihne Gott! — gab das Mädchen zurück und schlug verschämt die Augen nieder.

Die wär nicht bitter! dachte der Wanderer, nachdem sie vorüber gegangen.

Der ist ein bissele schöner wie Aron! — war der heimliche Gedanke des Mädchens.

Wenn man das Gesicht nicht länger sehen kann, so erfreut man sich an der holden Gestalt! — Dies war es vermuthlich, was ihn veranlaßte sich umzudrehen. Wußte sie denn aber, daß er sich umdrehen werde? Nein — hätte sie denn sonst dasselbe gethan? und war er für sein Umdrehen nicht zweifach belohnt? sah er nicht nochmals ihr Gesicht? und mußt' es ihm nicht angenehm sein, daß auch sie — —

Nun was denn? — — rasch kehrtum machte und ihren Schritt beschleunigte. Man wird doch nicht annehmen, daß sie stehen blieb!

Wie ist das Leben so sonderbar! und wie sind die Menschen noch sonderbarer — sagte sich der Handwerksbursche im Weitergehen. — Da laufen zwei Menschen aneinander vorüber. Man hat sich im Leben nie gesehen und wird auch wahrscheinlich nie wieder zusammentreffen. Man fühlt, daß man sich Manches zu sagen hätte, aber man bleibt nicht stehn, man rennt aneinander kalt vorbei, denn man kennt sich ja nicht, man ist sich fremd. Was hat der Mensch im Leben nicht für Hindernisse und Schwierigkeiten im Wege, die unüberwindlichsten Hindernisse aber und die größten Schwierigkeiten haben die Menschen selber sich geschaffen, sie selbst sind es, die eine unübersteigliche Mauer

zwiſchen einander aufgerichtet. Hol der Teufel die menſchlichen Einrichtungen!

Nicht lange hatten derartige Betrachtungen Zeit ſich in der Seele unſeres jungen Wanderers feſtzuſetzen, ſie tauchten in ihm nur gelegentlich empor, wenn ihm etwas in die Quere kam, das nicht nach ſeinem Wunſche ausfiel; im Ganzen war ſein Gemüth mehr zur Heiterkeit geſtimmt, ſein munterer Sinn verſcheuchte raſch die trüben Bilder, die ſich da einzuniſten ſtrebten. Luſtig und guter Dinge ſchritt er weiter, und noch war die röthliche Abenddämmerung dem Schatten der Nacht nicht ganz gewichen, als er durch das Thor ſeinen Einzug in das Städtchen hielt.

Kannſt Du mir ſagen, mein Junge, ob hier im Ort ein jüdiſcher Glaſermeiſter exiſtirt? — fragte er einen Knaben, der ihm entgegen kam.

Ich bin noch kein Jung, ich bin ein Jüngel, — antwortete der Knabe mit einem glotzenden Geſichte.

Ganz recht, mein Jüngel! — verbeſſerte ſich der Handwerksburſch — aber der jüdiſche Glaſermeiſter?

Ich werd' doch Jakob Glaſer kennen! ich bin ja von hier! er wohnt unten in der Gaſſ', ganz unten, wo alle Häuſer aufhören.

Dank' für die Auskunft.

Was hab' ich von Dank'? ein Kreuzer wär mir lieber!

Den ſollſt Du auch haben!

Der Handwerksburſch zog ein Beutelchen aus ſeiner Taſche, wickelte eine lange Schnur, die um daſſelbe gebunden war ab, nahm aus demſelben einen Kreuzer und reichte ihn dem Knaben; hierauf wand er die Schnur wieder ſorgfältig um das Beutelchen, ſteckte es in die Taſche und ſetzte ſeinen Weg fort. Als er in der Gaſſe ganz unten, wo alle Häuſer aufhören, anlangte, erfuhr er mit Leichtigkeit die Wohnung des jüdiſchen Glaſermeiſters, und in dieſe trat er denn auch ohne alle Umſtände ein.

Wohnt hier der jüdiſche Glaſermeiſter? — fragte er, nachdem er höflich guten Abend geſagt hatte.

Mein Jakob iſt nicht daheim, — ſagte eine lange weibliche Geſtalt — Gott der lebendige weiß, wo er heut' ſo lang bleibt. Seitdem wir mit einander Hochzeit gehabt haben, iſt mir das noch nicht paſſirt, daß er nicht daheim geweſen wär, wenn die Stern' am Himmel ſtehn. Das heißt ausgeſtanden, was ich mir ausſteh; aber ſo kommt es heraus, wenn ein Mann dem Weib in gar nichts folgen thut. Alle Augenblick ſag ich ihm: Jakob! ſchon dich, denk an dich, nimm dir ein' Geſellen! — aber er! red' da in die Mauer hinein, — grad, wie wenn er's nicht thun könnt'; und jetzt iſt Mirl auch noch fortgelaufen, durchaus, ſie muß ihm entgegen gehn, ein Einfall von ein' Madel.

Man kann nicht ſagen, daß der Handwerksburſch von der Auseinanderſetzung dieſer Frau gerade entzückt geweſen ſei, und dies beweiſt doch wenigſtens, daß er nicht immerwährend exaltirt war; dennoch ſchien ihm ſo viel daraus hervorzugehen, daß er ſoweit dies in den Plan der Meiſterin paßte, nicht gerade zur unglücklichen Stunde hier angekommen ſei. Dieſer Gedankengang beſchäftigte ihn weit mehr, als Alles was er noch hätte erfahren können, wenn er auf die weitere Auseinanderſetzung der ehrſamen Glaſer-Meiſterin etwas aufmerkſamer geweſen wäre; denn nicht früher wurde ſie in ihrer ſchwellenden Redefluth unterbrochen, als mit dem Eintritt Arons, welcher auch der ruhigen Gedankenentwicklung unſeres Handwerkers ein plötzliches Ende machte.

Wer iſt das? — fragte der Angekommene mit einem Seitenblick auf den Fremden.

Wahrhaftig, ich hab' ihn noch nicht einmal gefragt, — entgegnete Chaje-Sarah, — ſo hieß die Frau von Jakob Glaſer.

Wen ſucht Ihr? — fragte etwas barſch der junge Mann.

Sind Sie der Glasermeister? — fragte der Handwerker überrascht.

Und wenn ich's wäre? — sagte Aron.

Dann möcht ich Ihnen meine Arbeit anbieten. Ich bin ein Glasergesell.

Ist erst die Frag' ob ich Sie annehmen möcht. Hat man sich bisher ohne Gesell beholfen, wird man es weiter auch ohne Gesell herausbringen.

Bei diesen Worten musterte er ihn von Kopf bis zum Fuß und da er zufällig auch in den Spiegel sah, so hatte er die beste Gelegenheit eine interessante Vergleichung zwischen seiner eignen Person und der des Fremden anzustellen.

Chaje-Sarah, die aber jetzt erfahren hatte, wer der Fremde eigentlich sei, wendete sich an Aron und sagte: Ich bitt' Dich Aron? was fallt Dir ein? gedankt seis Gott, daß einmal zum Jubeljahr auch zu uns her ein Glasergesell kömmt. Wahrhaftig ich lass' ihn nicht mehr fort. Und setzen Sie sich, und nehmen Sie nur ein bissele Platz bei uns! Sie werden hungerig sein, ich möcht' Ihnen etwas kochen! Essen Sie gern ein bissel Kimmelsupp? Wenn nur mein Jakob schon daheim wäre, und mein Mirl-Leben — —

Ich werd' ihr entgegen gehn, — sagte Aron und entfernte sich.

Die Frau aber ließ sich durch dies kleine Intermezzo nicht aus der Fassung bringen und setzte fort: Essen Sie gern ein paar eingerührte Eier? trinken Sie gern ein bissel Butter-Milch?

Diese Freundlichkeit der Frau Meisterin war für unsern Handwerksburschen sehr wohlthuend; der größte Nutzen aber, den sie für ihn hatte, bestand darin, daß sie ihm die billige Ueberzeugung verschaffte, man könne von Worten nicht leben; denn am Ende wäre er für den Moment mit

Allem und Jedem zufrieden geweſen, mit Kimmelſupp ſowohl, als mit eingerührten Eiern oder mit Buttermilch. Aber es hätte etwas von dieſen Koſtbarkeiten ſich hier wirklich vor ſeinem Auge aufthun müſſen. Vorläufig that ſich dies Alles nur ſeinem Ohre auf und er mußte mit den Namen ſtatt der Sachen fürlieb nehmen; denn anſtatt etwas auf den Tiſch zu ſetzen, begann die Meiſterin aufs neue über das lange Ausbleiben ihres Eheherrn zu klagen. Indeß er tröſtete ſich, die Ankunft des Meiſters erwartend.

Nach ungefähr einer halben Stunde, während welcher die Frau noch Vieles geſprochen und der Handwerksburſch ſehr wenig gehört, trat ein ſtämmiger, hochgewachſener Mann in die Stube, an ſeiner Seite ein reizendes Kind — das Glück der guten Aeltern.

Wo biſt Du ſo lang geblieben Jakob? das heißt ausgeblieben! wie ſchickt ſich ſo ſpät heim zu kommen?

Mit hundert ähnlichen Fragen und Ausrufungen überſchüttete das Weib den Mann.

Stat! Stat! ſchrei nicht; mach kein Gelärm'! beſchwichtigte der Angekommene ſein Weib.

Und Du, — wendete ſich die Mutter an die Tochter — haſt auch müſſen hinauslaufen bis in die finſtere Nacht hinein? hätt'ſt nicht daheim warten können? nicht einmal hab' ich können ein paar Eier ausſieden für unſern Gaſt da, ich hab nicht gewußt, was ich erſt thun ſoll.

Bei dieſen Worten blickten Vater und Tochter ſeitwärts und wenn man nicht bemerkte, daß die letztere erröthete als ſie den Fremden ſah, ſo lag das an der dunklen Beleuchtung, die von einer ſpärlich brennenden Oelflamme herrührte.

Friede mit Euch! — ſagte Jacob Glaſer, da er den Fremden gewahrte, und zu ſeiner Frau gewendet fügte er hinzu: zünd' ein ordentlich Licht an, man ſieht kein Stück.

Der Fremde nahm die ihm vom Meiſter dargebotene Hand und erwiderte den Gruß mit einem üblichen: Friede.

Der angebotene Friede von Seiten des Jakob Glaſer war für ihn keine gleichgiltige Sache und er überdachte erſt nachträglich, daß der junge Mann, der früher als der Meiſter dageweſen, ihm keinen Friedensgruß geboten habe. Indeſſen war dieſe Ueberlegung nicht ſtark genug, ihn zu beunruhigen, ſein Geiſt hatte eine viel angenehmere Beſchäftigung, denn während er mit dem Vater die allererſten Fragen und Antworten tauſchte, hatte er Zeit die liebliche Geſtalt der Tochter zu betrachten, er that dies mit der Ruhe eines deutſchen Philoſophen und mit der Unbefangenheit eines ehrlichen Gemüthes.

Dieſe Unbefangenheit wäre auch dem Mädchen zu wünſchen geweſen; aber woher ſollte ſie dieſelbe nehmen? Hatte er doch bemerkt, daß ſie ſich nach ihm umgeſehen hatte! Hätte ihr raſcher Blick nicht gleich bei der Begegnung auf dem Felde wahrgenommen, daß er ein biſſele ſchöner ſei, als Aron, jetzt wäre ſie nicht in der Lage geweſen einen ſolchen Vergleich anzuſtellen, ſie hätte kaum zu ſagen gewußt, ob er blaue oder ſchwarze Augen habe; kaum wagte ſie, zu ihm den Blick zu erheben.

Alſo ſeid Ihr von meinem Handwerk? — fragte der Glaſermeiſter — und von wannen ſeid Ihr?

Ich bin aus dem Reich, — antwortete der Gefragte.

Aus dem Reich? wo iſt das gar irgends?

Aus Deutſchland, — kommentirte der Handwerksburſch.

Aus Teutſchland! im Ernſt! iſt das weit von da?

Bis in meine Heimath ſinds wohl über hundert Meilen!

Ueber hundert Meilen! ei! ei! ei! über hundert Meilen! das iſt ja ſchon über ganz „Marreland“ (Mähren) hinaus.

Ich will's meinen.

Das muß liegen gar irgend hinter Prag.

Noch ein bischen weiter hinauf.

Noch weiter hinauf? merkwürdig! ſoll man ſehen, was eine Sach' iſt; ich hätt' gemeint, weiter über Prag hinauf exiſtirt weiter gar nichts mehr; und dort weiter hinauf ſind auch noch Juden? Und die ganzen hundert Meilen ſeid Ihr da zu Fuß herunter gegangen?

Wie ſoll ein Handwerker denn anders? ſoll er mit Extrapoſt reiſen?

Haſt Du gehört Mirl? das iſt ein fein Wörtel; das mögſt Du Dir einfaſſen — ſagte der Glaſermeiſter zu ſeiner Tochter und hierauf wieder gegen den Fremden gewendet, ſetzte er das Examen fort: Und wie ſeid Ihr von Teutſchgar da her gekommen bis zu uns? weiß man in Teutſchland droben auch davon, daß wir da in Marreland exiſtiren?

Gewiß! warum ſollte man das nicht wiſſen und ich bin hergekommen, wie ein Handwerker eben kommt; er geht in die Welt hinein, und wohin ihn die Füße tragen, dahin kommt er.

Haſt Du gehört Mirl? gar in Teutſchland droben weiß man von uns da, und das mit „die Füß" iſt wieder ein fein Wörtel, ein wohl Wort; das mögſt Du Dir auch einfaſſen.

Und thun die Juden dort oben in Teutſchland auch „dawenen" (beten)? — fragte der Glaſermeiſter weiter, nachdem er ſeine Tochter zum zweitenmale aufmerkſam gemacht hatte.

Sie thun es eben ſo gut, wie hier; nur nennt man es anders.

Das verſteh' ich nicht. Was hat man davon, ob man es anders nennt? „Dawenen" bleibt „dawenen"! Und wie reden ſie dort oben?

Deutſch!

Alles teutſch? böhmiſch kennen ſie nicht?

Woher ſollten ſie böhmiſch kennen?

Du? paketel! ein Spaß, was heißt, woher ſie ſollen

böhmiſch kennen? iſt denn das etwas ſo eine ſchwere Sach? hier kann jedes Kind böhmiſch!

Weil es das Kind hier von Jugend auf hört.

Und dort nicht?

Woher?

A ſo? alſo man hört's dort gar nicht, nicht einmal auf dem Wochenmarkt? Haſt Du gehört Mirl? ſiehſt Du, was wir hier Alles kennen? und von Jugend auf? dort oben kennen ſie leider nicht einmal böhmiſch! Und wie können ſie reden mit den Bauern?

Die Bauern kennen es ja auch nicht.

Was? die Bauern kennen kein böhmiſch? Was ſind das für Bauern? und was reden die denn?

Deutſch!

Alles Teutſch?

Haſt Du gehört Mirl, dort oben in Teutſchland können die Bauern nicht einmal Böhmiſch! eine eigene Provinz muß das ſein, das Teutſchland!

Jetzt! rief die Frau in die Stube hinein: Mirl! deck Tiſch! ich werd' gleich das Nachtmahl fertig haben.

Das Mädchen deckte den Tiſch, ging dann in die Küche und half der Mutter beim Auftragen.

Man ſetzte ſich. Der Glaſermeiſter oben an. Rechts ſeine Gattin, ſeine Tochter links. Der Fremde dem Meiſter gegenüber.

Man aß und erquickte ſich an der nährenden Speiſe.

Während des Eſſens wurde die Unterhaltung fortgeſetzt?

Und wohin geht Ihr da, wenn Ihr ſo in der Welt herum geht?

Ich gehe in jedem Ort zum Glaſermeiſter und wenn ich in einen Ort komm, wo es mir gefällt, und wo ich bleiben möcht', ſo ſteh' ich bei dem Meiſter als Geſell' ein.

Hier iſt ein ſehr ſchöner Ort! — ſagte das Mädchen und wurde feuerroth; aber in dem inſtinktiven Gefühle ſich

verrathen zu haben, fügte ſie raſch hinzu: Aber nur wenn Einer von Jugend auf hier gelebt hat. Wenn Einer von Deutſchland da her kömmt, wird es ihm wahrſcheinlich nicht gefallen!

Hör mir da an? — ſagte der Vater, — warum ſoll es Einem nicht gefallen, wenn man von Teutſchland da her kommt? ich mein' bei mir da kann es Einem gefallen; ha! was meint Ihr? es iſt nur die Sach', daß ich mir mein biſſel Arbeit ſelber verrichten kann und kein Geſellen brauch, ſonſten, ſoll ich leben und geſund ſein, wie er bei mir da bleiben müßt'.

Hör an Jakob! — ergriff jetzt die Hausfrau das Wort, da ſich ihr eine ſo gute Gelegenheit darbot, — ich hab' Dir's ſchon oft genug geſagt und ich bleib bei meine Red', ich mein' Du mögſt dich ſchon ein biſſel ſchonen. Du haſts Gottlob nicht nöthig, mit dem Glaskaſten die ganze Woch herumzuſtrampen. Unſer Biſſel, was wir brauchen, haben wir und Du biſt kein jung Springerl mehr. Darum mein ich, was ich mein'.

Und was meinſt Du? — ſoll ich mich den ganzen Tag ſetzen, Pſalmen und Gebete ſagen, oder ſoll ich ein Spieler werden, oder ſoll ich herumgehn in der Gaſſ' wie der Bock auf dem guten Ort?

Das brauchſt Du Alles nicht; Du kannſt daheim arbeiten, und den Geſell ſchickſt Du in die Dörfer herum!

Und was meinſt Du Mirl? — fragte der Vater — haſt Du gehört, was Deine Mutter da geſagt hat? auf meine alte Tag ſoll ich eine Herrſchaft werden. Haſt Du das ſchon Dein Lebetag gehört?

Ich mein' die Mutter-Leben hat Recht! — ſagte die Tochter.

Nu, nein, nie; — fiel die Mutter raſch ein — und was denn? willſt Du's wiederum ſo machen, wie heut? daß du gar nicht weißt heimzukommen, und ich in Sorg'

herumgeh und Mirl in die finstere Nacht hinein Dir entgegen laufen muß?

Und was soll ich mit Euch anfangen? mit Weiber richt' man doch all sein Lebetag nichts aus; und sobald als Du es willst, weiter „potor" aus. (Punktum.)

Wie heißt Ihr? wendete er sich hierauf an den Handwerker.

Samuel Frei, — erwiderte dieser.

Alsdann Samuel Frei! sagte Jacob Glaser, — meinetwegen! Ihr seid mein Gesell, das heißt, wenn Ihr wollt. Ich thu's mein' Weib zu Lieb und ich halt Euch für ein' braven Menschen. Alsdann sagt mir Ja oder Nein!

Ja! Ja, von ganzem Herzen! — sagte der Handwerksbursch, und so ward er, noch ehe man vom Tische aufstand ein Glied des Hauses, in welchem ihm ein so gastfreundlicher Empfang bereitet worden war.

Aron machte vergebliche Anstrengungen. Vergebens verschwendete er seine Kunst; vergebens hielt er sich Tage lang entfernt. Er kam dem eigentlichen Ziel seiner Wünsche um keinen Schritt näher. Das Mädchen beobachtete gegen ihn immerwährend dasselbe Verhalten, und je wetterwendischer und schwankender er sich in seinen Launen zeigte, desto fester und unabänderlicher schien ihr Entschluß zu sein, den jungen Mann mit gleichbleibender Freundlichkeit zu behandeln, seinem stürmischen Drängen hingegen das unüberwindliche Bollwerk ihres Widerstandes entgegen zu setzen.

Aron war eine gallige, äußerst reizbare Natur; Mirl hingegen war sanft und gelassen. So konnte es nicht fehlen, daß sie in allen den Plänkeleien, die sie mit ihm auszustehen hatte, immer die Siegerin blieb. Sie siegte durch ihre Ruhe über seine Leidenschaft, durch ihre Freundlichkeit

über ſein Schmollen, durch ihren angebornen Frohſinn über ſeinen menſchenſcheuen Ernſt.

Aron war ein ſtolzer Menſch und konnte ihren Widerſtand nicht begreifen, deshalb nahm er denſelben für nichts als Ziererei, und da er der Sohn von Ephraim Acciſe-Pächter war, ſo zweifelte auch Niemand daran, daß er für Mirl eine glänzende Partie ſei, und daß ihm Jakob Glaſer die Tochter ſicherlich mit Vergnügen geben werde, ſobald nur erſt ein wirklicher Antrag gemacht wird.

Von dieſer Ueberzeugung war aber Niemand mehr durchdrungen als Aron ſelbſt, und da er ſich's einmal in den Kopf geſetzt hatte das ſchönſte Mädchen in der „Gaſſe" zu bekommen, ſo war es für ihn eine ausgemachte Sache, daß er ſeinen Willen auch durchſetzen werde.

Wenn Aron Ephraim's nicht durchſetzen ſollte, was er will, wer ſollte es dann wohl? war er doch etwas ganz anderes, als die übrigen Jungen! Wer wollte ſich mit ihm vergleichen?

Die andern waren Dorfgeher oder Geſchäftsleute, je nach ihren Vermögensumſtänden. Hatte einer ſo viel, um nach Brünn gehen zu können, ſo gehörte er ſchon in die Klaſſe der Reichen; beſaß er weniger, ſo bezog er bloß die Wochen- und Jahrmärkte in den näher gelegenen Ortſchaften; die ärmſten endlich wanderten allwöchentlich mit ihrem Sack auf dem Rücken ins Dorf hinaus und trieben den eigentlichen Kleinhandel. Aber Aron war nichts von alle dem und that nichts von alle dem! er hatte das nicht nöthig. Seit undenklichen Zeiten befand ſich die Pacht der Acciſe in den Händen der Familie Strunk. Vom Urgroßvater hatte ſie der Großvater, von dieſem der Vater übernommen, und ſo hatte Aron Strunk die Anwartſchaft auf die Acciſe-Pächterſtelle und fühlte ſeine Bruſt gehoben von jenem Stolze, der überall bei ererbten Vorrechten angetroffen wird.

Und die Acciſe-Pächterſtelle war ein einträgliches Amt.

Worin es beſtand, wird ſich im Verlaufe dieſer Geſchichte noch zeigen; jedenfalls aber kann man ſagen, daß wenn man die Spionage in den Küchen und Kellern der Ortsbewohner in Abrechnung bringt, im Uebrigen keine große Anſtrengung erforderlich war, um daſſelbe zu verſehen; im Gegentheile der Acciſe-Pächter wäre ein beneideter Mann in der Gaſſe geweſen, wenn Nichtsthun daſelbſt für etwas Beneidenswerthes gehalten worden wäre. So aber war er eher ein gefürchteter, als ein beneideter Mann, doch jedenfalls lebte er, wie ein Herr, und dehnte ſich im ſeidenen Schlafrock, im rothen Sammtkäppel mit der goldnen „Troll" (Troddel), und die gut geſtopfte Meerſchaumpfeife im Munde gemächlich auf ſeinem Sopha, während die anderen Bewohner der Gaſſe, und ſelbſt die Reichen nicht ausgenommen, im Schweiße des Angeſichts ihr Brod verdienen mußten.

Da Aron beſtimmt war, dereinſt Acciſe-Pächter zu werden, ſo wurde er von Jugend auf für kein anderes Geſchäft herangebildet, ſondern frühzeitig in die Geheimniſſe der Spionirkunſt eingeweiht, ſo daß er dasjenige, was allerdings zu thun war, ſchon bei des Vaters Lebzeiten verrichtete.

Dieſer Aron war der Mann, der ſo herablaſſend geweſen, ſein Auge und ſeine Gunſt auf Jakob Glaſers Tochter zu werfen. An ſeiner äußern Erſcheinung war bloß ein auffallender Zug. Im Ganzen war er weder zu groß noch zu klein, weder zu dick noch zu mager, weder ſchön noch häßlich, die Natur ſchien in ihm dasjenige, was man Mittelgut nennt verkörpern zu wollen. Auch kann man nicht ſagen, daß ſeine Naſe zu lang oder zu kurz ſei, ſie hatte eine ganz proportionale Länge zu der Größe des Kopfes, aber auffallender Weiſe ſchien ſich dieſe Naſe in die Stirne hinauf zu verlängern. Dieſe Naſenverlängerung war aber eine bloße Täuſchung; wer den Schein für Wirklichkeit nimmt hätte nicht anders behaupten können, als daß Aron Strunk die Naſe bis über die Stirne hinauf habe;

indeſſen entſtand dieſer Schein durch zwei mächtige von der Naſenwurzel ſenkrecht und parallel aufſteigende Stirnfalten, welche durch häufiges Zwinkern mit den Augen endlich habituell geworden ſind. Urſprünglich mögen ſich dieſe Falten durch die geiſtige Funktion des Spionirſinnes gebildet haben; denn es iſt nicht abzuſehen, warum ein Philoſoph bei ſeinen ſpeculativen Betrachtungen über die aprioriſchen Formen der Anſchauung, über Raum und Zeit, oder über Freiheit oder Neceſſitation des Willens mehr die Stirne runzeln ſollte, als ein Mann deſſen Geiſt mit der Ausarbeitung eines Spionirſyſtems beſchäftigt iſt. Sei übrigens die phyſiologiſche Erklärung richtig oder nicht; richtig iſt jedenfalls die Thatſache, daß Aron Strunk zwei mächtige ſenkrecht aufſteigende Stirnfalten hatte, und deshalb nannte man ihn in der „Gaſſe" — nota bene, wenn er nicht dabei war, denn er war der Sohn eines gefürchteten Mannes — Aron mit der Naſ' auf der Stirn.

Faſt ſo auffallend wie ſeine verlängerte Naſe iſt der Umſtand, daß er in dem Bewußtſein ſeiner Stellung den Antrag, der ihm doch ſeiner Meinung nach das Mädchen ſofort verſchafft haben würde, immerfort zurückhielt. Nicht daß er ſelbſt von dem ehrſamen Glaſermeiſter die Tochter hätte zur Frau begehren ſollen, iſt gemeint; denn wer könnte ihm zumuthen, ſich ſo tief zu erniedrigen? freilich war dabei nichts riskirt; denn einen Korb durfte er doch nicht erwarten? Aber ſelbſt bei der Zuverſicht, die Aron mit der Naſ' auf der Stirn in ſich herumtrug, wär ſolch ein Schritt immerhin noch eine beiſpielloſe und in der Familie der Strunke gewiß nie vorgekommene Herablaſſung, ja eine Demüthigung geweſen; aber iſt es denn auch nöthig, daß er ſelbſt den Antrag ſtelle? hatte er es denn auch nöthig das volle Gewicht der eigenen Perſönlichkeit in die Wagſchale zu legen? gibt es denn in der Gaſſe keine gefälligen Leute, die ſich ein Vergnügen daraus gemacht hätten, ſtatt

ſeiner bei Jakob Glaſer das Wort zu führen? Gibt es keinen „Schadchen“ in der „Gaſſe“? Warum vertraute er das Geſchäft, das in eigener Perſon zu betreiben unter ſeiner Würde geweſen wäre, nicht einem jener gefälligen Ehevermittler an, welche von der Vorſicht zu Vollziehern der im Himmel geſchloſſenen Ehen auserſehen wurden?

Dies hatte einen Haken. Aron kannte ſeinen Vater; dieſer, — fürchtete er, — werde ſich weigern in ſeinen Willen einzugehen, denn der Stolz des Vaters war noch unbändiger als der des Sohnes.

Was mich betrifft, — kalkulirte Aron, — ich führ' die Kuh aus dem Stall, und der Stall geht mich nichts mehr an. Wenn ich ſie einmal hab, iſt ſie Aron Strunks Weib und Ephraim Strunks „Schnur“ (Schwiegertochter); ſei Jakob Glaſer wer er will; aber mein Vater, ich kenn ihn doch, ich weiß, mit dem Schwiegervater und mit der Schwiegermutter ſeines Sohnes will er auch Prade machen. Wird er ſich da mit Jakob Glaſer und mit Chaje-Sarah herſetzen Weisheit ausreden?

Dies waren die Bedenken, die den jungen Mann immerwährend zurückhielten einen ernſtlichen Schritt in der Angelegenheit zu unternehmen.

Demgemäß war auch ſein Benehmen in dem Hauſe des Jakob Glaſer, das er mit ſeinen Beſuchen beehrte. In der „Gaſſe“ ſagte man freilich allgemein, Aron Ephraims geht zu Mirl Jakobs; aber er ſelbſt hatte in dieſer Sache noch kein entſcheidendes Wort geſprochen. Er konnte alſo mit Fug auf die Vorrechte eines Bräutigams keinen Anſpruch machen, da er ſich nicht erklärt hatte, machte aber dieſe Anſprüche doch, da er verſtanden und errathen ſein wollte, auch wo er es nicht für nöthig findet, deutlich zu ſein. Er war eben eine herriſche Natur, und Menſchen, die herriſch ſind und alles ihrem Willen unterworfen wiſſen

wollen, gerathen oft darüber in Zorn, daß man sich nicht beeilt ihre Gedanken zu errathen.

Aron ging also zu Jakob Glasers Tochter ohne seine Absichten durch Worte kund zu geben. Zwar wäre dies nicht nöthig gewesen, die That allein war Kundgebung genug. Auf dem Lande draußen und namentlich in der „Gasse" versteht man Thaten zu würdigen und nicht gerade hier ist der Schauplatz, wo das Maulheldenthum Triumphe feiert; indessen hat Alles seine Zeit, und so liebt man denn manchmal auch ein kurzes aber klares, ein schlichtes aber ehrliches Wort. Wäre Aron Strunk ein Dorfgeher gewesen, hätte er sich die ganze Woche über geplagt, wäre er dem Vater des Mädchens zuweilen gar auf dem Dorfe begegnet, ihm daselbst freundlich entgegen gekommen, oder wäre er meinetwegen auch ein Geschäftsmann von weiter reichenden Beziehungen gewesen, hätte er mit Schnittwaaren gehandelt und Märkte bezogen, wäre er nach Brünn gegangen und hätte gewußt, was es heißt sich mit Mühe und Anstrengung sein Brod erwerben, so hätte der Besuch allein völlig hingereicht, ihn in den Augen Jakob Glasers und seiner guten Frau als den erklärten zukünftigen Eidam erscheinen zu lassen. Unter ebenbürtigen Leuten bedarf es keiner langen Predigten und Erklärungen. Sobald ein „Jung" zu einem Mädchen geht, ist dies in der Gasse so gut, wie eine offene Liebeserklärung und das „Rädel", der oberste Gerichtshof der „Gasse", das heißt, die öffentliche Meinung oder die Volksversammlung, bezeichnet solche Paare in der Regel lange bevor die Porzellantassen zerbrochen und die Scherben als Verlobungsinsignien versendet worden, als Verlobte. Bei „Aron mit der Nas' auf der Stirn" hingegen war dies ein anderer Fall. Er war der Sohn des Accisepächters und bestimmt dereinst selber Accisepächter zu werden. Von einem Geschäfte verstand er nichts, was Mühe und Anstrengung sei, davon wußte er nichts. Man sagte

von ihm in der „Gasse", wie er Sonntag früh aus dem Bett herausſteigt, hat er ſeinen Wochenbedarf ſchon in der Taſche und braucht ſich nicht zu plagen und nicht zu ſchinden. Gegen ſolche Leute, die ihr Brod haben, ohne daß ſie wiſſen, wie ſie dazu kommen, hat der gemeine ſchlichte Mann, namentlich der Bewohner der „Gaſſe", der es ſich ſauer werden laſſen muß, ehe er ein paar Gulden erwirbt, jederzeit ein gerechtes Mißtrauen. Man betrachtet ihn nicht als zur „Gaſſe" gehörig, ſondern als eine Ausnahme, als eine Herrſchaft. Die Leute in der „Gaſſe" verſtehen nichts von National-Oekonomie und haben wenig Zeit über die erſten Urſachen der ungleichen Gütervertheilung nachzudenken, auch wüßten ſie, falls man ſie darüber befragte, keine Mittel anzugeben, dieſer Ungleichheit einen Damm entgegen zu ſetzen und einen erträglicheren Zuſtand in der geſellſchaftlichen Ordnung herbei zu führen; aber ſie haben geſunden Menſchenverſtand, das heißt ſoweit dies unter den Vorurtheilen, mit denen ſie erzogen worden ſind, möglich iſt, und das inſtinktive Bewußtſein, daß — innerhalb der „Gaſſe" wenigſtens — allein die Arbeit es iſt, welche alle Ungleichheit ausgleicht. Vor Gott fühlen ſie ſich alle gleich, denn ſie ſind ein Volk von Prieſtern, und ſelbſt der Rabbiner zeichnet ſich ja in dieſer Beziehung vor den andern nicht aus, er hat keine größere Weihe als jeder andere Iſraelite. Im Staate waren ſie ebenfalls alle gleich, ſie ſtanden alle unter demſelben Drucke und es durfte Ephraim Strunk trotz ſeiner Acciſe-Pacht doch eben ſo wenig eigene Felder beſitzen, wie Jakob Glaſer. Die einzige Ungleichheit, die in der „Gaſſe" möglich war, entſtand aus dem Vermögen an Geld; aber dieſe Ungleichheit war durch die Betriebſamkeit Aller ziemlich beſchränkt; der Reiche plagte ſich nicht minder als der Arme. Nur wer von dieſer allgemeinen Betriebſamkeit ſich ſelber ausſchloß, wer ein nichtsthueriſches Leben führte, auf der faulen Bärenhaut lag und dabei ge-

mächlich vom Schweiße der Andern lebte, der wurde von ihnen nicht als ihresgleichen und keineswegs ohne Mißtrauen betrachtet. Deshalb hätte Aron mit der verlängerten Naſe reden müſſen, deutlich reden, wenn er haben wollte, daß man ihn verſtehen ſolle. Nicht etwa, daß man ihn nicht verſtand, daß man nicht errathen hätte, worauf ſein Sinnen gerichtet ſei, aber man that, als ob man es nicht verſtände, als ob man in der Welt an nichts weniger dächte, als an ſeine ernſtlichen Abſichten auf die Tochter. Man war nicht verblendet genug den Abſtand der beſcheidenen Stellung des Glaſermeiſters von dem ſtolzen Range eines Acciſe-Pächters zu überſehen; man kannte Ephraim Strunk in der „Gaſſe"; hieß er doch daſelbſt allgemein der „Gaiwenik" (Stolze).

So verliefen die Dinge und ſo ſtanden ſie noch bis zu dem Momente, wo eine neue Perſon auf den Schauplatz trat, das heißt bis zu dem Abende, wo der aus dem „Reich" zugereiſte Handwerksburſche Samuel Frei als Geſelle bei Jakob Glaſer einſtand. Dieſer Umſtand, an ſich von gar keiner Bedeutung, veränderte dennoch in Kurzem die ganze Sachlage. Als man des andern Morgens in der „Gaſſe" die Neuigkeit erzählte, daß ſich Jakob Glaſer einen Geſell angeſchafft, war von derſelben Niemand unangenehmer berührt als „Aron mit der Naſ' auf der Stirn", ſtreng genommen war er der Einzige, der dieſe Acquiſition mit verdrießlicher Miene betrachtete, den übrigen Leuten konnte es im Grunde gleichgültig ſein, ob ſich Jakob Glaſer einen Geſellen halte oder nicht; ja die Weiber ſagten auf dem Gemüſemarkt, der Geſell ſei ein außerordentlich ſchöner Menſch und die jungen Mädchen hätten ſicher daſſelbe geſagt, wenn ſich ſo etwas für junge Mädchen ſchicken würde.

Aron allein war es, dem dieſe Veränderung im Hauſe des Glaſermeiſters nicht gefallen wollte. Aron Strunk war keine geiſtig begabte Perſönlichkeit, allein es läßt ſich nicht ſagen, daß er ganz ohne Verſtand war; er hatte jene Sorte

von Verſtand, welche man in der Regel bei hartherzigen Leuten findet. Solche Leute haben keinen weiten Blick für die Angelegenheiten der Welt und der Menſchen. Wohl und Wehe der Menſchheit iſt ihnen gleichgültig und ſie haben ſich nicht daran gewöhnt, bei vorkommenden Ereigniſſen augenblickliche Opfer gering anzuſchlagen und die letzten Vortheile für das allgemeine Beſte ins Auge zu faſſen; aber ſie ſehen mit bewunderungswürdigem Scharfblick Alles, was mit ihrem Ich in nahe oder entfernte Berührung tritt, ihre Selbſtſucht läßt ſie Combinationen auffinden, die ein ſchlichtes Gemüth niemals machen wird, ihr Egoismus läßt ſie Beziehungen entdecken, die der Beobachtungsgabe des ehrlichen Herzens entgehen. Und ſo faßte Aron gegen den neu Angekommenen einen ſtarken Widerwillen, indem er in demſelben ein neues Hinderniß für ſeine Pläne erblickte. Zwar ließ es ſein Stolz nicht zu, auf einen Handwerksburſchen etwa gar eiferſüchtig zu ſein, aber innerlich fühlte er etwas, was der Eiferſucht doch zum Verwechſeln ähnlich war. In der erſten Aufwallung ſeines Zorns, da er von der neuen Anwerbung gehört, entſchlüpfte ihm ein unvorſichtiger Ausdruck: Einen Hergelaufenen! — ſagte er, — nimmt ſich Jakob Glaſer ins Haus? Raſch aber ſah er das Uebereilte dieſes Ausſpruches ein, und fügte ſich korrigirend hinzu: Nu! Jakob Glaſer hat ſich genug gerackert wie ein Ackergaul, er darf auch ſchon einmal anfangen, ſich ein biſſel auszuraſten!

Wer nur halbwegs die Kunſt verſtand, das geſprochene Wort mit dem Tone zu vergleichen, in welchem es vorgebracht wird, hätte raſch genug die Wahrnehmung machen können, wie wenig dies in Wahrheit Arons Anſicht war, und wie wenig dies zu ſeinem innern Gedankengange paßte.

So viel ſah Aron klar, daß die Stunde der Entſcheidung jetzt mit großen Schritten heranrücke und daß ſich die Angelegenheit nicht mehr wie ein Aktenbündel in einer

Advokatenkanzlei bei Seite legen laſſe, wenn er ſich nicht um die Früchte jahrelanger Bemühungen betrogen ſehen wollte. Es galt jetzt ſeinen Vater zu bearbeiten, und hierüber ſann er auf Mittel.

Inzwiſchen wanderte der neue Geſelle mit ſeinem „Diamant" in der Taſche, den wohlgeordneten Glasſcheiben in der Trage auf dem Rücken, den Stecken in der Hand und ſeiner unverſiegbaren Fröhlichkeit im Gemüthe tagtäglich hinaus in dies oder jenes der umliegenden Dörfer, die ihm ſein Meiſter bezeichnete, und wie es dieſer bis zu dem Tage gethan hatte. Dem Meiſter that die Behaglichkeit, die er jetzt genießen konnte, wohl, und er ſah mit Freude auf die ſtille Pflichterfüllung des jungen Mannes, den er da ins Haus genommen.

In kurzer Zeit war der Geſell, — ſo nannte man ihn, — im Orte und in der ganzen Gegend nicht nur eine bekannte, ſondern auch eine beliebte Perſon, und darin ſtimmten die Bauern mit den Bewohnern der „Gaſſe" überein, daß Jakob Glaſer gar nichts Geſcheiteres habe machen können, als dieſen Geſellen zu nehmen, und ſie wunderten ſich nur darüber, wie es ihm gelungen ſei, einen ſo geſchickten Menſchen aufzugabeln. Der Geſell galt nämlich als ein geſchickter Menſch und dieſen Ruhm verdankte er einerſeits ſeiner, der Ortsbevölkerung fremdartig aber angenehm klingenden deutſchen Ausſprache, noch mehr aber einem weit wichtigern Umſtande — der Kunſt zu erzählen. Samuel Frei beſaß die Gabe des Erzählens, — eine wahre Gottesgabe, verliehen zur Erquickung des menſchlichen Herzens, — in hohem Grade. Da er ſelber viel gereiſt und in der Welt umhergekommen war, ſo hatte er viel geſehen und erfahren, und Samuel Frei hatte das Auge ſtets offen zur rechten Zeit, wie er das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Auch hatte er gar manches Buch geleſen von verzauberten Prinzen und Prinzeſſinnen ſowohl, als von tapfern Rittern,

von böſen Zwergen, mächtigen Rieſen, furchtbaren Zauberern und durchtriebenen Räubern. Sein Gedächtniß war treu, und die eigene Anſchauung vieler Gegenden und die ſelbſt erlebten Begebenheiten brachten in ſeine Darſtellungen ein wunderliches aber anziehendes Gemiſch von phantaſtiſchen und naturwahren immer aber lebhaft gefärbten Bildern.

Gewöhnlich war es der Sabbath-Nachmittag, wo er ein großes Auditorium durch ſeine Erzählungen ergötzte. Der Sabbath-Nachmittag dient den Jungen und Mädchen in der „Gaſſe" zur Erholung und Beluſtigung. Sie kommen da Alle zuſammen und die Unterhaltung iſt eine allgemeine, ohne daß diejenigen, die ſich vorzugsweiſe ſuchen und einander Dinge von beſonderer Wichtigkeit mitzutheilen haben, wie dies bei Jungen und Mädchen immer der Fall iſt, ſich weniger finden würden. Im Winter verſammelten ſie ſich in beſtimmten Lokalen, im Sommer aber gingen ſie gemeinſchaftlich hinaus vor's Thor hinter die Scheuern, oder über die Brücke auf die Heuwieſe oder gegen den Wald.

Vor der Ankunft des Geſellen beſtand die Hauptbeluſtigung im Singen und Tanzen. Hinter den Scheuern vor dem Thor ſowohl, als auf der Heuwieſe über der Brücke drüben konnte man überall einen ziemlich großen kreisrunden Plan finden, wo ſeit undenklichen Zeiten mehr kein Gras gewachſen — es waren dies die Tanzplätze. Das Orcheſter hatten ſie ſich ſelbſt gebildet und nicht ſelten wurde bei der Melodie eines Synagogenliedes, auf das ſich der Schulſänger nicht wenig eingebildet, ein „Teutſcher" oder eine Polka getanzt, ohne daß die Jungen ihr Gewiſſen darüber beunruhigt hätten, daß ſie heilige Geſänge zu ſolch profanem Zwecke benutzten.

Seitdem aber der Geſell des Glaſermeiſters in die Geſellſchaft der Jungen und Mädchen eingetreten war, wurde weniger getanzt und weniger geſungen. Nicht daß man dieſe Vergnügungen aufgegeben hätte, aber man hat ſie

beſchränkt und dies ſehr gerne; denn ſobald der Ruf: eine Geſchichte! eine Geſchichte! durch die Reihen ging wurde Alles ſtill, und wenn der Geſell ſeine Erzählung begann, hatte er das aufmerkſamſte Publikum. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, ſobald er den Mund aufthat.

War es eine verzauberte Prinzeſſin, mit der man groß Mitleid hatte, weil ſie von einem tückiſchen Zauberer oder boshaften Zwerg oder mächtigen Rieſen in Gefangenſchaft gehalten wurde, ſo ſchwamm manches holde Auge in Thränen, kam dann der tapfere Ritter mit ſeinem guten Schwerte die verfolgte Unſchuld aus der Gewalt des Tyrannen zu erlöſen, ſo erglühte manche Roſenwange vom Gefühl der Dankbarkeit für ſolche Heldenthat. Waren es Räuber, die einen harmloſen Wanderer im dunklen Wald überfielen und ihm Geld und Leben rauben wollten, ſo konnte man manchen Seufzer hören, den die Theilnahme für den hilfloſen Unglücklichen aus der Bruſt des einen oder andern Jünglings hervorgelockt. Schilderte er herrliche Gegenden, lachende Wieſen, blühende Fluren, ſchattige Wälder, erzählte er von prächtigen Burgen oder von verfallenen Ruinen, die ehedem in Pracht und Herrlichkeit da geſtanden und von erhabenen Felſenſpitzen in die Thäler niederſahen, ſo hob ſich manchem ſchönen Kinde der volle Buſen unter dem Mieder, und die Phantaſie wurde erregt und fähig zum Selbſtgeſtalten und ſo wurden alle dieſe Dinge noch tauſendmal ſchöner, als eine menſchliche Zunge ſie zu ſagen und zu ſingen weiß.

Bei dieſen Darſtellungen hätte ein aufmerkſamer Beobachter einige intereſſante Bemerkungen machen können. War die Rede von einer Prinzeſſin, ſo identificirte faſt jedes der anweſenden Mädchen ſich ſelbſt mit der unglücklichen Heldin der Geſchichte. Als den tapfern Ritter aber dachten die meiſten von ihnen ſich den Vortragenden ſelbſt. Er war weit in der Welt geweſen, hatte viel geſehen und

erlebt, und ſie waren nicht geſchickt genug dasjenige, was das Gepräge des Selbſterlebten offenbar an ſich trug, von dem, was die Erfindung hinzuthat, auseinander zu halten. Sie trauten es ihm zu, daß er ein muthiger Mann ſei, der eine verzauberte Prinzeſſin gar wohl aus den Händen eines Verfolgers befreien könne; auch zweifelten ſie im Geringſten nicht daran, daß er auf ſeinen vielen Wanderungen durch finſtere Wälder gar manchen Strauß mit grauſamen Räubern werde beſtanden haben. — In keinem Punkte aber herrſchte eine ſolche Einſtimmigkeit des Gefühls als darin, wer in der Geſellſchaft mit der Rolle des gewaltthätigen Verfolgers der Unſchuld zu betrauen ſei; ſobald von einem ſolchen die Rede war, blickten ſie Alle auf Aron Strunk und auf ſeine verlängerte Naſe. Aber nicht nur ſeine Stirnfalten, die ihm ein etwas lauerndes und heimtückiſches Weſen gaben, waren es, warum er als der gewaltige Rieſe erſchien, ſondern der Umſtand, daß er in Wahrheit eine Art von Gewalthaber in der Gemeinde war, und daß Alle, Arm und Reich, ohne Ausnahme ſeinen harten Druck mehr als ihnen lieb war, empfanden. Um dies zu begreifen, darf man keinen Augenblick vergeſſen, daß Aron, der Sohn des Acciſe-Pächters, ſein Amt mit unnachſichtlicher Strenge ausübte. Worin dieſe Härte beſtand, das wußten diejenigen am beſten, die es ſich einfallen ließen, Gans, Huhn, Fiſch oder etwas dergleichen, worauf für die Juden eine ganz beſondere Verzehrungsſteuer vorgeſchrieben war, zu eſſen, ohne es früher bei ihm anzumelden und die vorgeſchriebenen Verzehrungsbilette einzulöſen. Mit was für Zittern und mit welchem Schrecken verzehrte damals ein armer Mann einen Leckerbiſſen am Freitagabend, auf den er die ganze Woche hindurch geſpart, und den er ſich nicht hätte vergönnen dürfen, wenn er das Geſetz nicht umgangen haben würde; der arme Jude mußte nicht nur die Speiſe kaufen, wie jeder andere Menſch, er mußte außerdem noch

die Erlaubniß bezahlen, ſie eſſen zu dürfen, und warum? aus keinem andern Grunde, als juſt darum, weil er ein Jude war. Nun hielt der Acciſe-Pächter, ſo oft es ihm beliebte Viſitation in der „Gaſſe", und um die Leute recht zu quälen, wurde ſolche Hausſuchung nicht ſelten am Freitag Abend vorgenommen und damit die ganze Luſt am Sabbath vergällt. Die Gränzjäger (heutzutage heißen ſie Finanzwächter) ſtanden ihm zu immerwährender Verfügung, und „Aron mit der verlängerten Naſe" erſchien an ihrer Spitze in den niedern Hütten der Armen, wie in den Häuſern der Reichen, und wo was Eßbares vorgefunden wurde, von dem er früher keine Kenntniß erhalten hatte, da wurde es weggenommen, überdies der Geſetzübertreter unerbittlich und unbarmherzig der Strafe überwieſen. Man kann ſich heute nicht leicht eine genügende Vorſtellung von den Scenen machen, die durch die genannte Prozedur hervorgerufen zu werden pflegten, man wird aber das mißtrauiſche Verhältniß, in welchem die Gemeindeglieder und der Acciſe-Pächter zu einander ſtanden, vollkommen zu würdigen in der Lage ſein. So erſchien den jungen Leuten bei dieſen Erzählungen des Geſellen denn auch der Sohn des Acciſe-Pächters gerne in der Geſtalt des gewalthabenden boshaften Rieſen, und man kann mit Zuverſicht ſagen, daß er der einzige war, der an dieſen anziehenden Geſchichten, welche die geſammte Jugend in Entzücken verſetzten, keinen Geſchmack und keinen Gefallen fand. Und dazu hatte er guten Grund; denn er ſpielte in der Gaſſe die erſte Rolle, und wäre er nicht vielmehr der Tiger der „Gaſſe" geweſen, ſo hätte man ihn den Löwen derſelben nennen dürfen. Er gab den Ton an, er brachte in Vorſchlag, wo man hingehen, was getanzt und was geſungen werden ſolle; das Alles that er zwar auch jetzt noch ganz wie früher, aber bei den Erzählungen ſank er zu einem bloßen Zuhörer herab; ein anderer und noch dazu ein fremder, hergelaufener

Handwerksburſch machte ihm den Vorrang ſtreitig und dies war ihm unerträglich. Und ſo wird es bleiben, ſo lange die Welt ſteht und bis ans Ende aller Zeiten; die Vorrechte der Geburt und der Stellung werden mit dem Adel des Herzens und des Geiſtes, mit den Vorzügen der Perſönlichkeit ſtets im Kampfe liegen. Wie ſolch ein Kampf auch immer ausfallen möge, in dem Urtheil der Nachwelt trägt immer die Kraft des Geiſtes den Sieg davon über geſpreizte Vorurtheile. Ja, die Nachwelt geht hierin noch weiter, ſie errichtet der Größe des Geiſtes und des Herzens prachtvolle Ruhmestempel und Ehrenmale und geht an allem Andern gleichgiltig vorüber, verdienter Vergeſſenheit es überlaſſend. Doch — wie viele Märtyrer ihrer edlen Geſinnung, ihres ſtarken unbeugſamen Charakters, ihrer unverfälſchten Ueberzeugungstreue gehen dahin, nachdem ſie hier bitter gerungen und gekämpft, ohne daß die Nachwelt etwas von ihnen erfährt, ohne daß eine ſpätere Zeit auch nur ihre Namen kennt! Es wäre dies ein trauriger, niederſchlagender Gedanke, wenn man die Meinung hegen müßte, daß die muthigen Thaten geiſteskühner und herzensſtarker Männer mit der Ausſicht oder gar in der Abſicht auf Nachruhm vollbracht worden ſeien. Nein! ſo klein ſind große Menſchen nicht, und nur niedrige, im Staube kriechende Geiſter vermögen es nicht ſich zu einer höhern Geſinnung emporzuſchwingen. Denn in ſeiner eigenen Bruſt trägt der große Menſch das erhebende Bewußtſein ſeines Thuns, das Zeugniß ſeines Herzens iſt es, das ihn hinaushebt über die Anſchauung der Gemeinheit und das Urtheil der Alltäglichkeit. Und in dieſem Punkte hat der berühmte Mann, deſſen Name mit goldnen Lettern ins Buch der Geſchichte geſchrieben auf die Nachwelt kommt, nichts voraus vor dem unbekannten Manne, deſſen Erdenleben mühſelig und dunkel dahinfloß, und an den der Nachwelt keine Erinnerung geblieben iſt.

Es iſt eine ausgemachte Sach! Schad für jeden Schritt! Ich weiß es beſtimmt! Was wollen Sie haben? Wenn ich Ihnen ſag' ich weiß es, ſo weiß ich's. Ich red' aus kein' hohl Faß heraus.

Und ich ſag' Euch, eher kann da die Sonn' vom Himmel auf die Erd' herunter fallen, bevor das geſcheh'n darf. Nein, und noch einmal nein! Der hergelaufene Schnorrer einer!

Warum ſind Sie aber um Gotteswillen nicht früher gekommen, als es noch Zeit war?

Laßt mich gehn mit Eure' Red'! Hab ich denn wiſſen können, daß mein Vater nichts dagegen einwenden wird?

Und wie haben Sie das Kunſtſtück zu Stand gebracht, daß er einwilligt?

Es war kein Kunſtſtück nothwendig; ich hab nur früher nicht gewußt, daß mein Vater in dem Punkt ganz ſo denkt, wie ich. Ich hab gemeint, ſein Stolz wird es nicht zulaſſen, daß ich mich mit Jakob Glaſer ſoll verſchwägern, dieweil aber iſt er ebenſo gut wie ich der Meinung, daß in einem ſchlechten Stall eine gute Kuh ſtehn kann, und daß man ſich um den Stall weiter nicht zu kümmern braucht, wenn man die Kuh einmal herausgeführt hat. Unterdeß, was hab' ich von dieſe Red'; jetzt heißt es etwas thun!

Was iſt da zu thun? kenn' ich denn Jakob Glaſer nicht?

Nun wenn Ihr ihn ſo gut kennt, iſt mir auch Recht. Ich werd' Euch zeigen, daß ich ihn doch noch beſſer kenn'.

Darauf bin ich ſehr begierig.

Nu, wir werden ſehen. Bis dato iſt noch kein „Tnomſchreiben" (Verlobung) geweſen.

Mit dieſen Worten entfernte ſich Aron Strunk in höchſter Aufregung aus der Wohnung des Ehevermittlers, mit dem er die vorgehende Unterhaltung gepflogen hatte. Sein Weg war direkt zu Jakob Glaſer. Mit zornflammendem Geſichte trat er ein, ſchlug die Thüre mit Heftig-

keit zu und warf ſich in einen Stuhl nieder ohne ein Wort zu ſprechen. Derart hatte die Leidenſchaft ſeine Natur herumgeriſſen, daß er, trotz dem lauernden und heimtückiſchen Weſen, das er ſich angeeignet hatte, diesmal ganz unfähig war, ſich zu beherrſchen.

Gut, daß außer Jakob Glaſer ſonſt Niemand im Zimmer anweſend war; die Weiber hätten ſich vor ihm gefürchtet, wie er ausſah. Mit Jakob Glaſer war dies etwas anderes, der war ein kouragirter Mann und kannte keine Furcht.

Was iſt das heut' mit Dir, — fragte Jakob, — Du ſiehſt ja aus, wie ein Mordbrenner!

Wo iſt der Schnorrer? — ſchrie Aron.

Was für ein Schnorrer?

Der hergelaufene Lump! Der Vagabund!

In mein' Haus findt man, Dank ſei Gott, kein' Lump und kein' Vagabund.

He! Iſts wahr, Ihr wollt ihn Euch einſetzen? in der „Gaſſ" lacht man ſchon darüber.

Mein' Geſell' meinſt Du? den haſt Du Lump geheißen? Mein lieber Aron! wollte Gott es gäb' lauter ſolche Lumpen wie er iſt. Der Jung iſt jetzt über zwei Jahr bei mir und ich kann Dir ſagen ich hab ihn kennen gelernt. Laß ſie lachen in der „Gaſſ"; wer fragt nach dem Gelächter?

Alſo Ihr wollt ihm im Ernſt Mirln geben?

Nu! was denn, im Spaß?

Geſetzt aber den Fall, daß ſich für Mirl eine beſſere Parthie treffen möcht?

Die beſte Parthie iſt dieſe, welche am beſten paſſen thut.

Vielleicht möcht eine andere noch beſſer paſſen!

Ich bin zufrieden mit dieſer!

Und Mirl?

Iſt es auch.

Mirl iſt es auch? wo iſt ſie? ruft ſie mir herein, ich will das von ihr ſelber hören!

Was brauchſt Du's von ihr zu hören? Du kannſt es mir auf mein Gewiſſen glauben. Meinſt Du vielleicht ſie wird ſich ſchämen ſein' Braut zu ſein?

Kurz, was ſoll ich Euch da lang herumrathen laſſen, wie wenn ich ſelber von Euch Mirl verlangen thät?

Dann müßt ich Dir ſagen: mein lieber Aron! zu ſpät! da hätt'ſt Du früher kommen müſſen. Aender als ſich der Kluge beſinnt, beſinnt ſich der Narr. Hab ich mir denn einbilden gekonnt, daß ſich Ephraim Strunk mit Jakob Glaſer verſchwägern möcht'? Ich bleib gern „ſtat in der Nieder"; ſteig nicht hinauf, erſparſt du herunterzufallen!

Mein Vater möcht ſein' Tochter nicht Jakob Glaſers Sohn geben, verſteht Ihr; aber daß ſein Sohn Jakob Glaſers Tochter nimmt, dagegen hat er nichts einzuwenden.

Ich bedank' mich für die Ehre. Jetzt hab ich mein Wort einmal gegeben, und mein Wort nehm ich nicht zurück. Das geſprochene Wort ſollſt du bewahren. —

Und Ihr werdet einen Hergelaufenen mir vorziehen?

Einen Hergelaufenen? ich möcht mein Eigenes haben was er mir lieber iſt wie Du. Warum? was meinſt Du denn, weil Du reich biſt und er nicht. Er iſt ein ehrlicher Jung und verſteht es, ſich ſeine Paar Groſchen zu verdienen und ich muß Dir ſagen, jetzt da es einmal beſtimmt iſt freu ich mich darüber, daß Du nicht früher gekommen biſt

Und ich ſag Euch doch, daß aus der Hochzeit nichts werden darf.

Oha! jetzt Aron ſei ſtat; jetzt fangſt Du an den „Wenteris" (Mucken) zu kriegen. Vorſchreiben laß ich mir von keinem Menſchen etwas und am allerwenigſten von Dir, ſo weit ſteht es Gottlob noch nicht.

Und ich ſag' Euch doch noch einmal, änder laß ich den hergelaufenen Lumpen auf den Schub wegſchicken, als daß ich das zulaſſ'.

Was? Du willſt laſſen auf den Schub wegſchicken?

Warum? Wer biſt Du denn mit Deinen paar Gulden? Sehts mir da mein großen Jung' an! ich mein Du weißt doch, was er nicht alles im Stand iſt. Paketel! Schifre ſpann das Thor auf, laß die Gänſ' heraus. Du meinſt weil Du in alle Fäſſer und Hühnerſteigen dein lange Naſ' hineinſtecken kannſt, ob keiner Gott ſoll hüten ein Gläſel Wein trinkt oder ein Stückel Henn ißt, von dem Dein Vater nichts weiß, biſt Du da etwas der Oberherr in der Gemeinde? Verkränken ſollſt Du mit ſammt Dein' Vater das blutige Geld, was Ihr der Gaſſ' abzapfen thut! Heimgezahlt ſoll es Euch werden, was Ihr gegen arme Leut', gegen Waiſen und Wittwen für ein Gewiſſen habt!

Aha! — ſchrie Aron und ſchlug auf den Tiſch, — das ſind die Red' von dem Hergelaufenen, von dem fremden Schnorrer; der will die ganze Gaſſ' rebelliſch machen, ich werd' ihm den Herrn weiſen. Du meinſt ich weiß nicht, daß er die Leut' aufhetzt, der Duckmäuſer, und ſagt, draußen im Ausland kann jeder eſſen und trinken, was er will. Schon gut, Du mit ſammt ihm, Ihr werdet daran denken! —

Mit dieſen Worten verließ er die Stube, knirſchend vor Wuth und Scham.

In zwei Perſonen hatte er ſich verrechnet und zwar in ſeinem eigenen und in Mirls Vater. Da wo er ernſtlichen Widerſtand fürchtete, war keiner zu überwinden, und gerade da, wo er an alles andere eher, als auch nur an den leiſeſten Widerſtand dachte, wurde er ſo rundweg abgewieſen, als ob es ſich von ſelbſt verſtände, ja als ob er und nicht der fremde Geſell, eigentlich der Hergelaufene wäre.

So iſt es oft im Leben und daher ſo viele, nur ſelten ſüße oft aber bittere Täuſchungen, denen der Menſch ausgeſetzt iſt. Nie hätte er gemeint, daß Jakob Glaſer es wagen würde, ihm gegenüber eine ſolch kühne Sprache zu führen, ebenſo wenig als er gehofft hatte, ohne großen Kampf ſeinen Vater für ſeine Abſicht zu gewinnen. Die beiden Menſchen

haben sich ganz verändert, meinte er; der kurzsichtige, der sie zu kennen glaubte. Hätte der Sohn des gewaltigen Accise-Pächters seinen Blick weniger im Spioniren geschärft und dafür mehr auf die Zeichen geachtet, worin sich die Gesinnungen der Menschen spiegeln, so würde es ihm nicht entgangen sein, daß er bei der ganzen Angelegenheit die Hauptsache gänzlich übersehen, denn an der Liebe des Mädchens, nach dem sein Wunsch ging, zweifelte er keinen Augenblick, und jetzt noch, nachdem was zwischen ihm und Jakob Glaser vorgefallen, war er eingebildet genug, anzunehmen, daß das Mädchen zu der seiner Meinung nach schimpflichen Verbindung mit dem Gesell gezwungen und einer Laune ihres Vaters geopfert werden solle. Von dem stillen Glück der beiden Liebenden, deren Herzen einander vom Momente der ersten Begegnung an zugeflogen, und gegenseitig in Demuth verehrten, ohne ihr Gefühl je durch ein Wort laut werden zu lassen, — von diesem stillen Glück hatte der hochmüthige Mensch freilich keine Ahnung.

Aber wie hat sich denn diese wunderbare Blume, die so still und bescheiden ihren Duft versendete, erschlossen?

Zwei Jahre sind eine lange Frist, für zwei Wesen, die in Liebe für einander glühen und nicht wagen ihre Gefühle einander zu gestehen. Samuel und Mirl gingen still und ruhig neben einander her, jedes mit einem Leben voll Thätigkeit und einem Herzen voll Liebe. Den Blick zu der Tochter seines Meisters zu erheben, wagte der bescheidene Handwerksbursche nicht, in seinem Innern trug er das heilige Geheimniß verschlossen, das ihm unaussprechliches Entzücken und unsägliche Pein bereitete.

Seine Welterfahrenheit hatte ihn bald darüber belehrt, daß die Absichten des Accise-Pächter-Sohnes auf die Tochter seines Meisters gerichtet waren; um so mehr Grund von seinem Gefühle für dieses herrliche Mädchen nichts laut werden zu lassen; denn da auch er nicht zweifelte, daß der Meister

ſeine Tochter dem jungen Manne mit Freuden geben würde, ſobald dieſer ſie nur haben wolle, ſo hütete er ſich auch nur durch das leiſeſte Zeichen merken zu laſſen, daß er der Nebenbuhler eines ſo gewaltigen und einflußreichen Mannes ſei; ja er ging hierin ſogar noch weiter, er hütete ſich auch ſorgfältig über Aron mit der Naſ' auf der Stirn irgend welch mißgünſtiges Urtheil auszuſprechen, ſondern ging ruhig ſeiner Wege. Innerlich aber that es ihm wehe, ſehr wehe, daß dieſes holde Geſchöpf, das er anbetete, in die Hände eines Menſchen fallen ſolle, der ſeiner tiefſten Ueberzeugung nach eines ſo herrlichen Mädchens in keiner Weiſe würdig war.

Das Mädchen trug ihr Glück und ihren Schmerz ebenfalls in dem keuſchen Buſen verſchloſſen. Seit dem Abende da der fremde Mann in das Haus ihres Vaters eingetreten war, fühlte ſie ſelbſt ihr ganzes Weſen verändert; ja noch mehr, ſie fühlte von dieſem Momente an erſt eigentlich den vollen Werth ihres Daſeins. Man kann ſagen, ſie fing von dieſem Augenblicke an mit Bewußtſein zu leben, denn ſie lebte nun für einen andern, für ihn, der ihr gleich anfangs ein ſo großes Vertrauen eingeflößt, daß ſie ihm hätte um den Hals fallen mögen, und zu welchem die Neigung mit jedem neuen Tage nur immer ſtärker wurde. Aber was hätte ſie machen ſollen? durfte ſie dieſe Neigung offen kund geben? mußte ſie nicht vielmehr mit der größten Sorgfalt Acht haben, daß ihr ein plötzlich hervorbrechendes Gefühl in einem unbewachten Augenblicke nicht einen ſchlimmen, verrätheriſchen Streich ſpiele? Wußte ſie denn nicht, daß der vom Glück begünſtigte Acciſe-Pächter-Sohn, wenn er auch noch keinen förmlichen Antrag geſtellt, doch deutlich genug um ſie werbe? und konnte ſie daran zweifeln, ob der Vater ſich bereitwillig werde finden laſſen, ſie ihm zu geben? Schweigen und Harren war das Einzige was ſie thun konnte, und dieſes that ſie auch.

Aber weder Schweigen noch Reden hat der Menſch ganz in ſeiner Gewalt. Der rechte Augenblick erſcheint und der lang verhaltene Strom der Rede bricht hervor aus überquellendem Herzen und er will, weil er muß.

Es war eines Samſtag Abends. Die Sonne war längſt niedergegangen und die freundlichen Sterne ſtanden am Himmel. Jakob Glaſer hatte eben „Hawdalah" gemacht und dem ſcheidenden Sabbathe den vorgeſchriebenen Segen, der ihn in ſeiner Heiligkeit von den andern Tagen der Woche abſondert, nachgeſendet, er tauchte die buntfarbig geflochtene Wachskerze, die eben erſt angezündet geweſen war, in die Fluth des auf den Tiſch gegoſſenen Weines, und von allen Lippen tönte es freundlich: Gut Woch, gut Woch!

Der Hausvater ging in der Stube ſingend auf und ab, er ſang das Lied vom Propheten Eliah und die anderen Geſänge, welche beim Ausgange des Sabbath vorgeſchrieben ſind, während die Tochter in die Küche gegangen war und daſelbſt ein Feuer angezündet hatte, um den Kaffee für den Abend zu bereiten. Der Geſelle aber, der wie jeder andere Iſraelit auf gute vierundzwanzig Stunden, vom Freitag Abend nämlich angefangen, ſeinem Tabakpfeifchen hatte entſagen müſſen, und der — ſollen wir ihm daraus einen Vorwurf machen? — ein ziemlich leidenſchaftlicher Raucher war, ging, ſo wie die „Hawdalah" vorüber war, jedesmal vor Allem daran ſein Pfeifchen zu ſtopfen und genoß ſchon bei dieſer Beſchäftigung den Vorgeſchmack des ihn erwartenden Vergnügens.

Als der Geſell ſein Pfeifchen eben ſtopfte, kam ihm in der Naſe jener Nervenreiz, dem unmittelbar das Nieſen folgt und Samuel Frei nieſte mit ſtarkem Geräuſch; man konnte es bis in die Küche hinaus hören, wenn man draußen auf das, was im Zimmer vorging eben aufmerkſam geweſen wäre. Nachdem Samuel frei genieſt hatte, ſagte die Hausfrau: Helf Dir Gott! fromm und alt ſollſt Du werden!

Der Meiſter aber, der daſſelbe ſagte, fügte noch hinzu: Du thuſt ſchon zu der Vollewoch' nießen, eine gute Woch' wirſt Du haben, Samuel!

Der Geſell nahm die Wünſche und ſein geſtopftes Pfeifchen und ging mit beiden hinaus in die Küche, um ſich daſelbſt mit einem brennenden Spahn oder mit einer glühenden Kohle, wenn eine ſolche bereits vorhanden wäre, ſeine Pfeife anzuzünden; denn obwohl auch in der Stube ein Licht brannte, ſo zündete er doch niemals ſeine Pfeife an der brennenden Kerze in der Stube an; dazu hatte er eine zu feine Lebensart, und die bequemen Zündhölzchen, die heutzutage dem Tabakraucher allerorten zu Gebote ſtehen, gab es damals noch nicht.

Er ging alſo in die Küche. Wie erſtaunte er aber, als er hinauskam! Mirl ſtand da und während ſie den Kaffee kochte rannen ihr die hellen Tropfen über die ſchönen Wangen, die von dem Wiederſcheine des Feuers nur noch glühender ausſahen, herunter. Im erſten Augenblick hielt er es für Schweißtropfen, aber ſein raſcher Blick überzeugte ihn ſogleich, daß es keine Schweißtropfen, ſondern Thränen, wirkliche Thränen ſeien.

Das thut mir ſehr weh! — ſagte Samuel, — wenn ich das gewußt hätt', wär ich nicht herausgekommen die Pfeife anzünden!

Was denn? — fragte Mirl ſcheinbar heiter, und der Strahl des Auges ſchimmerte durch das Thränen-Naß, wie die Sonne erglänzt in den Thautropfen auf den Gräſern.

Daß ich Sie werde weinen ſehn! — ſagte er, und mit großer Innigkeit fügte er hinzu: Was fehlt Ihnen? Warum weinen Sie?

Samuel! — ſagte ſie und blickte ihn wehmüthig an, — wollen Sie mir einen Gefallen thun?

Ob ich Ihnen einen Gefallen thun will? Ins Feuer geh' ich für Sie hinein!

Erzählen Sie keine Geſchichten mehr am Sabbath-Nachmittag.

Großer Gott! hab' ich wiſſen können, daß Ihnen das unangenehm iſt? und deshalb weinen Sie? Sie hätten mirs ja nur zu ſagen gebraucht.

Mir ſind Ihre Geſchichten nicht unangenehm, im Gegentheil ich hör' ſie für mein Leben gern, ich könnt' Ihnen zuhören den ganzen Tag und möcht' an kein Eſſen denken, und die ganze Nacht und es möcht mir kein Schlaf kommen; aber einem Andern ſind ſie unangenehm.

Einem Andern?

Ja! bemerken Sie es denn nicht, was er dabei für Geſichter ſchneidet?

Meinen Sie Aron?

Wen denn? und ich möcht' das um mein Leben nicht noch einmal von ihm hören, was ich heut' von ihm hab' anhören müſſen. Weichen Sie ihm aus!

Steh' ich ihm denn irgendwo im Wege?

Samuel! ſchonen Sie mich!

Sie erſchrecken mich, bei Gott, ich weiß nicht, was ich thun, noch was ich reden ſoll!

Thun Sie, was ich Ihnen ſage, weichen Sie ihm aus.

Was Sie wollen, thu ich. Und damit Sie ſehen ſollen, daß es mein Ernſt iſt, werd ich jetzt gleich, den Augenblick von Ihrem Vater meinen Abſchied verlangen.

Was, Sie wollen fort von uns?

Sie heißen mich es ja!

Samuel! wiſſen Sie denn nicht, was Sie mir ſind? weißt Du denn nicht, wie gern ich Dich hab? —

Bei dieſen Worten fiel ſie ihm um den Hals; der ſelige Mann umfaßte das holde Weib mit ſtarken Armen und ſo ſtanden ſie da, mit gewaltig aneinander pochenden Herzen, im Liebesgeſtändniß, daß ſich auf gewaltſamem Wege von ſchweigenden Lippen los gerungen, und nun in einer

feſten und glühenden Umarmung den entzückenden Ausdruck fand. So ſtanden ſie, als Jakob Glaſer plötzlich in die Küche trat und auf der Schwelle ſtehen blieb ohne ein Wort zu reden.

Die beiden Leutchen fuhren bei dem überraſchenden Anblick des Vaters auseinander und ſenkten verſchämt die Augen nieder. Das Mädchen wagte kein Wort hervorzubringen. Der Geſell aber faßte ſich raſch und ſagte: Meiſter! ich kann nicht leugnen, was Sie mit eigenen Augen geſehen haben. Jetzt iſt das Geheimniß, das ich mehr als zwei Jahre lang mit mir ganz allein herumgetragen hab', heraus. Ich hab' es nicht gewagt, ein Wort davon zu erwähnen, und hab' das Glück nicht geahnt, welches ich jetzt den Augenblick erfahren habe. Indeſſen aber, ich ſehe meinen Fehler ein, ich will ihn, ſo viel ich kann, wieder gut machen. Ich will mich nicht eindrängen, wo ich nicht hingehöre, geben Sie mir meinen Abſchied. Ich dank' Ihnen für Ihre gute Aufnahme und für alles Gute, das ich in Ihrem Hauſe genoſſen hab', ich werd' Sie und ihr Weib, hundert Jahr ſoll ſie leben, und ſie da, die ich lieber hab als alle Menſchen auf der Welt, in meinem Leben nicht vergeſſen, aber morgen früh, will ich gehn. Ich werd' ihm ausweichen, der ältere Rechte auf ſie hat, als ich, und der ihr auch ein anderes Leben bereiten kann als ich. Jetzt aber verzeihen Sie mir!

Nun und haſt Du jetzt ausgeredt? — ſagte Jakob Glaſer, — jetzt hat wieder ein Menſch geredt! und wie ſpät morgen früh willſt Du weg gehn? ſoll ich Dir nicht gar heut Nacht noch das Zeugniß ſchreiben? Du weißt, daß ich bei Tag nicht viel ſchreiben kann, und viel weniger bei Nacht. Und wo willſt Du von hier aus hingehn?

Wohin? weiß ich ſelbſt nicht! fort, nur fort, wohin mich die Füß' tragen.

Pſt! „Präkelemorem" (periculum in mora)! fort! nur fort! das heißt ein „Geeil" gemacht, als wie wenn er da

auf lauter Spennnadeln ſitzen und auf Kohlen ſtehen möcht'. Wenn mir ein Madel hat ein Kuß gegeben, wie ich noch Geſell geweſen bin, hab' ich nicht ſo weggeeilt.

Wie? — ſagte der Geſell überraſcht, — Sie nehmen meine Frechheit nicht übel? Sie weiſen mir nicht gleich die Thür?

Was biſt Du für ein abgeriſſener Narr! Warum, weil ſie Dir gefallt und Du ihr auch? Iſt das etwa ſo eine große Seltenheit? Ueber Euern Guſto braucht Ihr Euch alle Beide nicht zu ſchämen.

Mirl ſtand noch immer mit zur Erde geſenktem Blicke da, der Geſell aber ſagte: Meiſter! ſeien Sie unbeſorgt, es wird nie wieder geſchehen.

Das heißt bis zum nächſten mal! — entgegnete Jakob Glaſer.

Nein! Meiſter! ich bin nicht ohne Ehrgefühl, und weiß was ich der Ehre Ihres Hauſes ſchuldig bin. Ich hab' keinen Anſpruch auf eine Gunſt, die einem Andern gebührt.

Wie aber, wenn ich es haben will, und jetzt gleich?

Der Geſell ſchaute den Meiſter betroffen an.

Wart' nur ein' Augenblick, — ſagte der Meiſter, — ich will nur mein Weib herausrufen, damit ſie ſich's auch anſehen kann.

Der Geſell wußte nicht, in welcher Welt er ſei, er begriff noch immer nicht, was der Meiſter eigentlich vor habe; eben ſo wenig wußte ſich das Mädchen in das ſonderbare und unvermuthete Benehmen des Vaters hineinzufinden. Mittlerweile kamen beide Aeltern aus der Stube in die Küche heraus und Jakob Glaſer ſagte zu ſeinem Weibe: Hollah, jetzt Chaje-Soreh probirs, ob Du's auch noch ſo gut kannſt, wie unſer Mirl, ich geb' meinem Geſellen nichts nach, dafür bin ich noch immer der Meiſter — und zwei Paare hielten ſich einige Minuten in entzückender Umarmung ſelig umſchlungen.

Als der Meiſter ſein Weib wieder los gelaſſen und hiermit für das jugendliche Paar das Zeichen gegeben hatte, ließen auch ſie ſanft von einander und der Meiſter ſagte zu dem Geſellen: Jetzt Samuel, komm in die Stub' herein, und laß Mirl allein in der Küch', denn ſonſt kriegen wir heut vor zwölf Uhr Nacht kein' Kaffee zu trinken; Du aber Chaije-Soreh wirſt dem Jungen da ein biſſel die „Sedreh vorleinen" (den Text leſen). Weißt Du, was er hat thun gewollt? auf und davon hat er gewollt, und das Alles, weil Mirl ihn gern hat. Da kommt ja heraus: Thuts dem Hund Ehre an, bellt er noch. Haſt Du ſchon das in Dein' Leben geſehen? Hierauf ging der Geſell mit den beiden Aeltern in die Stube und Mirl blieb in der Küche, den Kaffee fertig zu machen. Ehe dieſer fertig wurde, hatte die Meiſterin Zeit genug dem Geſellen zu ſagen, daß ihr Mann ſchon ſeit langer Zeit keine andere Abſicht habe, als ihn zum Schwiegerſohn zu machen, daß er ſeine guten Eigenſchaften, ſeine Ehrlichkeit, ſeine Treue, ſeine Arbeitſamkeit, ſeinen Fleiß, ſeine Gefälligkeit und ſeine Art mit den Leuten umzugehen, vor allem aber ſein gutes Herz gleich anfangs erkannt und daß er ihr ſchon hundertmal gedankt habe, weil ſie davon die Urſache war, daß er ihn ins Haus genommen; daß er ſeinen Plan, ihm die Tochter zu geben ſtill für ſich gehalten, weil er noch ſehen wollte, wie er ſich in dem Hauptpunkt halten wird, denn uns — ſagte ſie — iſt es ſeit langer Zeit klar geweſen, daß Du Mirl gern haſt, wir haben aber ſehen wollen, wie Du Dich gegen ſie halten wirſt; nu Du haſt Deine Probezeit nicht ſchlecht beſtanden.

Mirl brachte den Kaffee in die Stube, als der Vater zu dem, was die Mutter ſo eben geſprochen noch Folgendes hinzufügte: Jetzt Kinder hört mich an, was ich Euch ſagen werd'. Unter uns und unter Euch gehört Ihr alle zwei Beide ſchon einander an wie, Braut und Bräutigam. Vor

der Welt aber wollen wir die Sach vor der Hand noch geheim halten, bis auf die Halbfeiertage des Laubhüttenfeſtes zu Geſund, dann werden wir das „Tnomſchreiben" (die Verlobung) machen und die ſchönſte Schal', die wir im Schrank ſtehn haben, zu Braut-Scherben zerbrechen. Und alsdenn jetzt wenn Du willſt, Samuel, will ich Dir Deinen Abſchied geben. Du kannſt gehn, wenn Du willſt; wer brauch' Dich da! Er meint da etwas, es fragt Einer viel nach ihm. Daß er es nur nicht verſäumt. Eine Vermeſſenheit von einem Menſchen, will ſich davon laufen!

Der Geſell lächelte ſtill vergnügt über dieſe vorwurfsvolle Ironie des Meiſters und da er ſagte: Hab ich denn gewußt, daß Sie gegen mich gar ſo gut ſein werden? — erwiderte der Meiſter: Wenn einer zu der Volle Woch' nießen thut, und der Meiſter ſagt einem, daß man eine gute Woch' haben wird, ſo muß man wiſſen, daß man eine gute Woch' haben wird, und darf nicht gleich ſo hinausfahren, daß man ſeinen Abſchied verlangt. Das iſt kein Schnitt von einem ordentlichen Geſell.

So wurde noch lange hin und her geredet und geſcherzt, die Verlobung auf den genannten Termin feſtgeſetzt und beſtimmt, vorläufig die Sache als Familien-Geheimniß zu behandeln.

Auf welche Weiſe es dem Ehevermittler gelungen ſei, hinter dieſes Geheimniß zu kommen, daß er mit Aron in ſolcher Beſtimmtheit von der Sache reden konnte? Was bleibt einem ſolchen verborgen? genug er wußte genau Beſcheid, und als „Aron mit der verlängerten Naſe", nachdem er mit Jakob Glaſer den oben erzählten Wortwechſel gehabt, nach Hauſe ging, rieb ſich der Ehevermittler, der ihn von ſeinem Fenſter aus ſah, die Hände. Dazu hatte er zwei Gründe; einmal hatte er für Aron eine andere Parthie in Bereitſchaft und zweitens gönnte er ihm die Beſchämung. — Der geht „betroppezt" (betroffen) heim, — ſagte er ſich

ſtill, — wie ein begoſſener Hund. Hätt' er mir gefolgt, hätt' er ſich das erſpart. Jakob Glaſer muß man kennen!

Kurz nachdem der Geſell und des Glaſermeiſters Tochter ein Paar geworden waren, verheirathete ſich auch Aron Strunk.

Bei dem Geſellen kam Alles ſo, wie man es vorher beſtimmt hatte. Obwohl das Verſprechen früher, als es in der Abſicht des Glaſermeiſters lag, bekannt wurde, verſchob man dennoch die eigentliche Verlobungsfeier bis auf die Halbfeiertage des Laubhüttenfeſtes. Zu dieſer Zeit aber wurden die Verwandten und Bekannten zuſammengerufen und die jungen Leute öffentlich als Braut und Bräutigam erklärt. Verlobungsanzeigen mit Goldlettern auf feinem Velinpapier, oder mit rothſeidenen Bändchen aneinander gebundene Viſitkarten der Braut und des Bräutigams gab es damals in der „Gaſſe" noch nicht; das war aber auch gar nicht nöthig; denn Jakob Glaſer hatte wirklich wie er es verſprochen die allerſchönſte Porzellan-Schale, auf welcher eine kleine Kuhheerde mit ihrer Hirtin abgebildet war, aus dem feinen Geſchirr-Schrank herausgeholt und ſie unter dem jubelnden Rufe „gutes Glück!" zu Boden geworfen, daß ſie in viele, viele Scherben auseinanderging. Dieſe Scherben — „Brautſcherben" genannt — wurden nun zum Theil unter die Anweſenden vertheilt, zum Theil an andere Bekannte, die der Verlobungsfeier nicht beiwohnen konnten, mit dem üblichen „Gut Glück!" abgeſendet und dies war eine deutlich genug ſprechende Verlobungsanzeige. Da hatte denn der eine den Kopf einer Kuh und die Hinterfüße einer andern, was aber kein Ganzes gab; ein zweiter hatte die Hand der Hirtin mit dem Stecken, ein dritter einen halben Hund, ein vierter den größten Theil

eines Kalbes, und ſo fort der Eine dies, der Andere jenes, wie es der Bruch, unter dem die Schale auseinander gegangen war, eben gefügt hatte. Man war luſtig und guter Dinge bei der Verlobungsfeier. Die Anweſenden rühmten das Waſſer des Ortes, dem ſie die wunderbare Kraft zuſchrieben, daß wer einmal davon getrunken, den Ort auch nicht mehr verlaſſen möge, mit Anſpielung auf den Geſellen, der als Fremder hieher gekommen war und ſich hier anſäſſig machte; ſprachen aber bei dieſer Lobpreiſung der nüchternen Flüſſigkeit recht wacker dem Weine zu, der aus vollen Flaſchen und Gläſern ihren funkelnden Augen entgegenglänzte.

Eine große Mitgift geb' ich mein' Mirl nicht nach, — ſagte Jakob Glaſer, — aber ganz leer ſchick' ich ſie auch nicht aus dem Haus; denn was Recht iſt, iſt Recht und was ſich gebührt, gebührt ſich.

Thu Dich nur nicht kleiner machen, als Du biſt, Jakob! — ſagte die Mutter, — wenn Dir Einer zuhört, möcht man meinen, Mirl wird ſich ein Jahr nach der Hochzeit ſchon neue Hemden machen müſſen! — Hierbei ging die Mutter zu dem Wäſchkaſten, öffnete denſelben und forderte mehrere der anweſenden Frauen auf, ſich Mirls Ausſtaffirung nur ein bischen anzuſehen; eine Prüfung, die denn auch mit großer Sachkenntniß vorgenommen wurde und nicht zum Tadel der ſorglichen Hausfrau ausfiel. Jakob Glaſer aber ſagte: Ich bitt Dich, ſperr' ſchon einmal den Kaſten zu und hör mir auf mit der „Prademacherei". Warum — wenn Du ihr hunderttauſend Gulden Silber mitgeben könnteſt, wär ſie um kein Haar mehr werth, als wie ſie iſt; und wenn ich müßt meinen, daß Samuel ſie darum nimmt, weil ſie mehr hat, als er, kannſt Du Dich verlaſſen darauf, daß er ſie nicht gekriegt hätt'; aber wie ich ihn kenn', weiß ich, daß er ſie nimmt, weil er ſie gern hat und ſie ihn, und weiter „potor" aus (Punktum); im

Uebrigen muß Gott Glück und Segen geben und die Hauptſach iſt, daß man zu einander paſſen thut. Ob ſie ein halb Dutzend Hemden mehr hat, oder nicht, da darauf kommt es, ſoll ich leben, nicht an; ein ehrlicher Jung, der gute Gedanken im Kopf hat, muß ein Madel nehmen, wenn ſie auch gar kein Hemd hat. Nicht wahr, Samuel?

Samuel bejahte ſchlicht und ehrlich, Mirl erröthete und die übrigen Anweſenden griffen den Scherz auf und lachten, und ſo weiter fort: geſcherzt und gelacht, geneckt und prophezeit, dabei aber auch feſt gegeſſen und getrunken bis in die tiefe Nacht hinein; es war ein recht fröhliches „Tnomſchreiben".

Die Hochzeit wurde auf ein ganzes Jahr hinaus verlegt. Nach dem Wunſche Jakob Glaſers ſollten die jungen Leute ein Jahr lang Brautleute ſein, und dieſe, ob ſie mit der väterlichen Verfügung einverſtanden waren, oder nicht, ſie wagten es keinesfalls gegen dieſelbe etwas einzuwenden; dies ließ bei Beiden das Schamgefühl nicht zu. Und der Vater hatte Recht. Nicht etwa, daß er die jungen Leute noch ein Jahr lang auf die Probe zu ſtellen beabſichtigt hätte; wäre eine ſolche Prüfungszeit jetzt erſt nöthig geweſen, ſo wäre es zu derſelben ſicherlich gar nicht gekommen. Jakob Glaſer war nicht der Mann, ſich in ſolche Dinge einzulaſſen; er war beſchränkt in Gegenſtänden, ſoweit dazu irgend eine erworbene Kenntniß oder weit hergeholte Erfahrung gehört, aber in den Angelegenheiten, die ihm nahe lagen, bewährte er jedesmal einen vortrefflichen Verſtand und einen praktiſchen Blick. Er wußte nicht, wo Deutſchland liegt und ob es daſelbſt auch Juden gebe, bevor er es von ſeinem Geſellen erfahren hatte, und wunderte ſich darüber, wie es den Deutſchen möglich ſei mit den Bauern zu verkehren, da ſie nicht böhmiſch ſprechen; aber er wußte nichts deſto weniger genau, was er in ſeinem kleinen Kreiſe zu thun und zu laſſen, was er anzuordnen, was er zu ge-

ſtatten und was er zu verbieten habe, er hatte Kopf und Herz auf der rechten Stelle. Er wäre ſonſt auch nicht fähig geweſen, das ſchlichte ehrliche Gemüth und den herrlich-männlichen Muth ſeines Geſellen, ſowie die aufkeimende Liebe in deſſen Herzen und in der Bruſt ſeiner Tochter aus ſcheinbar geringfügigen leicht zu überſehenden Anzeichen zu erkennen und als Gewißheit anzunehmen. Er verzögerte aber die Hochzeit aus dem Grunde, weil er ſeinem künftigen Schwiegerſohn die Stellung, die derſelbe dann einnehmen ſollte, früher in Ordnung zu bringen vorhatte. Er wollte ihm nämlich das Meiſterrecht verſchaffen und dazu brauchte man damals, wo das Zunftweſen in höchſter Blüthe ſtand drei Dinge: Geld, Geduld und Zeit.

Damit Samuel Frei in dem Orte Meiſter werde, mußte er vorher daſelbſt das Heimathsrecht erwerben. Dieſe Dinge wurden nun geräuſchlos betrieben und der in der Geographie und Völkerkunde ſo wenig bewanderte Glaſermeiſter zeigte in der Betreibung dieſer Angelegenheiten ein ſo gutes Geſchick, ſo viel Ernſt und Feſtigkeit, daß er wirklich noch bevor ein Jahr zu Ende ging der Drohung des Acciſe-Pächter-Sohnes, er werde den hergelaufenen Schnorrer auf den Schub wegſchicken laſſen, mit Recht ſpotten konnte. Samuel Frei ward als heimathberechtigt in dem Orte anerkannt und erhielt daſelbſt das Meiſterrecht. Nun gab es im Orte zwei jüdiſche Glaſermeiſter und man nannte Samuel nicht mehr den Geſellen, aber auch nicht Samuel Frei, wie ſein wirklicher Name war, ſondern Samuel Glaſer, wie man ſeinen Schwiegervater Jakob Glaſer nannte, oder man ſagte zur Unterſcheidung der beiden auch: der junge Glaſer und der alte Glaſer, wenn man von dem einen oder dem andern ſprach, und man hatte noch oft Gelegenheit von ihnen zu ſprechen.

Nachdem alle äußeren Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren, konnte die Hochzeit gefeiert werden, und

ſie ward gefeiert mit all' dem Pomp und all' dem Aufwand, wie er in der „Gaſſe" üblich war und ſelbſt mit jenen Uebertreibungen, die ſonſt nur bei den reichſten Hochzeiten vorzukommen pflegten. Denn, — meinte Jakob Glaſer, und hierin hatte er offenbar Recht, — man ſoll in der „Gaſſe" nicht ſagen, daß Samuel leider ein Fremder iſt, der hier keine Annehmer hat, und daß er daheim bei ſich eine ſchönere Hochzeit gehabt hätt', wenn er daheim in Teutſchland geblieben wär'. Ich freue mich mit ihm ſo ſehr, daß ich ihm die Händ' unterlegen möcht' auf dem Weg, wo er geht, ſo ein feiner Menſch iſt er; ſo ein' Menſchen find't man nicht, wenn man ganz „Marreland" und gar über Prag herüber bis nach Teutſchland aus reiſen thut; ich will ihm eine Hochzeit herſtellen, wie es ſich gebührt. Drei Tage dürfen mir die Muſikanten nicht fort und daß die Jungen und Mädchen nicht fort gehen und die Hochzeitsſtube leer ſtehn laſſen, ſo lang die Muſikanten drinnen ſind, das weiß ich; ich bin auch einmal ein lediger Jung geweſen! Und der Narr ſoll ſich mit dem Reimen zuſammen nehmen; denn auf mein' Samuel will ich gute Reime haben, wie er ſie verdient. Er iſt ſelber ein feiner Kopf und kennt ſich aus, deswegen darf er ihm keine ſchlechten Sachen vorreimen, die nichts werth ſind. Und vom Eſſen und Trinken will ich gar nichts reden. Mein Chaije-Soreh ſoll mir leben! hat ſchon geſagt, ſie wird ſich produciren, und wenn ſie ſich produciren will, brauch ich nichts mehr zu reden, ich weiß ſchon was das heißt. Ein klein Biſſele hat ſie ſchon bei der Verlobung bewieſen, wie ſie das verſteht; kurz, ich ſag' Euch, Kinder, Ihr werdet auf Mirls Hochzeitstag zu Geſund und zu Leben ein Seelenvergnügen haben. Mehr ſag' ich Euch nicht.

Man darf ihm nicht den Vorwurf machen, daß er übertrieben habe. Seine Gattin hatte ſich wirklich producirt und nie hat es eine ſchönere, fröhlichere Hochzeit in der

„Gaſſe“ gegeben, ſo weit die Bewohner derſelben zurückdenken konnten. Alles ging Jakob Glaſer nach Wunſch, ſogar der Schalksnarr ſchien diesmal ſich ſelbſt zu übertreffen. Samuel und Mirl wurden mit Luſtbarkeit in den Eheſtand hineingeſungen und hineingetanzt und fühlten das reinſte Glück im Herzen.

Wie ſchon erzählt, hatte kurze Zeit darauf auch Aron Strunk geheirathet. Er machte eine Parthie, auf welche der Ehevermittler ſeit lange gezielt und ſpeculirt hatte, ſchon zu der Zeit, als der ſtolze Acciſe-Pächter-Sohn noch zu der ſchlichten und einfachen Glaſermeiſters Tochter ging. Ein Heirathsagent hat gegen derartige ſich von ſelbſt entwickelnde Verhältniſſe eine leicht begreifliche Antipathie vom Haus aus; denn er anerkennt nur ſolche Heirathen als richtig, welche mit ſeinem Zuthun zu Stande kommen. Wo ſich aber eine Heirath aus natürlichen Urſachen beiſpielsweiſe aus der Liebe zweier junger Leute entwickelt, da ſieht er etwas Verkehrtes darin. Liebe iſt für ihn etwas Widerſinniges. Was heißt Liebe? frägt er. Sobald zwei ſich nehmen, lieben ſie ſich! Er kennt nur Mann und Weib der Verſchiedenheit des Geſchlechtes nach; daß aber ein beſtimmter Mann zu einem beſtimmten Weibe Neigung faſſe, daß ein Jung ein beſtimmtes Mädchen zum Weibe begehre, juſt weil es dieſes Mädchen iſt, das iſt ihm etwas unbegreifliches. Er kennt keine Liebe, er kennt nur Parthieen, und Parthieen machen ſich nicht von ſelbſt, dieſe bedürfen ſeiner Hilfe. Daher kommt es, daß er oft für Leute beſorgt iſt, die ihm eine ſolche Fürſorge für ihre eigenen Angelegenheiten gar nicht übertragen haben; aber — er iſt kein Narr und weiß was er will, und wenn er ſich einmal irrt, ſo hat er dafür in zehn anderen Fällen richtig gerechnet; denn die Aeltern des jungen Mannes oder des Mädchens hat er in der Regel ſehr raſch auf ſeiner Seite, für dieſe

handelt es ſich ebenfalls ſelten um Liebe, ſondern um — Verſorgung.

Wer dieſe Verhältniſſe aus eigener Erfahrung kennt, wird ſich im Geringſten nicht darüber verwundern, wenn er erfährt, daß der Ehevermittler den Acciſe-Pächter-Sohn nicht eben gern zu der Glaſermeiſters Tochter gehen ſah, daß er ſich im Gegentheil über die Wendung, welche die Dinge genommen hatten, ſehr freute. Denn was hätte er davon gehabt, wenn Aron und Mirl ein Paar geworden wären? Nichts; denn ſie wären es ohne ihn geworden. So aber kam ihm dieſer „hergelaufene" Geſelle ſehr gut dazwiſchen gelaufen, und man begreift jetzt, daß der Triumph, den er über Aron mit der verlängerten Naſe davon trug, nicht etwa in einer bloß befriedigten eitlen Rechthaberei beſtand — von ſolcher Eitelkeit iſt ein praktiſcher Ehevermittler ſehr ferne, ſondern daß er wirklich Urſache hatte, ſich über den Korb zu freuen, den Aron aus Jakob Glaſers Wohnung nach Hauſe getragen; denn jetzt fiel er in ſeine Hände, und es gab nicht viele junge Leute im Ort, auf die er ſich von jeher ſo große Rechnung gemacht hatte, als gerade auf Aron Strunk.

Man würde dem Ehevermittler ſehr Unrecht thun, wenn man behaupten wollte, er habe ihn verrathen und verkauft. Der Abſicht nach, mag ſein, ein Ehevermittler hat nie eine Abſicht, die ſich auf etwas anderes erſtreckt, als auf ſeine eigene Börſe, im letzten Grunde nämlich; aber der That nach — nun das hängt von Glück oder Unglück ab — der That nach bekam Aron ein vortreffliches Mädchen zur Frau und dieſe Frau hatte nur den Einen Fehler, den ſie allerdings Zeit ihres Lebens nicht ablegen konnte, daß ſie von ihrem Manne in keiner Weiſe verſtanden und gewürdigt werden konnte. Manch anderer Mann hätte mit dieſem Mädchen glücklich ſein können, Aron konnte es nicht. Sie war nicht aus dem Orte; ſie kam aus der Fremde

hierher und zwar aus einer großen jüdiſchen Gemeinde, wo ihr Vater nicht nur einer der reichſten und angeſehenſten, ſondern auch einer der talmud-gelehrteſten Männer war; ſie hatte eine Erziehung genoſſen, welche in Bezug auf Geiſtesbildung für die damalige Zeit ſehr hoch hinaus ging, in Bezug auf die Bildung des Herzens, was bei einem Weibe allezeit die Hauptſache bleibt, niemals vortrefflicher genannt werden kann. Sie war weit entfernt von dem Orte, nach welchem ihre Beſtimmung ſie geführt und ſie konnte nicht ahnen, daß ſie, die zu Hauſe mit der größten Zärtlichkeit behandelt wurde, den Händen eines brutalen, rohen und hartherzigen Mannes übergeben ward.

Schon die Hochzeit ſelbſt war für die weiteren Vorgänge ein nicht eben anziehendes Vorſpiel.

Es iſt gebräuchlich, oder war es wenigſtens, daß bei Heirathen, die zwiſchen Perſonen aus zwei verſchiedenen Ortſchaften zu Stande kamen, die Hochzeit in dem Wohnorte der Braut und wie auch bei Brautleuten aus demſelben Orte im Hauſe der Braut gefeiert wurde. Demgemäß war auch kein Zweifel, daß Aron Strunks Hochzeit nicht in ſeiner Heimath ſtattfinden werde. Man wunderte ſich allgemein darüber, daß von dieſer Regel abgegangen und die Hochzeit im Wohnorte des Bräutigams gefeiert wurde. Man wußte ſich dies nicht zu erklären und doch lagen die Gründe klar auf der Hand. Der Acciſe-Pächter Ephraim Strunk wußte nämlich bei ſich ſehr gut, daß er in der jüdiſchen Gelehrſamkeit ganz unwiſſend und daß ſein Sohn Aron ihm in dieſem Punkte gleich ſei, wie ein Ei dem andern.

Was werden wir zwei, — ſagte der Vater zu dem Sohne, — in der Fremd' für Ehre aufheben? In einem Ort, wo es ein paar hundert talmudbefliſſene Jünger gibt und wo die meiſten Familienväter lauter Talmud-Gelehrte ſind? — In eine talmudiſche Diſputation können wir zwei uns mit dieſen Leuten nicht einlaſſen, und wenn Einer

bei der Hochzeit ein Stück talmudiſche Wiſſenſchaft da herſagt, werden wir zwei da bei Tiſch ſitzen wie die „Gameln" (Kameele) mit dem offenen Maul; wir können dort nur Schmach und Schande haben! Denn auf die Acciſe-Pacht hinauf kann man dort keinen Stolz haben; ich bitt' Dich! Ungarn! eine freie Provinz! Die Leut' dort wiſſen ja nicht einmal was die Acciſe-Pacht iſt, von wannen ſollen ſie das wiſſen. Wenn einer dort Fiſch eſſen oder Wein trinken will, ißt er und trinkt und läßt ſich wohl ſein. Iſt denn Ungarn da etwas „Marreland" (Mähren) geworden?

Und dann, ſagte der Sohn hierauf, an das Beſte vergißt Du!

An was?

An Mirl Jakobs Hochzeit mit dem hergelaufenen Schnorrer. Ein Gallfieber hat es mir ſchier gemacht, was die Leut' bei der lumpigen Hochzeit getrieben haben, und Dich hat es auch verdroſſen. Iſt's nicht wahr?

Gewiß hat es mich verdroſſen; warum ſoll es Einen nicht verdrießen, wenn man ſieht, wie ſich gemeine Leut' ſo aufſpreizen thun?

Alſo darum muß man ihnen weiſen, daß ſie doch nichts ſind, und muß ihnen weiſen, daß ſie ſich mit einem reichen Mann nicht vergleichen können. Alles was ſie aufgeboten haben, muß man ihnen doppelt und dreifach zurückgeben, damit ſie den Unterſchied ſehen und die Vermeſſenheit verlieren!

Ganz recht, erwiderte der Vater hierauf, alſo deshalb iſt meine Meinung, daß wir an den Schwiegervater ſchreiben, daß die Hochzeit hier ſein muß bei uns.

Und wenn er nicht will?

Wie heißt, wenn er nicht will! Ich werd' ihm ein' Krehn dazu machen. Wenn er nicht will, laß ich die Parthie abgehn! Verſtehſt Du mich?

Aron war mit dieſer Bedingung zufrieden, und mit

der kategoriſchen Art, in der ſie gefordert werden ſollte, vollkommen einverſtanden. Warum ſollte er nicht? Was hatte er dabei zu riskiren? Im ärgſten Falle ging die Parthie zurück! Und was liegt daran? Der Ehevermittler, der die eine Parthie zu Wege gebracht hat, lebt noch, und wird nöthigenfalls wohl noch eine andere Parthie zu Stande bringen. Liebte Aron denn ſeine Braut? Wär ſie ihm denn mehr als irgend eine andere? War er denn fähig zu lieben?

Aber Mirl, des Glaſermeiſters Tochter, hat er doch recht geliebt?

Nein, der befindet ſich in einer Täuſchung, der dies glaubt. Sie gefiel ihm gut; ja, kein Wunder, denn ſie war ſchön. Er ging zu ihr; ja, kein Wunder, denn ſie war nicht nur ſchön, ſondern die ſchönſte in der Gaſſe, und es ſchmeichelte ihm, daß er überall obenan ſein und das Schönſte und Beſte haben müſſe. Er war gewöhnt an ſie; ja, allerdings die Gewohnheit iſt mächtig und ſogar im Stande eine heftige Leidenſchaft zu erzeugen, aber dieſe Leidenſchaft, von welcher er für das Mädchen erglühte, war keineswegs die Flamme der reinen ſelbſtloſen Liebe, es war ein unheiliges Feuer, das in ihm brannte.

So vergaß er ſie wohl gar auch raſch?

Wie man's nimmt. Sein Herz hatte ſie nicht zu vergeſſen; denn in dieſem war ſie eigentlich niemals eingeſchloſſen. Aus ſeinem Gedächtniß entſchwand ſie nicht ſo raſch, dazu war er zu rachſüchtig. Und ſollte er vergeſſen, daß ein fremder Handwerksburſche ihm bei einem Mädchen, das ſich ſeiner Meinung nach glücklich ſchätzen mußte, von ihm berückſichtigt zu werden, den Rang abgelaufen habe?

Doch davon ſpäter, denn wir müſſen ſehen, wie es mit ſeiner Hochzeit ſteht.

Auf den abgeſchickten Brief lautete die Antwort durchaus befriedigend. Wenn, hieß es darin, der Schwiegervater

einen ſo großen Werth darauf legt, daß die Hochzeit daheim bei ihm ſtattfinden ſoll, ſo hat man dagegen nichts einzuwenden, obwohl man das alte Herkommen, die Hochzeit im Orte der Braut und in ihrem älterlichen Hauſe zu veranſtalten, nicht gern bricht, denn man ſoll nicht ohne Urſache einen „Minhag“ (usus) brechen, wenn derſelbe auch nur eine Kleinigkeit betrifft, ſolange nicht wichtige Gründe für eine ſolche Ausnahme vorhanden ſind; indeſſen wird der Schwiegervater, ſetzt man voraus, wohl ſeine triftigen Urſachen haben, warum er die Hochzeit durchaus bei ſich daheim haben will. Man ehrt dieſe Gründe, wenn man ſie auch nicht kennt, will in dieſelben, da ſie nicht angegeben würden, auch nicht weiter dringen, keineswegs ſoll dieſem Punkt eine weitere Bedeutung beigelegt werden, wenn alles Uebrige in Ordnung iſt und man ſonſt gegen einander nichts einzuwenden hat. Jedoch wird man ſich es nicht nehmen laſſen, und der Schwiegervater wird wohl nichts dagegen haben, daß man, wo die Hochzeit auch immer ſtattfinden möge, die Koſten derſelben ebenſo beſtreiten wolle, wie wenn ſie im älterlichen Hauſe der Braut ſtattgefunden hätte; denn es gebührt ſich, daß die Seite der Braut die Hochzeitskoſten trage; es iſt dies ein Ehrenpunkt und es ſoll in ſpäteren Jahren, Gott ſoll Alles zum Guten lenken, aber man kann nicht wiſſen, was die Zeit mit ſich bringt, dem Weibe von ihrem Manne nicht der Vorwurf gemacht werden, daß er ihr die Hochzeitskoſten beſtritten und ſie daher in ſeiner Schuld ſtehe. Hieran wurden noch ſchließlich viele Grüße geknüpft, und die Hoffnung, daß Alles nun geordnet und kein Grund mehr zu einer weiteren Meinungsverſchiedenheit vorhanden ſei, ausgeſprochen.

Die Zartheit in dem Tone dieſes Briefes, die Sorglichkeit durch keinen Ausdruck irgendwie zu verletzen und die Bereitwilligkeit auf das Eingehen aller Forderungen, hätte auf jeden andern Menſchen einen rührenden Eindruck

gemacht, denn in Wahrheit braucht man von einem Manne, der dieſen Brief geſchrieben, nichts weiter zu wiſſen, um ihn für einen feinen, vortrefflichen Menſchen zu halten. Auf Ephraim Strunk und ſeinen Sohn übte das Schreiben aber keinen andern Eindruck, als daß erſterer ſagte: Siehſt Du! ſo lernt man den Hund „Dürrbirndlein" eſſen!

Und Aron ſagte hierauf mit ſtolzem Selbſtgefühl nichts weiter als: E! he!

Die Hochzeit wurde gefeiert, aber die Zeit der Propheten iſt vorüber.

An Pomp und Aufwand wurde allerdings die Hochzeit des fremden Handwerksburſchen noch weit zurückgelaſſen; denn was Entfaltung von Pracht und Reichthum betrifft, konnte ja der Glaſermeiſter nicht mit dem Acciſe-Pächter wetteifern; aber doch waren zwei Dinge ganz anders ausgefallen, als Vater und Sohn ſich ſie gedacht und vorausgeſehen hatten. Die Beſchämung, die ſie in der Fremde fürchteten, und der ſie geſchickt zu entgehen glaubten, iſt ihnen keineswegs erſpart geblieben, denn der Vater der Braut hatte zur Hochzeit ſeiner Tochter ein großes Gefolge mitgebracht; und es iſt für Männer, welche in talmudiſcher Diſſertation geübt und immer ſchlagbereit ſind, und die an derartigen Diſputationen das größte Wohlgefallen finden, ganz gleichgültig, auf welchem Schauplatze ſie ihre geiſtige Ueberlegenheit zu entfalten Veranlaſſung finden. Wie der Ort auch immer heiße, der Name thut hier wirklich gar nichts zur Sache, und ſo dauerte es auch nicht lange, ſo hatte ſich bei der reich beſetzten Tafel ein exquiſites pilpuliſtiſches Gefecht entſponnen, in dem die ſcharfſinnigſten Meinungen und die ſpitzfindigſten Wendungen im lebhafteſten Feuer hin und her geworfen wurden. Ephraim und ſein Sohn befanden ſich auf dem gefährlichſten Poſten, den ſie einnehmen konnten, ſie waren im dichteſten Kugelregen. Man machte ſich nicht etwa luſtig über ihre Unwiſſenheit!

Gott nein! Dazu haben aufgeregte Talmudiſten gar keine Zeit. Viel ärger, viel ärger erging es ihnen, man ignorirte ſie, man wußte gar nicht, daß auch ſie da ſeien. Dies war der eine Punkt, worin Vater und Sohn ſich verrechnet hatten; aber dies war noch das Erträglichere im Vergleich zu der andern Enttäuſchung, die ſie erleben mußten. Ungeachtet des Aufwandes nämlich, den man gemacht hatte, und der weit, weit Alles zu überbieten ſchien, was ſeit undenklicher Zeit in der „Gaſſe" geleiſtet worden war, konnte man doch die Wahrnehmung machen, daß ſich außer den paar Talmudiſten eigentlich Niemand unterhielt. Es herrſchte keineswegs jene Fröhlichkeit bei der Hochzeit, wie ſie vor nicht langer Zeit im Hauſe des Glaſermeiſters ſich entbunden hatte, nein, Alles war ſtill und ernſt. Die Talmudiſten ſchrieen wohl, aber dazu hatten dieſe keine Hochzeit nöthig, ſie hätten an jedem andern Orte und bei jeder andern Gelegenheit keinen geringern Lärm gemacht; die übrigen Leute aber, die über den wiſſenſchaftlichen Werth der hier ſo eifrig verhandelten Streitfragen in beneidenswerther Unklarheit ſchwebten, ließen die Köpfe hängen, öffneten wohl den Mund, aber nur um die Kauwerkzeuge, nicht aber um die Sprachorgane in Bewegung zu ſetzen. Es laſtete ein Druck auf der ganzen Geſellſchaft, ein Bann, dem ſich Niemand zu entziehen vermochte, und das Urtheil über die Hochzeit war bei der geſammten Bevölkerung der „Gaſſe" einſtimmig dies, daß ſie ſich an keine ſo traurige und langweilige Hochzeit erinnern könnten, ſo weit ſie zurückdenken.

Daß dieſe Urtheile dem Acciſe-Pächter und ſeinem Sohne nicht unbekannt blieben, iſt bei den Verhältniſſen eines kleinen Ortes ſo ſelbſtverſtändlich, daß man ſich wundern müßte, wenn es anders gekommen wäre. Daraus entſtand aber bei Vater und Sohn, beſonders wenn ſie die Vergleichungen und wenig ſchmeichelhaften Parallelen ver-

nahmen, welche zwiſchen dieſer Hochzeit und der bei Jakob Glaſer allenthalben gemacht wurden, eine Verbitterung des Gemüthes, welche wieder auf die allgemeine Stimmung ihre Rückwirkung übte, und ſo drehte ſich Urſache und Wirkung in einem cauſalen Zirkel herum, der durch nichts beſſer verſinnlicht wird, als durch die Schlange, die ſich in den eigenen Schwanz beißt. Die Philoſophen heißen das Wechſelwirkung.

Kann man ſich nun wundern darüber, daß das Verhältniß zwiſchen Braut und Bräutigam unter ſolchen Umſtänden ſich nicht beſonders freundlich geſtaltete? Ein unwiſſender Schwiegerſohn iſt für einen gelehrten Schwiegervater ſelten ein Gegenſtand großer Hochachtung. Soll dies möglich ſein, dann muß der Mann durch Eigenſchaften des Herzens erſetzen, was ihm an geiſtiger Begabung abgeht; immerhin, der Vater der Braut wußte im Vorhinein, daß Aron Ephraims keine herbe Frage des Maimonides beantworten kann. Aber ein Bräutigam mit einem mürriſchen und finſtern Geſichte am Hochzeitstage iſt unter keinerlei Umſtänden für eine Braut ein anziehender Gegenſtand.

Peſſele, ſo hieß die Braut, hatte ſich über den Punkt zwar nicht geäußert, aber es gab gefällige Leute genug, die ihr ihre Theilnahme und Mitleid ausdrückten, daß ſie einen ſo verſtörten Hochzeitstag habe, und zudem hatte man ſie raſch davon unterrichtet, daß ihr Bräutigam eigentlich darüber unglücklich ſei, weil er in Jakob Glaſers Tochter, die erſt kürzlich geheirathet, verliebt wäre.

Die Braut gefiel ſich nicht beſonders in dieſer Situation; ſie ſah in dem trüben Hochzeitstage nur das Vorſpiel ſpäterer noch traurigerer Tage und nie hat der Schalksnarr ein leichteres Spiel gehabt, mit ſeinen Reimereien die Braut zum Weinen zu bringen als dieſesmal.

Hätte ſie ſich nicht geſchämt, ſo wäre ſie, nachdem Alles vorüber war, mit ihrem Vater wieder in ihren Hei-

mathsort zurückgekehrt. Die Schamhaftigkeit ſchloß ihr die Lippen. Sie vergoß bittere Thränen als der Vater von ihr Abſchied nahm.

Die „Gaſſe“ war in kurzer Zeit um zwei Hausväter reicher geworden.

Für den Knaben, der dem ehemaligen Handwerksburſchen bei ſeinem Eintritt in den Ort zu allererſt unter dem Thore begegnet, und der ihm über die Wohnung des jüdiſchen Glaſermeiſters Auskunft ertheilt, hatte Samuel Frei ſeit jenem Augenblicke ein Gefühl der Zuneigung; er betrachtete ihn als ſeinen Glücksbringer, und mehr als einen Kreuzer hatte er dem erſten, den er ihm gegeben, im Laufe der Jahre folgen laſſen. Bald aber fand er Gelegenheit, ſeine Anhänglichkeit an dieſem Knaben durch eine ſchöne, echt menſchliche That zu beweiſen, die weit mehr werth iſt, als ein Almoſen von Zeit zu Zeit, welches wohl eine momentane Noth zu lindern, aber keine dauernde Abhilfe von Leiden zu gewähren im Stande iſt. Es war ungefähr ein Jahr nach Samuel's Verheirathung, ein kleiner Sprößling lag bereits in der Wiege, als der Vater jenes Knaben, ein armer Dorfgeher, der ſich kümmerlich ernährte, von einer ſchnellen Krankheit dahingerafft wurde und eine hilfloſe Wittwe nebſt einer verlaſſenen Waiſe zurückließ. Der Knabe, der zur Zeit der Ankunft unſeres Samuel ſieben Jahre zählte, hatte jetzt ungefähr das elfte Jahr überſchritten, einen wegen der beſchränkten Verhältniſſe ſehr nothdürftigen Unterricht genoſſen, der noch nicht einmal jenes Ziel erreichte, wohin die andern Knaben ſeines Alters, denen man gerade auch keine übermäßige geiſtige Anſtrengung zugemuthet hatte, gelangt waren. Die Wittwe wußte nicht, was ſie mit dem Kinde anfangen ſolle; ſie hatte ſich

an die Gemeinde gewendet, von dieſer wohl eine Geldunterſtützung erhalten, für den Knaben jedoch wußte man nicht Rath zu ſchaffen; die höchſte Ausſicht, die man ihr eröffnete, war dieſe, man wolle ihn zu dem Gemeindediener geben und ſehen, ob er ſich etwa als Schulklopfer verwenden ließe.

Samuel Frei hatte dies kaum in Erfahrung gebracht, als er ſich zu der trauernden Wittwe begab, ſie tröſtete und ihr den Vorſchlag machte, den Knaben ein Handwerk lernen zu laſſen.

Woher ſoll ich Geld nehmen ihn ein Handwerk lernen zu laſſen? Die goldenen Zoten hängen von mir herunter! hatte die Wittwe mit trauriger Ironie eingewendet.

Einen guten Glaſer-Geſellen unterſteh ich mich ſelber aus ihm zu machen, fuhr Samuel Frei fort, unbeirrt von ihrer Einwendung, und dazu braucht man keine goldenen Zoten. An Koſt, Quartier und Kleidung wird es ihm bei mir nicht fehlen und auf jedes Lehrgeld verzicht' ich.

Man kann leicht denken, daß dieſer Vorſchlag von der Wittwe mit vielem Danke angenommen wurde, und ſo quartierte ſich denn das elfjährige Pincheſel, ſo nannte man den Knaben, der eigentlich Pinchas hieß, als Lehrling bei dem jungen Glaſermeiſter ein.

Dieſer wußte nicht, daß in dem Hauſe des Acciſe-Pächters eben jenes Knaben halber zwiſchen den jungen Eheleuten nach einem lebhaften Wortwechſel eine ſtarke Verſtimmung Platz gegriffen hatte. Die junge Frau, äußerſt wohlwollend von Natur und gewohnt an Wohlthaten, wie ſie dieſelben im älterlichen Hauſe üben geſehen und gelernt hatte, war von dem Unglücksfall, der die arme Wittwe betroffen', gerührt und machte ihrem Manne den Vorſchlag, den Knaben zu ſich ins Haus zu nehmen, eine Zumuthung, die Aron Strunk geradezu widerſinnig erſchien.

Du mußt Dir Deine Narreſchkeiten aus dem Kopf

ſchlagen, wenn Du Aron Strunk's Weib ſein willſt, hatte er nicht ohne ironiſches Lächeln auf ihren Vorſchlag erwidert.

Leider! leider muß ich das! ſagte darauf die junge Frau, denn Du wirſt das doch nicht mehr lernen, was ich vergeſſen ſoll.

Was? rief Aron hohnlachend, ſoll ich vielleicht gar als Hausherr von Dir etwas lernen? Hab' ich Dich vielleicht genommen, um bei Dir in die Schule zu gehn?

Gott wolle Du thäteſt das! möcht' Manches anders ſein!

Wie Du ſagſt biſt Du gerecht! ich muß Dir aber ſagen, ich geb' für die ganze Gelehrſamkeit, von Deinem Vater mit ſammt ſeinem ganzen Talmud, keinen Groſchen!

Laß mein' Vater in Ruhe! Du biſt nicht werth ihn in den Mund zu nehmen.

Von Deinetwegen könnt' ich Alles ſtehn und liegen laſſen und könnt' mich heut' noch niederſetzen anfangen Talmud zu lernen.

Wer verlangt denn das von Dir?

Nein? verlangſt Du's nicht? nun noch ein Gut's von Dir, daß Du es nicht verlangſt. Nun und ſag' mir Peſſel-Leben, mein Kind, was ſoll ich lernen?

Menſchlichkeit! ſagte die Frau mit bitterem Ernſt und verließ das Zimmer, um im Stillen, wie ſie ſchon öfter gethan, ſich auszuweinen.

Beim Eſſen herrſchte Stille. Die Frau wollte vor den Dienſtleuten des Hauſes kein Aufſehen machen, deshalb ging ſie wie gewöhnlich zu Tiſche, obwohl ſie wußte, daß ſie nichts eſſen werde. Sie mochte es nicht, daß das Zerwürfniß mit ihrem Mann offenbar und allenthalben beſprochen werde. Die Ehre des Hauſes lag ihr am Herzen. Wer da red't auf ſein' Ort und ſein' Familie, ſagte ſie ſich, an dem iſt kein Segen. Sudel Dir das Fleiſch und iß es allein! Drinnen bin ich!

Es war bei Tiſche, als ſie die allgemein belobte Neuigkeit von der Aufnahme des Waiſenknaben in das Haus des jungen Glaſermeiſters erfuhren. Dieſe Neuigkeit erfüllte die Frau mit Freude, den Mann aber mit Ingrimm. Scheiterte auch die Verwirklichung ihrer wohlwollenden Abſicht an dem Widerſtande des hartherzigen Mannes, ſo gewährte es ihr, da ihre Geſinnung frei von jeder Selbſtſucht und von jeder Eitelkeit, der Quelle ſo mancher Wohlthaten, war, große Freude, daß es noch andere gute Menſchen im Orte gebe, und daß der Hauptzweck, den ſie im Auge hatte, die Verſorgung des Knaben, erreicht ſei. Sie ſchwieg aber und hielt ihre Gefühle bei ſich; ſie unterließ es ein Wort über den Gegenſtand zu äußern, da die Sache jetzt ein für allemal abgemacht war. Ihr Schweigen wurde von Aron aber als ein Vorwurf gedeutet, den ſie nur aus Stolz auszuſprechen verſchmähe. Er nahm an, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß ſie zwiſchen ſeiner und des jungen Glaſermeiſters Handlungsweiſe im Innern Vergleichungen anſtelle, die nicht zu ſeinen Gunſten ausfielen. Dies ließ ihm keine Ruhe und deshalb brach er das Schweigen über den Gegenſtand, indem er ſagte: Nun ſiehſt Du! wenn Du aber hätteſt anſtatt meiner einen hergelaufenen Glaſer-Geſellen genommen, wie Mirl Jakobens es gemacht hat, ſo hätteſt Du jetzt können Kinder aufnehmen ſo viel Du willſt.

Es wär' dies nicht das einzige Gute dabei geweſen! erwiderte die Frau.

Ja, ſo iſt es, wenn man eine ſchlechte Parthie ausnimmt, fuhr er fort, und wenn man in ein Haus hinein heirathet, wo man die große Frau ſpielen ſoll.

Auf die „große Frau ſpielen" allein kommt es nicht an; da davon hängt noch nicht das Glück ab.

Verſteht ſich, man muß es auch wirklich ſein; aber um eine große Frau zu ſein, muß man es verſtehn eine zu ſein.

Hätt'ſt Du Dir ein Weib genommen, die es verſteht eine große Frau zu ſein!

Hab' ich denn wiſſen können, daß die Tochter von Reb Jonas Preßburg — — —

Laß mein' Vater aus dem Spiel, hab' ich Dir heut' ſchon geſagt!

Du hätt'ſt gepaßt für einen gemeinen Mann! meinet wegen für Samuel Glaſer, aber nicht für Ephraim Strunk's Sohn.

Mein Eigen's ſoll ich's haben, was Samuel Glaſer mehr Menſch iſt wie Du!

Aha! Das ſind ganz Jakob Glaſers Red'! Gleich und gleich geſellt ſich gern.

Und doch kenn ich Einen, der froh geweſen wär', wenn ihm dieſer Jakob Glaſer ſeine Tochter gegeben hätt'.

Ei! ei! ei! Stichelreden kannſt Du gar auch? wo haſt Du das gelernt? Da ſieht man Deine niedrige Geſinnung!

Die niedrigſte Geſinnung hat derjenige, der die Menſchen verachtet, ſagte die Frau und ſtand vom Tiſche auf.

Du haſt ja noch nicht „gebenſcht" (den Tiſch-Segen geſprochen), Peſſele! ermahnte lächelnd der Gatte.

Sie aber ſagte: Ermahne Du Dich nur an Deine eigene Pflichten, und mach' Dir keine Sorge über das, was ein Anderer zu thun hat. — Und hiermit verließ ſie wieder, wie ſchon heute Vormittag, die Stube.

Unterdeſſen erhielt Pincheſel von ſeinem Meiſter bereits einige wichtige Belehrungen.

Komm her, mein Kind, ſagte der Meiſter zu dem Knaben, gib da einen feſten Schlag auf dieſe Glastafel!

Ein' Schlag? — ſie wird ja zerbrochen werden! wendete der Knabe ein.

Das iſt Dein' Sorg' nicht! ermunterte der Meiſter, fürcht' Dich nicht und ſchlag zu.

Der Lehrling that, wie ihm der Meiſter geboten hatte

und die ſpröde Glastafel ging in hundert Splitter aus einander.

Was iſt das? fragte Mirl, die durch den Schlag, den ſie bis in die Küche hinaus gehört hatte, herbeigelockt wurde, mit dem Glas muß man Obacht geben!

Ich hab's ja gleich geſagt, bemerkte der Lehrling verdutzt ſich entſchuldigend.

Der Meiſter aber ſagte zu ſeiner Frau: Ich hab's ihm geheißen, geh' nur wieder hinaus in die Küche und laß mich hier nur machen.

Mirl kehrte zu ihrer Beſchäftigung in die Küche zurück.

Nun, fuhr der Meiſter fort, gib einmal einen Schlag auf dieſes Holz, ob es auch ſo auseinandergehen wird.

Der Knabe lachte ihn mit glotzenden Augen an.

So hau' zu!

Der Lehrling that wieder, wie der Meiſter ihm befohlen hatte; aber das Holz ſpottete ſeiner Kraft.

Das zerhaut man nicht ſo wie Glas, gelt? fragte der Meiſter.

Nein! ſagte der Knabe.

Nun nimm dies Meſſer; gib aber Acht, daß Du Dich nicht in die Hand ſchneideſt, es iſt ſcharf, ermahnte der Meiſter.

Der Lehrling nahm das Meſſer.

Jetzt ſchneid' in das Holz hinein, ob Du ein Stück davon wegkriegen kannſt.

Der Knabe ſchnitt ein Stück von dem Holze weg.

Nun, ſagte der Meiſter, jetzt ſchneid' mir da mit dem Meſſer ein Stück von dieſer Glastafel weg.

Das kann man ja nicht! verſetzte der Knabe.

Haſt Du's denn ſchon probirt?

Nein!

Alſo probir's, vielleicht geht es!

Der Knabe machte den Verſuch, ſelbſtverſtändlich erfolglos.

Ich hab's ja gleich geſagt, wiederholte jetzt der Knabe, wie oben.

Jetzt werd' ich Dir eine Frage geben, ſagte der Meiſter, gib aber gut Achtung und ſchau' mir ins Geſicht.

Der Knabe blickte neugierig zu dem Meiſter empor.

Was glaubſt Du, fragte dieſer, iſt ſtärker, Holz oder Glas?

Holz! antwortete der Lehrling raſch.

Nun möcht' ich wiſſen, warum man das ſtärkere Holz mit einem Meſſer durchſchneiden kann, und nicht auch das ſchwächere Glas?

Das iſt wahr! — Glas! Glas iſt ſtärker! — änderte der Lehrling raſch ſeine Meinung.

Du mußt nicht ſo raſch von einer Meinung abgehen, ermahnte jetzt der Meiſter, denn wenn ich Dich wieder daran erinnere, daß Du das Glas mit Leichtigkeit zerſchlagen haſt, daß Du aber mit all' Deiner Anſtrengung nicht im Stande warſt, das Holz in Trümmer zu ſchlagen, wirſt Du gleich wieder einſehen, daß Holz ſtärker iſt. Nicht wahr?

Ja! geſtand der Knabe zaghaft.

Darum gib jetzt Acht, fuhr der Lehrherr fort, ſo werd' ich Dich in der Sache aufklären. Das Holz iſt das ſtärkere. Doch kommt es für uns gar nicht darauf an, welches das ſtärkere iſt, ſondern darauf, ob wir der Sache beikommen können. Wie, wenn es uns gelingen möchte, das Glas eben ſo gut und eben ſo ſchön und glatt zu ſchneiden wie Holz, was möchteſt Du dann ſagen?

Es geht doch aber nicht, ich hab's doch probirt, warf der Knabe ein.

Mit dem Meſſer da freilich nicht, belehrte der Meiſter weiter, muß es denn aber gerad' ein Meſſer ſein? Schau Dir dies da an! Was glaubſt Du iſt das? Hierbei reichte er dem Knaben ein Inſtrument.

Ich weiß nicht! ſagte der Knabe.

Da hinunter ſieh, wie das glänzt und funkelt. Siehſt Du's?

Ja!

Das nennt man ein' „Diamant"; und ſo heißt auch das Inſtrument.

Was heißt das? fragte der Knabe.

Der Diamant iſt ein Stein, der geſchliffen wird und mit dieſem Stein kann man Glas eben ſo zerſchneiden, wie man Holz mit dem Meſſer ſchneidet.

Hierbei nahm der Meiſter ein Lineal, legte es auf die Glastafel, fuhr mit dem Inſtrument in einem feſten Striche an der Seite des Lineals über die Glastafel hin und brach dieſelbe dann zur Verwunderung des Knaben in zwei Stücke auseinander.

Haſt Du's geſehen wie das geht? fragte er hierauf.

Ja! ſagte der Knabe und ſein Auge erglänzte vor Freude.

Steck' das in die Taſche! ſprach der Lehrherr weiter, ich ſchenk' es Dir; das iſt jetzt Dein Eigenthum. Es iſt das das wichtigſte Inſtrument, das ein Glaſer braucht. Ohne Diamant kann er nichts anfangen; mit dieſem Diamant zerſchneidet er Glas ſo leicht wie Butterbrod mit einem Meſſer. Und jetzt wirſt Du Dich darin einüben Glas zu zerſchneiden. Da haſt Du mehrere unbrauchbare Glasſtücke und hier haſt Du das Lineal. So mußt Du anſetzen, ſiehſt Du, und jetzt probir's.

Der Lehrling wollte ſich ſogleich an die überwieſene Aufgabe machen.

Der Meiſter aber ſagte: Wart' noch ein Biſſel, ich hab' Dir noch ein Wort zu ſagen. Haſt Du ſchon geſehen, daß Leute an den Händen Ringe tragen?

„Fingerlein", meinen Sie? fragte der Knabe korrigirend.

Fingerlein, ja, ſprach der Meiſter, mit Diamanten beſetzt. Dieſe Ringe ſind ſehr theuer, denn der Diamant iſt

ſehr koſtbar. An den Händen der reichen Leute iſt er nichts als ein bloßer Schmuck und leiſtet keinen Dienſt; in der Hand des Glaſers aber iſt er ein nützliches Werkzeug. Haſt Du Dir aber auch gemerkt, was ich früher geſagt habe, daß der Diamant nichts iſt als ein Stein?

Ein Stein? fragte der Lehrling überraſcht.

Nichts anders, ſprach der Meiſter, als ein Stein; aber dieſer Stein hat zwei Eigenſchaften, die ihm einen ſo großen Werth verleihen. Er glänzt wie ein Licht im Finſtern, das iſt eins; er iſt aber auch der härteſte unter allen Steinen und darum kann man mit ihm das Glas zerſchneiden.

Ich werd's jetzt probiren, ſagte der Knabe, der es faſt nicht mehr erwarten konnte an die Arbeit zu gehen.

Der Meiſter aber hielt ihn noch eine Weile zurück. Wir ſind noch nicht fertig, ſprach er, das Wort, was ich Dir zu ſagen habe, kommt erſt. Denkſt Du noch daran, wie ich mit meinem Ränzel auf dem Rücken einmal an einem Abend hierher gekommen bin und Dich gefragt hab' wo der jüdiſche Glaſermeiſter wohnt?

Ob ich's denk', erwiderte der Knabe, Sie haben mir ja gleich ein' Kreuzer gegeben!

Ich hab' Dir damals den Kreuzer ſehr gern gegeben; weißt Du aber, daß ich nicht zehnmal ſo viel in meiner Taſch' behalten hab', als der Kreuzer war, den ich Dir gegeben hab'?

Wenn ich das gewußt hätt', ſo hätt' ich ihn nicht genommen, ſagte der Knabe mitleidig.

Narrele! ſchalt der Meiſter, Du hätt'ſt ihn genommen, Du haſt ja damals noch keinen Verſtand gehabt, aber heut' biſt Du ein Jüngel und haſt Dein' Verſtand und deshalb kann ich ein ernſtes Wort mit Dir reden. Ich bin, wie ich ein Kind war, eben ſo verlaſſen in der Welt dageſtanden, wie Du in dem Augenblick, da Dein Vater geſtorben

iſt; denn auch ich hab' in der Kindheit meinen Vater verloren und die Mutter war arm und hat mir nichts geben können. Ich wär' verloren geweſen, wenn ſich Gott meiner nicht angenommen hätt'; denn ſo wie ich Dich, ſo hat damals ein Meiſter mich in die Lehr' genommen und er hat aus mir ein' Menſchen gemacht. Nachdem meine Lehrzeit vorüber war und ich freigeſprochen worden bin, hab' ich Luſt gehabt mir die Welt anzuſehen und ſo bin ich von meiner Heimath weg und bin in die Welt hinaus gegangen, wo ich manches geſehen und gelernt hab' bis ich da her gekommen bin. Nichts hab' ich gehabt als mein Ränzel auf dem Rücken, wenige Kreuzer im „Beutele" und den „Diamant" in der Taſch'. Jetzt bin ich, Gott ſei Dank, ein ſelbſtſtändiger Meiſter, führ' mein Geſchäft in Ordnung und hab' mich nicht zu beklagen, daß es mir an etwas fehlt. Ich ſtell' Dir dies als Beiſpiel vor, damit Du wiſſen ſollſt, Du kannſt auch einmal ein glücklicher Menſch werden, wenn Du zu guten und braven Leuten kommſt, wie es bei mir der Fall geweſen iſt. Aber Eines mußt Du gut beachten und das merk' Dir, denn es iſt das Wichtigſte für Dein ganzes Leben. Du ſelber mußt ſtets gut und brav ſein und darfſt niemals einen ſchlechten und unehrlichen Gedanken in Dir aufkommen laſſen. Mit dem Diamant, den ich Dir gegeben hab', wirſt Du das härteſte Glas zerſchneiden, wie ein Kinderſpiel; aber es gibt im Leben, Du wirſt ſchon einmal die Erfahrung machen, noch andere Dinge, die noch viel härter ſind als Glas oder Holz, es ſind das die menſchlichen Einrichtungen. Dieſe kann man nicht ſo leicht zerſchneiden; aber auch für dieſe hat uns Gott einen Diamant gegeben und das iſt das Herz. Ein rechtſchaffener Menſch, der ein gutes Herz hat und ſich keiner vorſätzlichen Bosheit bewußt iſt, überwindet durch Ausdauer, durch Muth und guten Willen alle Schwierigkeiten und Hinderniſſe, die ihm im Leben

ſich entgegen ſtellen. Das Herz iſt der ſcharfe Diamant, der das Alles zerſchneidet, und auch ſeinen eigenen Glanz hat das Herz wie der Diamant; es leuchtet einem innerlich, das heißt, es ſagt uns von ſelbſt, ob es mit unſern Handlungen und Geſinnungen zufrieden iſt oder nicht. Wer Niemandem Unrecht thut und alleweil' ſeine Pflicht erfüllt, dem lacht das Herz im Leib vor Freude und vor Luſtigkeit und das iſt der ſchönſte Diamantenglanz.

Dem Knaben rannen die Thränen ſtromweiſe herab, als der Meiſter ſo ſprach, und da dieſer es bemerkte, ſagte er: Nun iſt gut, ich ſeh' Dir's an, daß Du meine Worte verſtanden und ich nicht in den Wind hinein gered't habe. Mehr brauch' ich Dir nicht zu ſagen. Jetzt geh' an Deine Arbeit!

Die kleine Werkſtätte des jungen Glaſermeiſters und das prächtige Haus des künftigen Acciſe-Pächters ſtanden zu einander in keiner Beziehung und waren in keiner Weiſe mit einander zu vergleichen. Die einzige Beziehung war etwa dieſe, daß, wenn in dem großen Hauſe durch Unvorſichtigkeit eines Dienſtboten oder durch einen nicht erbetenen kecken Windſtoß eine von den großen Glasſcheiben in Trümmer ging, der junge Glaſermeiſter geholt wurde, den Schaden wieder gut zu machen; da gewährt' es dem Acciſe-Pächter-Sohne eine Art von Genugthuung, daß der andere ihn bedienen müſſe; denn ſo iſt es in der Meinung der Welt, daß derjenige, welcher Geld zu verdienen gibt, in der geleiſteten Arbeit kein Aequivalent für den Lohn ſieht, ſondern immer noch den Arbeiter in Perſon als unter ſich ſtehend, als ſeinen Diener betrachtet. Es hätte übrigens wenig zu bedeuten, wenn Aron mit der verlängerten Naſe keine ſchlimmern Abſichten gehegt hätte als dieſe, den Glaſermeiſter Geld verdienen zu laſſen. Der junge Glaſermeiſter hatte bei ihm viel auf der Rechnung ſtehen. Seine erſte Schuld beſtand darin, daß er überhaupt hierher gekommen. Was

hat ein Hergelaufener hier zu ſuchen? warum iſt er nicht daheim geblieben? wahrſcheinlich hat man ihn vom Hauſe weggejagt, weil er ein Lump und ein nichtsnutziger Kerl iſt! — Dann hat er ihm durch ſeine Geſchichten und Erzählungen an Sabbath-Nachmittagen nicht nur Langeweile bereitet, ſondern ihm auch den Vorrang im Anſehen der jugendlichen Genoſſen und Genoſſinnen ſtreitig gemacht. Endlich hat er ihm ſeine Geliebte vor der Naſe weggeſchnappt. Und über dies hat er jetzt noch durch die Aufnahme dieſes Knaben, auch in der Meinung der ganzen „Gaſſe" neue Achtung und neues Anſehen erworben, ſogar bei der jungen Frau des Acciſe-Pächter-Sohnes ſich den Ruhm eines edelmüthigen Mannes erworben. Dieſe Rechnung mußte bezahlt werden. Aron ſah aber ſehr wohl ein, alle dieſe Dinge ſeien ſolcher Natur, daß ſie mit dem geſchriebenen Recht und Geſetz nichts zu thun haben und deshalb tröſtete er ſich in ſeiner Rachſucht nur mit dem Gedanken: Wart' nur, ich krieg Dich ſchon noch beim Schopf! —

Der Knabe arbeitete in ſeiner Werkſtatt ruhig fort, unbekümmert um die Dinge, die ſich außerhalb derſelben ereignen mochten. Er wußte auch nicht, daß der reichſte Mann in der „Gaſſe" der unverſöhnlichſte Feind ſeines guten Meiſters ſei. Und wenn er's auch gewußt hätte, was ſollte er dazu und dagegen thun. Seine Arbeit ging luſtig von ſtatten. Bald wußte er mit dem Diamant prächtig umzugehn, und konnte Scheiben einſchneiden, und die Fugen mit Kitt verkleben, daß es eine Art hatte. So liefen die Jährlein eins nach dem andern hin; ehe er ſich recht herumſah, konnte ſeine Lehrzeit als beendet angeſehen und er freigeſprochen werden. Sein Herz hüpfte vor Freude in die Welt hinauszuwandern, da er den Freibrief empfing. Es war ihm aber nicht beſtimmt ohne Schmerz aus der Heimath zu ſcheiden.

Eine gute Kränk' auf Aron!

Als Jakob Glaſer dieſe Worte zu ſeinem Weibe in einem ſehr ruhigen Tone ſprach, war Pinchas, der vor einigen Tagen freigeſprochene Lehrling, eben bei ihm in die Stube eingetreten; der Meiſter hatte ihn zum Schwiegervater hinübergeſchickt, demſelben bei einer kleinen Arbeit, die vor dem Sabbath fertig ſein ſollte, auszuhelfen. Es war Freitag und juſt Ein Uhr Nachmittags. Jakob Glaſer überließ dem Jungen die Arbeit und ſchwatzte mit ihm von allerhand Dingen, bis dieſelbe fertig war. Chaije-Sarah war inzwiſchen in der Küche beſchäftigt.

Wenige Stunden ſpäter erglänzte die Synagoge in ſabbathlicher Helle und der Schulſänger ſang den Willkommensgruß, den bräutlichen Sabbath zu empfangen.

Nachdem der Abendgottesdienſt zu Ende war, ging man nach Hauſe. Pinchas ging an der Seite ſeines Lehrherrn, der Mond ſtand am dunklen Himmelsgewölbe, und der Meiſter ſprach zu dem Geſellen: Dieſen Mond ſiehſt Du überall, wohin Du auf Deiner Wanderſchaft auch kommen wirſt, ſowie auch die Sonne, und das iſt ein tröſtlicher Gedanke, der uns auch in der Fremde immer mit der Heimath verknüpft.

Man kam zu Hauſe an. Der junge Meiſter ſang, wie er es bei ſeinem frommen Schwiegervater vor ſich geſehen hatte, das Lied vom „biedern Weibe, deſſen Kauf ſeltener denn Perlen iſt" — und er ſang es mit jenem innern Seelenvergnügen und jener heiteren Miene, worin ſich das Bewußtſein, daß er in Wahrheit der glückliche Mann ſei, der ein Biederweib gefunden, deutlich ausdrückte. Hierauf ſprach er den Segen über ein Glas Wein, wuſch die Hände, trocknete ſie an dem weiß aus dem Kaſten hervorgeholten Linnen, ſchnitt das Weißbrod auseinander und vertheilte es, worüber ſowohl er ſelbſt, wie auch ſein Weib und der

Geſelle den Segen ſprachen. Als hierauf Mirl die dampfende Schüſſel auf den Tiſch ſetzte, ſagte der Meiſter:

Du? Fiſch haben wir gar? Du haſt mir doch gar nichts geſagt?

Darf ich Dich denn nicht überraſchen? fragte Mirl.

Wann haſt Du Fiſch gekauft? — fragte der Meiſter.

Ich hab' ſie nicht gekauft; es iſt ein Präſent von der Mutter, — entgegnete die Meiſterin.

Aha! — ſagte der Meiſter, — ich weiß ſchon, das iſt Dir zur Ehre geſchehen, weil Du heut' den letzten Sabbath bei uns hier zubringſt, Pinchas!

Der Geſell freute ſich über die Ehre, die ihm zu Theil worden war, daß die alte Meiſterin es der Mühe werth gefunden, ſeinethalben zur Verherrlichung der Tafel beizuſteuern.

Man genoß von der Speiſe, die vortrefflich ſchmeckte und ſprach wenig oder gar nicht; denn beim Fiſcheſſen zu ſprechen wird in der „Gaſſe" als Lebensgefahr angeſehen, beſonders weil man beim Sprechen leichtlich eine Gräte in den Hals bekommen kann.

Als ſie nun ſo daſaßen und ohne zu reden mit Hand und Mund wacker darauf los arbeiteten, kam die Lichtanzünderin, wie dies in der Regel geſchah, theils um nachzuſehen, ob man irgendwie ihre Hilfe nöthig habe, theils um ihre Wochen-Ration, beſtehend in Schwarz- und Weißbrod, abzuholen. Als ſie Fiſch auf der Tafel ſah, ſagte ſie zu der Frau: Sie können gleich die Billetten zur Hand nehmen, der Aron mit der Naſ' auf der Stirn geht juſt durch die „Gaſſ"! — und entfernte ſich wieder, nachdem ſie die ihr gebührende Portion erhalten hatte.

Haſt Du die Billetten bei der Hand? thu' ſie in Bereitſchaft halten! — ſagte der Meiſter.

Ich hab' ja keine Billetten, — erwiderte die Frau, — wozu hätt' ich eine nehmen ſollen. Die Mutter hat den

Fiſch ſchon aufgeſchnitten hergeſchickt, ſo wird ſie doch ſicher die Billetten genommen haben!

Warum hat ſie die Billetten nicht mitgeſchickt? — fragte der Meiſter. Dabei fiel ſein Blick auf Pinchas, und er erſchrak, als er den jungen Menſchen bleich wie die Wand und am ganzen Leibe zittern ſah.

Was iſt das? — fragte er, — Du biſt ja ganz blaß! fehlt Dir etwas? Du zitterſt ja wie eine Eſpel!

Der junge Menſch brachte nun geſchüttelt wie von einem Fieberfroſt unter Zähneklappern mit Mühe hervor, es ſcheine ihm, daß auf die Fiſche gar keine Billetten genommen worden ſeien.

Was fallt Dir ein Pinchas? — ſagte der Meiſter mit ernſtlich zurechtweiſendem Tone, — geh' gleich hinüber zum „Schwäher" (Schwiegervater), er ſoll ſo gut ſein und ſoll mir die Billetten auf den Fiſch ſchicken.

Nun berichtete der Geſelle, wie er nach dem Mittageſſen hinüber gekommen ſei, habe Jakob Glaſer gerade zu ſeinem Weibe geſagt: „Eine gute Kränk' auf Aron!" — er ſelbſt habe es deutlich gehört, habe aber gleich zu arbeiten angefangen und weiter nicht darauf geachtet und auch nicht darüber gedacht, was etwa damit gemeint ſein möchte; jetzt aber erinnere er ſich deutlich daran, und glaube, es könne nichts anders damit gemeint ſein, als daß der alte Meiſter wahrſcheinlich keine Billetten genommen habe.

Gott! Gott! — ſagte der Junge in höchſter Beſtürzung, — wenn ich mich nur früher da dran ermahnt hätt', wär Alles gut geweſen! Räumen Sie vor Allem die Fiſch und das Geſchirr weg, — bat er die Meiſterin, — daß man wenigſtens nichts finden thut.

Sei kein Narr! — tröſtete der Meiſter ruhig, — der „Schwäher" wird ja doch keine Fiſch eſſen und wegſchicken, auf die er keine Billetten genommen hat. Geh' nur geſchwind hinüber und bring ſie.

Gott wolle, es ſoll ſo fürwahr nicht ſein, wie es ja iſt! — ſagte der Junge und wollte hinüber gehn, wie ſein Meiſter ihm geheißen hatte.

Zu alle dem aber war keine Zeit mehr vorhanden; denn der eben eintretende Sohn des Acciſe-Pächters, begleitet von einem Gränzjäger, vertrat dem Burſchen den Weg.

Wohin? — herrſchte er ihn an.

Keine Antwort erfolgte.

Dageblieben! — lautete der Befehl.

Der Junge blieb.

Warum zittert man ſo?

Wieder keine Antwort.

Steuerbares? — ertönte jetzt die Frage nach dem Tiſche hin, von welchem die Ehegatten ſich bereits bei ſeinem Eintritte erhoben hatten.

Hier ſeh ich Fiſch! — ſagte er. Wie viel Pfund?

Zwei Pfund vielleicht, — ſagte die Frau.

Vielleicht? ſo? wie viel ſind denn verzahlt worden?

Keine Antwort.

Billetten! rief er barſch und kurz in der amtlichen Sprachform, die er ſich aus langer Praxis angeeignet hatte.

Ich hab' keine! — ſagte hierauf der Meiſter ruhig und gelaſſen.

So! Sie haben keine! Man läßt ſich unverzahlte Fiſch gut ſchmecken! — ſchrie der junge Acciſe-Pächter.

Herr Strunk! — ſagte der Glaſermeiſter ſanft, — machen Sie kein Geſchrei und kein Aufſehen, es iſt keine böſe Abſicht, es iſt bloße Vergeſſenheit, ich will Ihnen die Billettengebühr nachträglich erſetzen und es wird nicht wieder vorkommen.

Was? das könnte Jeder ſagen, nachdem er das größte Verbrechen begangen hat! — ſagte Aron hohnlachend und die Falte auf ſeiner Stirne verlieh ihm ein heimtückiſches Ausehen. — Das könnte Jeder ſagen, — wiederholte er —

ein Dieb, der auf dem Diebſtahl ertappt wird, möcht' auch gerne nachträglich das Geſtohlene erſetzen. Man darf aber von vornherein kein Dieb ſein.

Nehmen Sie dieſen ſchändlichen Vergleich zurück, — ſagte der Meiſter mit Entrüſtung, — ich habe kein Verbrechen begangen und bin kein Dieb.

Sie ſind Einer! Sie ſind ein Dieb am Staatseigenthum und ein Betrüger dazu, — ſchrie Aron, — Sie haben den Staat defraudirt. Sie haben Fiſch gegeſſen, ohne ſie zu verzahlen! Können Sie es läugnen?

Nein! — ſagte der Meiſter tonlos; er ſah es klar, der Schein war gegen ihn.

Die Fiſche werden confiscirt! — ſprach der Tyrann weiter, — und Sie werden ſchon noch von mir hören.

Hiermit wurde eine genaue Viſitation in der Küche vorgenommen, alle Geſchirre, Töpfe, Schüſſel, Teller, Meſſer und Gabel, Löffel, was nur mit den unglückſeligen Fiſchen in Berührung gekommen war, und nur irgend wie als Beweis gegen einen etwaigen Verſuch, die Sache zu läugnen, dienen konnte, wurde weggenommen.

Der ſchöne Freitag-Abend war verſtört.

Warum haben Sie aber nicht geſagt, — fragte der Geſell, — daß Sie die Fiſch vom „Schwäher" (Schwiegervater) geſchickt bekommen und daß Sie gemeint haben, ſie ſind von ihm verzahlt worden?

Das ſollteſt Du Dir ſelbſt erklären können! — ſagte der Meiſter. Was hätt' ich davon gehabt? mir ſelbſt hätt' ich nichts genützt und ihm hätt' ich geſchadet! wozu hätt' ich noch den „Schwäher" auch hineinbringen ſollen? Jetzt aber, — fuhr er fort, — hab' ich keine Ruhe mehr hier, bevor ich weiß, wie es ſich eigentlich mit der Sach verhält; jetzt gehen wir gleich zum „Schwäher" hinüber.

Willſt Du nicht erſt die Supp und das Fleiſch eſſen? — fragte Mirl.

Nein! — ſagte er, — nichts kann ich eſſen. Das iſt mir wichtiger, zu wiſſen ob der „Schwäher" verzahlt hat oder nicht.

So gingen ſie denn alle drei hinüber zu den Aeltern, die ſie ganz fröhlich und wohlgemuth bei Tiſche trafen.

Wie kommt Ihr da her, ſo zeitlich? — fragte Jakob Glaſer.

Wir kommen uns bedanken für die Fiſch, — ſagte Mirl etwas gereizt.

Nun, ich mein, damit hätt' Ihr Euch nicht ſo zu beeilen gebraucht. Habt Ihr denn ſchon ſo geſchwind aufgegeſſen?

Ihr ſitzt da und wißt gar nicht was in der Gaſſ' vorgeht, — ſagte Mirl, — iſt denn Aron nicht auch da geweſen.

Was? ſagte Jakob Glaſer, — Aron wird ſich zu mir hereintrauen? ich brech' ihm den Kragen und Hals und Leib und Leben hinaus, wenn er ſich unterſteht über die Schwell da zu treten!

Aber bei uns iſt er geweſen, — ſagte Mirl.

Und Dein Mann hat ihn nicht hinausgeworfen, daß er nicht mehr erlebt, aufzuſtehn? — fragte Jakob Glaſer.

Hören Sie zu, Schwäher, — ſagte Samuel, — jetzt laſſen Sie mich ein Wort reden. Vor Allem ſagen Sie mir, ob Sie auf die Fiſch Billetten genommen haben. Wenn das der Fall iſt, ſo werd ich mit ihm proceſſiren.

Ich, Billetten genommen? ſagte Jakob, — eine bittere Kränk' auf Aron!

Soll ich noch wiſſen, warum er kein' Billetten genommen hat, — ſagte Chaje-Sarah.

Nun muß ich Ihnen ſagen, Schwäher, — fuhr der junge Glaſermeiſter fort, — daß Sie ſehr Unrecht gehandelt haben.

Was? und das ſagſt Du mir? der Du von Teutſch-

land herunter kommſt? iſt das nicht ein Diebſtahl, daß ich ſoll müſſen die Erlaubniß bezahlen Fiſch zu eſſen?

Ja, ich ſag' es Ihnen und wiederhol' es Ihnen, verzeihen Sie mir, Sie haben ſehr Unrecht gehandelt. Ich billige in meinem Innern das Geſetz nicht, welches dieſe Vorſchrift enthält, denn das Geſetz iſt entwürdigend für uns Juden, und in dem Sinne hab' ich mich zu Ihnen auch ſchon ausgeſprochen; aber wenn Sie mich ſo verſtanden haben, daß es von dem Belieben eines jeden Einzelnen abhängen ſollte, dem Geſetz zuwider und eigenmächtig zu handeln, ſo haben Sie mich ſchlecht verſtanden, ſo etwas hab' ich nie gemeint; denn man iſt dem Geſetz des Landes, dem man angehört, unter allen Umſtänden Gehorſam ſchuldig; ſelbſt wenn man deutlich einſieht, daß das Geſetz ungerecht iſt.

Jakob Glaſer ſah ſeinen Schwiegerſohn ſcharf an.

Es herrſchte eine bedeutende Stille in der kleinen ſabbathlich erleuchteten Stube; es war noch nie vorgekommen, daß ſich der Schwiegerſohn erlaubt hätte, den Schwiegervater zurecht zu weiſen.

Ei! ei! ei! — ſagte Jakob Glaſer endlich nach langer Pauſe. — Biſt Du gar herüber gekommen, mich zu moraliſiren? Für das Geld hätt'ſt Du können daheim bleiben! Bei Dir kann man ja ſagen: das ganze Jahr betrunken, „Purim" nüchtern. Warum? wenn man Dich außer der Zeit anhört, wie Du ſo gut da her reden kannſt von Teutſchland und wie dort die Geſetze ſind, möcht' man meinen, man kann bei Euch draußen thun, was Einer will; unterdeſſen, wenn es zu etwas kommt, machſt Du ein ander Geſicht und laßt Dir ſo gut Alles gefallen als wie ein Jeder anderer! Und was hat er geſagt, wie er drüben war, der Lump!

Die Fiſch hat er mit fort genommen, — erzählte Mirl, — und Töpf' und Schüſſel und Teller und Meſſer und Gabel und Löffel und Alles, kurz — — —

Und das haſt Du Dir Alles gefallen laſſen? — ſagte Jakob Glaſer zu dem Schwiegerſohn.

Es thut mir ſehr weh! Schwäher! aber ich muß es Ihnen noch einmal ſagen, daß Sie mich ganz beſtimmt falſch verſtanden haben, wenn Sie meinen, daß ich mich hätt' ſollen auflehnen gegen Aron Strunk. Ich tadle das Geſetz im Ganzen, das iſt wahr, und wenn ich wüßt', wie man es anſtellen ſoll, zu bewirken, daß dieſes ſchmachvolle Geſetz, worunter eine einzige Nation zu leiden hat, aufgehoben werde, möcht' ichs thun, und wenn ich müßt bis zum Kaiſer gehn; aber ſo lang das Geſetz zu Recht beſteht, darf kein Einzelner ſich demſelben widerſetzen; wer das thut, iſt ein Rebell!

Ich bitt Euch, hört ſchon auf mit dieſen Sachen! — ſagte Chaje-Sarah, — und thut's mir nicht mein' Sabbath verwüſten. Was wollt Ihr denn da eigentlich herausbringen? Biſt Du gerecht! — Iſt er gerecht! — Jetzt iſt es vorbei, und es iſt kein ſolcher Gegenſtand! Paketel! ein Spaß, es hat ſchon all' ſein Lebtag Einer mehr angeſtellt, als wie unverzahlte Fiſch zu eſſen und die Welt iſt doch nicht untergegangen. Setzt Euch nieder und weiter „poter" aus (Punktum)!

Ich mein nur, weil er ſich alleweil ſo groß gemacht hat von Teutſchland her, — ſagte Jakob Glaſer.

Daß Du mir jetzt nicht Ein Wort mehr reden thuſt, — flüſterte Mirl ihrem Mann ins Ohr, — denn der Vater iſt, wie Du ſiehſt, wild, und es kann da noch ein Streit herauskommen und weiter fehlt mir nichts. Das ſoll Aron nicht erleben, daß Ihr zwei Euch wegen ſeiner herumzanken ſollt.

Die Mahnung nützte; der Wortwechſel hatte ſein Ende, da der Schwiegerſohn auf die letzte Herausforderung des Vaters keine Antwort gab.

Man ſetzte ſich nieder. Die beiden Frauen ſuchten,

um den unliebſamen Gegenſtand ganz in den Hintergrund zu drängen, immerfort an andere Dinge anzuknüpfen; das Fernliegendſte wurde herbeigeholt, nichts wollte verfangen, die Unterhaltung wollte nicht in Fluß gerathen, die Verſtimmung laſtete noch über dem kleinen Kreiſe. Endlich erwies ſich Pinchas, der ſich im Stillen als die Quelle des ganzen Unheils betrachtete und Vorwürfe machte, daß er ſeine Vermuthung nicht früher ausgeſprochen, wiewohl dies gar nicht möglich war, da er ja gar nicht wußte, daß Fiſche überhaupt gekauft, noch weniger, daß ſie zum Geſchenk gemacht worden ſind, endlich erwies er ſich, als der glückliche Anhaltspunkt und günſtige Gegenſtand eines Geſpräches, der für alle Anweſenden von Intereſſe war; denn er ſollte mit Nächſtem auf die Wander, nun beeiferten ſich die beiden Meiſter und Meiſterinnen ihm gute Lehren und fröhliche Ausſichten auf den Weg mitzugeben und da der jüngere Meiſter hierin dem Schwiegervater, gegen den er ſtets die geziemende Ehrerbietung beobachtete, gerne das Wort überließ, ſo machte er dadurch zum großen Theil die Hitze, mit der er vorher aufgetreten war, wieder gut, man blieb ziemlich lange beiſammen und ſchied dann endlich, als die letzten Dochte der ſiebenzackigen Meſſinglampe zu verlöſchen drohten, von einander ohne jedweden Groll im Herzen.

Samuel Frei ging mit ſeinem Weibe und dem Geſellen ſchweigend durch die ſtille Nacht. Sie hatten nicht weit, kaum vierzig Schritte, aber der Weg kam ihnen diesmal ungewöhnlich lang vor; dies rührte daher, daß ſie nicht ſprachen; denn das Maß aller Dinge, von denen wir umgeben ſind, liegt in uns, und es iſt eine bekannte Thatſache, daß die Außenwelt für uns ihre Phyſiognomie ändert, ſo wie wir ſelbſt in andere Gemüthsſtimmung verſetzt ſind. Dem Harrenden dehnt ſich Zeit und Raum in unendliche Länge hin, dem ruhig Beſchäftigten verſtreicht beides unbewußt. Den Fröhlichen lacht oft noch ein grauer Himmel

an, während das freundlichſte Blau deſſelben dem Traurigen die düſtern Bilder ſeiner Seele nicht zu verſcheuchen im Stande iſt.

Als ſie zu Hauſe in ihrer Stube anlangten, ſagte Mirl: Schad für die Supp' und das Fleiſch, was da kalt geworden iſt.

Das iſt das geringſte, — erwiderte Samuel, — Du mögſt mir glauben, Mirl, ich hätt' lieber hundert Gulden verloren, bevor mir das hätt' paſſiren ſollen!

Geh', ſei kein Narr, — ſcherzte ſie, — was iſt denn daran? Beſonders bei Dir. Du biſt kein hieſiger geboren; haſt Du das nicht ſo genau gewußt!

Grade darum, weil ich ich nicht hier geboren, grade darum, weil ich ein Fremder bin, — entgegnete er, — und hier den Schutz des Landes als meiner neuen Heimath genieße, iſt es um ſo mehr meine Pflicht, mir nicht die geringſte Kleinigkeit zu Schulden kommen zu laſſen.

Du brauchſt Dich wirklich nicht zu fürchten! — tröſtete ſie. Er aber ſprach:

Fürchten? — Von Furcht iſt die Rede nicht. Vor was ſollt ich mich fürchten, vor ein paar Gulden, die es mich koſten wird? aber weh thut es mir, daß es heißen ſoll, ich hab ein Geſetz übertreten, wofür ich eigentlich nichts kann. Und ich muß die Sach' auf mir ſitzen laſſen, denn ich kann ja nicht den „Schwäher" denunziren. Und die ganze Sache wäre nicht nöthig geweſen!

Samuel Frei legte ſich zu Bette, er that aber die ganze Nacht kein Auge zu.

Noch Jemand hat dieſe unruhvoll auf dem Lager zugebracht und das war Peſſele, die Frau des Acciſe-Pächter-Sohnes.

Schon bei der Abendmahlzeit ſaß ſie traurig bei Tiſche; nicht weil ſie allein da ſaß, ſie fühlte ſich glücklicher in ihrer Einſamkeit als in Geſellſchaft ihres Mannes; aber das

erfüllte ihr Herz mit Wehe, daß sie das Bild ihres Mannes nicht los werden konnte, der wie ein Spion in den Häusern herumschleicht, und den nach Ruhe sich sehnenden Bewohnern der „Gasse", die an dem Freitag-Abend Erholung nach den Mühseligkeiten der Woche suchten, den Genuß am Sabbath verstört und das Leben verbittert; denn auch wer seine Fische ordnungsmäßig verzahlt hatte, war von einer Hausvisitation nicht verschont, sobald es dem Accise-Pächter beliebte, eine solche anzustellen. Nicht nur Furcht vor Strafe, sondern die unausgesetzte Plackerei war es, was den Leuten die Sabbathruhe verwüstete.

Das hätt' ich mir in meiner Kindheit auch nicht träumen lassen, daß ich da so hergeworfen werde in ein Land, wo ein Mensch kein anderes Geschäft hat, als die Leute zu quälen, und daß ich das Weib eines solchen Mannes werden soll. Wenn sich einer unterstanden hätt', mir das vorauszusagen, so hätt' ich ihm nie wieder ins Gesicht gesehen! und jetzt — leider ist es doch! Wie wenig weiß der Mensch, was in seiner Zukunft liegt.

Aehnliche Betrachtungen beschäftigten sie, als ihr Mann nach Hause kam und mit freudestrahlendem Gesicht verkündete: Jetzt ist er in meine Händ' gefallen, und er kann sich vorsehen; ich werd' ihn so geschwind nicht wieder los lassen. Er wird mir zappeln, wie der Fisch zappelt, wenn man ihn abschuppt.

Von wem red'st Du denn? — fragte die Frau.

Von Deinem guten Menschen, der mehr werth ist, als wie ich. Von dem Scheinheiligen, der sich Waisenkinder in Dienst nimmt, um als Wohlthäter da zu stehn. Von dem hergelaufenen Schnorrer red' ich, der mir die ganze Gemeinde rebellisch machen will. — Den letzten Satz schrie er, — im Gegensatze zu dem frühern, in welchem sich mehr bittere Ironie ausgedrückt hatte.

Die Frau erſchrak, denn ſie wußte jetzt wer gemeint, ſie wußte aber noch nicht was vorgegangen ſei, dafür jedoch kannte ſie ihren Mann bereits, daß ſeine Drohungen niemals leer, niemals ein bloßes Gerede ſeien. Er drohte ſelten, er war kein bellender, ſondern ein biſſiger Hund, und wenn er einmal drohte, ſo folgte dann auch ſicher die That. Dies war die Urſache ihrer ſchlafloſen Nacht.

Als Pinchas nach einigen Tagen die Heimath verließ, konnte er den Vorfall noch immer nicht vergeſſen, obwohl der zunächſt davon Betroffene daran kaum mehr zu denken ſchien. Die Sache war nämlich, wie dies in der Regel geſchieht, gleich am Sonntag abgemacht. Der Thatbeſtand lag offen, das corpus delicti war bei ihm gefunden worden, auch machte der junge Glaſermeiſter keinen Verſuch zu läugnen, oder irgend eine Einwendung zu erheben. Seinen Schwiegervater ließ er aus dem Spiele. Das Einzige, was er bei dem mit ihm vernommenen Verhöre auf die Frage, warum er keine Billette genommen, antwortete, war ſeine bereits früher aufgeſtellte Behauptung, es ſei dies nur Vergeſſenheit halber und keineswegs abſichtlich geſchehen. Da aber Vergeſſenheit vor dem Geſetze nicht als Entſchuldigung für ein Vergehen betrachtet werden kann, ſo wurde er zu der ordnungsgemäßen Geldſtrafe verurtheilt, der er ſich auch widerſtandslos unterzog. Er war hierauf ruhig zu ſeinem Geſchäfte zurückgekehrt und die Sache war vorüber.

Wenige Tage nach der Abreiſe des Geſellen kam eines Abends von dem Oberamte des nächſt gelegenen Städtchens, unter deſſen Gerichtsbarkeit die Judengemeinde des Ortes, in dem unſere Begebenheit ſpielt, gehört, der „Drab" (Amtsdiener) mit einer Zuſtellung an dem Vorſteher der Judengemeinde. Dieſer erbrach das Siegel und erblaßte, da er den Inhalt der amtlichen Zuſchrift durchflogen hatte. Der

Amtsdiener ging ſeiner Wege. Der Vorſteher aber ſchickte ſeine Magd zu dem jungen Glaſermeiſter, dieſer möge ſogleich herüberkommen.

Iſt ein Fenſter zerbrochen? — fragte der Meiſter.

Ich weiß von keinem, — erwiderte die Magd.

Der junge Glaſermeiſter nahm einiges Werkzeug in die Taſche und ging zum Ortsvorſteher.

Als er eintrat, führte ihn der Vorſteher in die zweite Stube und ſperrte die Thüre ab.

Dieſes Gebahren war dem Meiſter auffallend, jedoch machte er hierüber keine Bemerkung, ſondern blickte den Vorſteher fragend an. Der Vorſteher hieß ihn Platz nehmen, und da er ſich auf einen Seſſel niederlaſſen wollte, ſagte der Vorſteher, auf das feingepolſterte Sopha deutend, auf welches er ſelbſt ſich niederſetzte: Nehmen Sie da neben mir Platz! Wir können ſo ungeſtörter mit einander reden und brauchen nicht laut zu ſein!

Dieſe feierlichen Vorbereitungen waren keineswegs geeignet, das Befremden des jungen Glaſermeiſters zu beſeitigen, im Gegentheile, es ſteigerte ſich hierdurch nur deſto mehr.

Sagen Sie mir, Herr Frei! — begann der Vorſteher jetzt, da ſie nebeneinander auf dem Sopha ſaßen, — haben Sie irgend etwas gethan, was gegen das Geſetz iſt?

Gegen das Geſetz? ſo viel mir bewußt iſt — Nein!

Haben Sie vielleicht etwas eingekauft in der letzten Zeit?

Was zu meinem Geſchäft gehört, wie immer.

Ich meine nicht, was zum Geſchäft gehört; denn es gibt auch Fälle, daß man manchmal unter der Hand etwas ſehr billig bekommt, man betrachtet ſo etwas häufig als eine „Mezieh“ (Gefundenes), indeſſen aber kann man dabei leicht ins Unglück kommen, denn ſolche Sachen ſind in der Regel geſtohlen.

Mein Ehrenwort, — ſagte der Glaſermeiſter, — ich weiß von Nichts.

Nun ſo müſſen Sie etwas Anderes gethan haben, was gegen das Geſetz iſt.

Fiſch hab' ich neulich gegeſſen, ohne Billetten zu nehmen. Das wiſſen Sie ja!

Die Narreſchkeit! — ſagte der Vorſteher, — dafür haben Sie ja, ſo viel ich weiß, ſchon die Strafe erlegt. Das kann es nicht ſein. Um das kümmert ſich kein Menſch mehr. Sie müſſen noch etwas Anderes gethan haben.

So wahr ein Gott im Himmel iſt, Herr Vorſteher, ich weiß von nichts.

Betrachten Sie mich nicht als einen Mann, der Mißtrauen in Sie ſetzt. Ich kenne Sie jetzt ſchon einige Jahre und habe keine Urſache gefunden an Ihrer Rechtlichkeit zu zweifeln. Ich weiß auch ganz gut, daß Sie in der Gemeinde in Achtung ſtehen und ich muß bekennen, daß Sie dieſelbe verdienen. Auch hab' ich gar kein Recht zu den Fragen, die ich Ihnen hier vorgelegt habe. Meinen Sie alſo nicht, daß dies ein amtliches Verhör iſt! Nein! Ich mein' es gut mit Ihnen, und möcht' Ihnen gern helfen. Deshalb vertrauen Sie ſich mir an, geſtehen Sie offen, was vorgegangen iſt, und ſeien Sie verſichert, daß ich thun will, was in meiner Macht liegt, um Ihnen beizuſtehen.

Ich weiß nicht mehr, was ich Ihnen ſagen ſoll, — erwiderte der Glaſermeiſter, — ich kann Ihnen nur ſagen: Ich will nicht erleben, lebendig aus dem Zimmer zu kommen, ich ſoll nicht erleben, mein Weib und Kind wieder zu ſehen, wenn ich weiß — — —

Genug, — ſagte der Vorſteher, — ich bin jetzt überzeugt, daß Sie von nichts wiſſen.

Wenn man mich bei Ihnen verklagt hat, — hub jetzt der Glaſermeiſter, durch die letzte Aeußerung des Vorſtehers ein wenig beruhigt, an, — ſo — — —

Wenn man Sie bei mir verklagt hätt', — fiel ihm der Vorsteher in die Rede, so wären Sie jetzt schon fertig; die Sache steht aber leider anders.

Dann muß es ein unglückliches Mißverständniß sein, eine Personverwechslung, oder — — —

Oder ein „Bilbel" (falscher Verdacht), — ergänzte der Vorsteher, und ich kann Ihnen für den Augenblick nicht einmal einen Rath ertheilen.

Was geht denn aber um Gotteswillen vor? — fragte der Betroffene.

Hören Sie mich an, — sagte der Vorsteher, — geben Sie mir Ihr Ehrenwort und die Hand darauf, daß Sie von hier nicht abreisen und nicht die Flucht ergreifen.

Ich die Flucht ergreifen? werd' ich mein Weib und Kind im Stich lassen?

Daß Sie sich überhaupt aus dem Ort hinaus nicht entfernen; in kein Dorf gehen, keinen Geschäftsgang außerhalb des Ortes machen, nicht einmal vors Thor hinaus oder über die Brück' spazieren gehen, so können Sie jetzt wieder ruhig nach Hause gehn. Aber das müssen Sie mir versprechen; denn ich bin für Ihre Person verantwortlich gemacht.

Um Gottes Willen, — sagte der Meister, — bin ich denn ein Staatsverbrecher?

Lieber Freund, — sagte der Vorsteher und ergriff seine Hand, — wenn Sie es nicht wissen, woher soll ich es wissen; aber ich hab' den strengsten Befehl, ich kann nicht anders. Ueberzeugen Sie sich selbst. Hierbei reichte er ihm die amtliche Zustellung, die er eben kurz zuvor erhalten hatte. Dieselbe lautete:

„Vom Oberamte zu . . . . . .

An den Vorsteher der Israeliten-Gemeinde zu . . . . . .

Der Vorsteher der Israeliten-Gemeinde zu . . . . . wird hiermit amtlich aufgefordert, den in selbiger Gemeinde zuständigen und seßhaften Glasermeister Samuel

Frei, vulgo Samuel Glaſer, bis auf Weiteres zu überwachen und ſtrengſtens dafür zu ſorgen, daß derſelbe ſich unter keinerlei Vorwand weder auf Geſchäftsgängen noch aus irgend einer andern Urſache vom Orte entferne. Der Vorſteher hat für die Sicherheit des beſagten Samuel Frei, vulgo Glaſer, mit ſeiner eigenen Perſon zu haften und wird für die Folgen einer etwaigen Flucht verantwortlich gemacht; weshalb dem Vorſteher zu ſeiner eigenen Sicherheit die Ermächtigung ertheilt wird, ſich der Perſon des beſagten Samuel Frei, vulgo Glaſer, ſogleich zu bemächtigen und denſelben bis auf Weiteres in Gewahrſam zu halten.

Oberamt .... den .....

N. N.“

Samuel Frei wurde todtenbleich, da er das Aktenſtück geleſen hatte. Was iſt da zu thun? — fragte er beſtürzt.

Der Vorſteher ließ die beiden Hände, die er erhoben hatte, willenlos herabfallen und zuckte ſchweigend die Achſel.

Rathen Sie, helfen Sie! — flehte der Glaſermeiſter, — erbarmen Sie ſich meines Weibes und meiner Kinder.

Was von mir abhängt, ſoll geſchehn, — beruhigte der Vorſteher. — Sie ſehen, welche Verantwortung mir für die Sicherſtellung Ihrer Perſon übertragen wird, und Sie werden daraus das Vertrauen bemeſſen können, welches ich in die Wahrhaftigkeit Ihres Wortes ſetze. Für jetzt gehen Sie ruhig nach Haus und warten wir ab, was weiter kommen wird. Iſt es ein Mißverſtändniß, ſo muß ſich die Sache bald aufklären.

Samuel Frei ging nach Hauſe mit ſchwerem Herzen und bekümmertem Gemüthe. Es war bereits ſpät in der Nacht, kein Menſch war mehr zu ſehen; jeder Schritt, den er vorwärts that, widerhallte in der leeren Gaſſe. Am Himmel jagten die Wolken einander mit Eile vorwärts und verdeckten den Mond bald, bald ließen ſie ihn wieder frei,

und er goß in ſolchen kurzen Augenblicken ſein magiſches Licht hernieder, die Häuſer der Gaſſe mit bleichem Schein beglänzend.

Du ſchwebſt frei in der Luft! — ſagte ſich im Stillen der Glaſermeiſter, als er zum nächtlichen Himmel empor-ſchaute, du ſchwebſt frei, und wenn ſie dich auch einfangen, die finſtern Wolken, ſie können dich nicht halten, du trittſt lächelnd und ſiegend aus der Haft wieder hervor; aber mich werden ſie verhaften und in einen finſtern Kerker werfen, und ich weiß nicht warum?

Als er nach Hauſe kam, erwartete ihn Mirl und ſetzte ihm mit der naheliegenden Frage, was er ſo lange beim Vorſteher zu thun gehabt habe? — das Nachtmahl vor.

Steuerverrechnungen! — ſagte der Mann, — die Leut' ſehen es gleich, wenn es Einem anfängt ein Biſſel beſſer zu gehn, und wollen dann auch das Ihrige haben; und ſo haben wir verrechnet und haben uns verplaudert.

Steht dafür! — ſagte Mirl, — ſo lang auszubleiben! Warum? morgen hätt' das gar nicht Zeit gehabt?

Iſt denn ſchon ſpät? Ich hab' gar nicht gedacht, daß ſchon ſo ſpät iſt, ſo raſch iſt die Zeit vergangen.

Da ſieht man, — ſagte Mirl, wie die Männer ſind, und darin gibt es keine Ausnahme, — Einer wie der Andere. Ein Weib iſt doch ganz anders. Er thut ſich drüben verplaudern und unterhalten und ich ſorg' mich daheim und mach mir allerlei Gedanken, daß ich jetzt ſelber über mich lachen muß. Weißt Du, wenn Du nicht jetzt gekommen wärſt, daß ich gleich hinüber gegangen wär zum Vorſteher! Du mögſt mir glauben, es iſt zwar eine Narreſchkeit, daß ich's red', aber ich hab nicht anders gemeint, als wie daß man Dich ins Gefängniß geſetzt hat!

Zum Glück ging ſie bei dieſen Worten in die Küche hinaus, um das am Heerde brennende Feuer abzulöſchen und Samuel hatte Zeit eine Thräne, die ſich bei dieſer

der Wahrheit ſo nahe kommenden Vermuthung des argloſen Weibes in ſein Auge geſchlichen hatte, in aller Ruhe wieder weg zu wiſchen. Er konnte ſich aber nicht zwingen zu eſſen. Dieſer an ihm nicht gewohnte Mangel an Eßluſt, erregte bei dem aus der Küche zurückkehrenden Weibe dennoch Verdacht und ſie drang in ihn, ihr zu ſagen, was vorgefallen ſei.

Mich foppſt Du nicht, — ſagte ſie, — wenn Du Stoppleber (Gansleber) und „Grieben" mit Erdäpfel ſtehen laſſen thuſt, iſt das nicht umſonſt. Gleich ſagſt Du mir da, was vorgeht? was iſt das, Du wirſt mit mir „Verſteckerlein" ſpielen, bin ich denn etwas ein Kind? Iſt es nichts Wichtiges, deſto beſſer; iſt es aber etwas, bin ich doch auch nicht auf den Kopf gefallen und werd' doch wiſſen dürfen, was uns bevorſteht.

Leg' Dich ſchlafen, Mirl, — ſagte Samuel, — morgen werd' ich Dirs ſagen.

Was? ſo ein Herz haſt Du gegen mich, daß Du mich willſt eine ganze Nacht in Angſt und Sorg' liegen laſſen? Schön das! das hätt' ich mir von Dir nicht vorgeſtellt.

Nun, — ſagte der Mann, — wenn Du es durchaus wiſſen willſt, man hat mich mit etwas beim Amt angezeigt. Worüber, weiß ich ſelber nicht, und der Vorſteher weiß es auch nicht; er hat aber den Auftrag erhalten, über meine Perſon zu wachen.

Weh geſchrieen! — rief das Weib, — da ſteckt Aron dahinter.

Was fallt Dir ein? Du meinſt wegen die Fiſch'? das iſt ja eine abgemachte Sache!

Aber Deine Red'! — ſagte das Weib mit bewundrungswürdigem Scharfſinn, ſogleich die richtige Spur verfolgend, — Du red'ſt manchmal ſolche Sachen, die nicht jeder verſteht. Du haſt doch geſehen, wie der Vater Dich nicht verſtanden hat, und hat gemeint, nach Deine Red' brauch' er die Fiſch nicht zu verzahlen. Du mögſt mir glauben, mich

irrt es alleweil, wenn Du ſo ein Wort über die Lippen bringſt.

Ich red' ja nichts Unrechtes, und der Schwäher hat mich nicht angezeigt.

Das weiß ich ja, ich verſteh' Dich ſchon, wie Du es meinſt, aber nicht ein Jeder verſteht das ſo; und dann gibt es ja auch ſchlechte Menſchen, wer weiß, was man Dir aufgebracht hat! Die Wänd' haben Ohren. Du weißt gar nicht, wie man ſich in Acht nehmen muß. Ich bitt' Dich, mein Kind, thu mir den Gefallen, red' nichts mehr von kein' Staat und von kein' Geſetz und von allen dieſen Sachen. Was geht das Dich an? Du wirſt das Alles, wie es iſt, nicht anders machen! Sei froh, wir haben unſer Stückel Nahrungszweig und weiter „poter" aus (Punktum)! Weißt Du, das freche Geſicht iſt im Stand und ſagt, Du haſt auf den Kaiſer geredt! Aron Strunk, ſo ein Lump! ich bitt' Dich, etwas ein gefühlvoller Menſch iſt er!

Du brauchſt noch nicht ſo zu erſchrecken, — ſuchte der Mann ſie zu beſchwichtigen, — es iſt ja noch gar nicht bekannt, was man mir zur Laſt legt. Erſt muß ich's hören! Man wird mich ja doch auch reden laſſen! Nachher werd' ich mich ſchon vertheidigen. Thu' recht und ſcheu Niemand, iſt ein altes Sprichwort! Sei froh, ich bin auf freiem Fuß.

Wie heißt, ich ſoll froh ſein? was biſt Du denn etwas ein Dieb, ein Mörder? warum ſollſt Du nicht auf freiem Fuß ſein?

Nun ſetzte er ihr in ſchonender Weiſe auseinander, wie die Sache ſich verhalte, und wie er es allerdings nur dem Vertrauen, welches der Vorſteher in ſeine Rechtlichkeit und in ſein Pflichtgefühl ſetzt, zu verdanken habe, daß er nicht ſogleich in Gewahrſam gebracht worden ſei.

Die Folge dieſer Eröffnung war, wie ſich dies von ſelbſt verſteht, ein heißer Thränenſtrom. Das Weinen hätte aber ſicherlich bei jeder andern länger gedauert, als bei

Mirl. Nachdem ſie ſich gut ausgeweint hatte, errang wieder ihre kräftige Natur die Oberhand über thatenloſe Weichſeligkeit. — Sie machte ſich auf, ſpät in der Nacht, es war nahezu gegen Mitternacht, und ihr Mann vermochte ſie nicht zurückzuhalten, um ihren Vater von dem Vorfall in Kenntniß zu ſetzen.

Sieh' nur an, was Du treibſt! — ermahnte der Glaſermeiſter, — jetzt wirſt Du die Aeltern im beſten Schlaf aufwecken, bedenk' doch nur, was Du thuſt; die Sach' iſt ja nicht ſo gefährlich!

Laß Du mich nur machen, — erwiderte ſie, — ich hab' gegen meine Aeltern, ſo lang ich leb' weder im ledigen Stand noch ſeit unſerer Hochzeit kein einzig Mal widerſpänſtig gehandelt; ich hab' ſie, Gott ſei Dank, all mein Lebtag in Ehren gehalten. Ich weiß ſchon, was ich zu thun hab'. Was denn? warten bis es zu ſpät iſt? bis man Dich weggeführt hat auf den Spielberg? Nicht erleben ſoll er's!

Und ſie that, wie ſie ſich entſchloſſen hatte, weckte in tiefer Mitternachtsſtunde die Aeltern aus dem Schlafe und berichtete die ſchlimme Botſchaft.

Die Aeltern, erſchrocken über den außerordentlichen Vorfall, wußten im erſten Augenblicke kein Wort hervorzubringen.

Sag', er ſoll herüber kommen, — ſagte endlich Jakob Glaſer, — ich muß von ihm ſelber hören, was der Vorſteher zu ihm geſagt hat. Du wirſt Dich irren.

Gott wolle es! — erwiderte die Tochter.

Die Mutter aber ſagte: Nein, Jakob! wir gehen gleich ſelber mit hinüber. Ich hab' keine Ruhe da. Jetzt ſoll ſie erſt herüber gehn und ihn herbringen und die Kinder daheim allein laſſen. Komm', zieh Dich an. Da iſt nicht viel Zeit zu verlieren! —

Und ſo geſchah es.

Jetzt laß mich hören, verſtehſt Du, — ſagte Jakob

Glaſer, als er in die Stube ſeines Schwiegerſohnes eintrat, — was der Vorſteher zu Dir geſagt hat.

Erſt hat er mich gefragt, ob ich nichts gekauft hab', keinen Diebſtahl!

„Schnokes" (Lappalien)! — ſagte Jakob Glaſer trocken, — und weiter?

Weiter hat er mich gefragt, ob ich ſonſt nichts gethan hab', was gegen das Geſetz iſt.

Haſt Du geſagt „Nein!" — ſagte Jakob Glaſer wieder.

Die Schwiegermutter aber ſagte: Thu' ihm nicht in Einem fort drein reden und laß ihn erzählen!

Schaŷ! — ſagte Jakob Glaſer, — thu Du mich nur anlernen, wann ich zu reden und wann ich zu ſchweigen hab'! Alſo hernachher!

Hernachher, — erzählte Samuel, — hat er mir geſagt, daß wenn ich ihm verſprech', daß ich mich vom Ort nicht entfernen will, kann ich ruhig heim gehn.

Haſt Du's natürlich verſprochen!

Verſteht ſich!

Und dann?

Und dann hat er mir die Zuſtellung zu leſen gegeben, die er vom Oberamt bekommen hat, und da drin ſteht, daß er mit ſeiner Perſon für meine Sicherheit zu haften hat und für mich verantwortlich iſt.

Nun?

Nun, und ſo bin ich heim gegangen!

Und das iſt Alles? — fragte Jakob Glaſer.

Was ſoll noch mehr ſein? — fragte Mirl, — iſt Dir das vielleicht noch zu wenig?

Stat! ſagte Jakob Glaſer, alſo jetzt hör' mich an, Samuel, was ich Dir ſagen werd'. Unter der Geſchichte ſteckt kein anderer, als wie Aron mit der langen Naſ'.

Das war mein erſt' Wort! ſagte Mirl.

„Schekoach" (großen Dank für die Entdeckung)! jetzt,

wie Du da gehſt und ſtehſt, packſt Du Dich augenblicklich zuſamm' und gehſt auf und davon nach Ungarn.

Dasſelbe hab ich auch ſagen gewollt, bemerkte die Mutter, es bleibt nichts übrig als „Pleteh" (Flucht)!

Samuel blickte die Aeltern erſchrocken an.

Nun, was beſinnſt Du Dich? Du haſt nicht lang' Zeit, ſagte Jakob Glaſer, mach' da keine lange Geſchichten her und geh'.

Iſt das Ihr Ernſt? fragte Samuel.

Du? ſoll ich leben! noch ſchöner wie ſchön. Wie gefallt Euch das? ob es mein Ernſt iſt? was meinſt Du denn? es iſt heut „Purim" (Faſching) und Simches-Thorah" (Tempelfeier), und ich komm' um Eins in der Nacht zu Dir herüber, um Dir ein Spaßele zu machen?

Und was meinſt Du Mirl? wendete ſich Samuel an ſein Weib.

Thu, was Dir mein Vater ſagt, entgegnete ſie, da es nicht anders ſein kann, kann es nicht anders ſein. Ich hätt' gewiß lieber, wenn Du in Friede und Freude da bei mir bleiben könnteſt; aber änder als ſie Dich einſperren ſollen, iſt mir doch lieber, Du thuſt auf Ungarn. Wir werden ſchon wieder zuſammenkommen. Die Welt iſt groß genug. Wenn Du Dich dann irgendwo unten niedergelaſſen haſt, komm' ich mit den Kindern Dir nach und Gott wird uns nicht verlaſſen.

Wer ſagt denn aber, daß es nicht anders ſein kann? fragte Samuel.

Ich bitt' Dich, ſagte Jakob Glaſer, thu' da hier jetzt nichts philoſophiren. Mit Deinen deutſchen „Oberchochmes" (Superklugheit) kommt man bei uns nicht fort. Und wenn Du einmal drinne biſt, kommſt Du nicht ſo geſchwind wieder heraus. Gott ſoll hüten vor jüdiſche Köpf' und nichtjüdiſche Händ'!

Ich fürcht' mich nicht vor beiden, denn ich bin mir keines Unrechts bewußt.

Kurios redſt Du, ſoll ich geſund ſein! Was heißt Du fürchtſt Dich nicht? Wird man Dich denn da viel fragen, ob Du Dich fürchten thuſt? Mir ſcheint, Du biſt noch ſehr kindiſch. Geh'! mach' daß Du fortkommſt! Vor Tag mußt Du einige Meilen weit ſein, und wenn Du einmal über die ungariſche Gränz' hinüber biſt, dann kannſt Du Dich ausraſten!

Ich bleibe hier! ſagte Samuel kurz.

Du gehſt nicht? fragte Jakob Glaſer erzürnt.

Es wär' eine Niederträchtigkeit von mir, eine Schändlichkeit, wenn ich jetzt fliehen wollte. Ich hab' mein Wort gegeben, daß ich bleiben werde.

Das Wort gilt nichts. Ein „Neder" (Gelübde), zu dem man gezwungen wird, iſt kein „Neder", und die Hand, die man der Gewalt gibt, hat keine Kraft und bindet nicht. Gott wird Dir's verzeihen, wenn Du Dich für Weib und Kind erhalten thuſt.

Nein! ſagte Samuel, das geht nicht. Vielleicht, wenn ich unter der Hand durch eine dritte Perſon, bevor ich beim Vorſteher war, erfahren hätte, was ſich ereignet hat; möglich, daß ich gegangen und der Gefahr ausgewichen wär'; er hätte dann keine Verantwortung gehabt, denn er hätte beweiſen können, daß ich zu der Zeit, wo ihm der Befehl zugeſtellt worden, nicht mehr zu finden geweſen bin; aber jetzt, nachdem er mich hat rufen laſſen, nachdem er mir gezeigt, daß er ermächtigt iſt ſich meiner Perſon gleich zu verſichern und mich einſperren zu laſſen und nachdem er mich im Vertrauen auf mein Wort frei gelaſſen hat — nein! mag kommen was will, ich bin kein ſchändlicher Verräther und werde nicht einen Menſchen ins Unglück bringen, um mich einer Gefahr zu entziehen! Mag es kommen wie es will, ich bleibe.

Bitten und Drohungen waren vergebens. Samuel Frei blieb unerschütterlich. Der Tag begann beinahe zu grauen, als sich die Aeltern betrübten Herzens nach Hause schlichen. Mit banger Ahnung harrten sie dem kommenden Tage entgegen. Es war die qualvollste Nacht, die sie jemals erlebt hatten.

Des Morgens ging Jakob Glaser zum Vorsteher.

Sag' mir, was geht da vor? fragte Jakob Glaser.

Bruder-Leben, erwiderte der Vorsteher, Du mögst mir glauben, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Ich hab' leider ein' großen Fehler begangen.

Was für ein' Fehler?

Daß ich Dein' Eidam hab' rufen lassen. Leider Gottes kommt Einem der Verstand nicht zur rechten Zeit. Wenn ich anstatt Dein' Eidam Dich hätt' rufen lassen, hätt' er können die Flucht ergreifen und ich hätt' von nichts zu wissen gebraucht. Vorbei ist es!

Und was möcht'st Du sagen, wenn er auch ohne Dein' Verstand auf und davon gegangen wär'?

Dann könnt' ich in's Criminal kommen! Aber ich trau es ihm nicht zu, sprach der Vorsteher ruhig.

Du kannst von dessenwegen ruhig sein. Hör an, ich muß Dir sagen, es ist von Dir ein Wagstück gewesen, was Du gethan hast, aber Du hast Dich nicht verrechnet. Ich hab' mein Eidam heut' Nacht erst kennen gelernt. Ich hab' ihn alleweil' für ein' guten Jungen gehalten, aber so etwas, das hätt' der Tausendste nicht gethan, denn Du hätt'st nur sehen müssen, was wir mit ihm getrieben haben, daß er flüchten soll; er aber ist da gestanden, und da hast Du können in ihn hinein reden, wie in ein' nassen Frosch. Red' da in die Mauer hinein, ist er als bei sein' Red' geblieben, ich geh' nicht und ich geh' nicht, und der Vorsteher ist

für meine Perſon verantwortlich, und ich hab ihm mein' Hand gegeben, — kurz, was ſoll ich Dir da eine lange „Schmuhe" (Geſchwätz) machen, das iſt ein Menſch, den find't man nicht in ganz „Marreland" (Mähren). Jetzt aber, Bruder-Leben, ſag was zu thun iſt!

Hör' zu, Jakob! ſagte der Vorſteher, was Du mir von Dein' Eidam erzählſt, überraſcht mich nicht; wenn ich ihn nicht für rechtſchaffen und ehrlich und feſt kennen möcht', hätt' ich ihn nicht frei gelaſſen. Von dem iſt nicht weiter zu reden. Wenn Du willſt, nimm eine Gelegenheit und ich fahr' gleich mit Dir hinüber zum Oberamt. Vielleicht läßt ſich etwas thun; zum wenigſten hoff' ich zu erfahren, was vorgeht.

Gut! ſagte Jakob und ging ſogleich, um eine Fahrgelegenheit zu dingen. Er ſputete ſich, der alte Jakob, und lief von Haus zu Haus auf dem ganzen Markt herum.

Zu derſelben Zeit vernahm im Hauſe des Acciſe-Pächters die in der Küche beſchäftigte Magd ein Klirren wie von einer zertrümmerten Fenſterſcheibe aus der Stube her, und gleich darauf kam die Frau heraus und befahl der Magd: Geh' mir gleich nach dem Glaſer, er ſoll augenblicklich herkommen.

Ich mein'! augenblicklich muß es ſein, paketel, weil ein Fenſter zerbrochen iſt! brummte die Magd in ſich hinein, nachdem die Frau wieder in die Stube zurückgekehrt war.

Die Magd betrieb die Sache nicht eben mit Eile und befand ſich noch in der Küche, als die Frau ungeduldig zum zweiten Male heraustrat und ſie fragte: Nun, biſt Du ſchon beim Glaſer geweſen?

Sie haben mir ja nicht einmal geſagt, zu welchem ich gehen ſoll, ob zum alten oder zum jungen.

Geh zu welchem Du willſt, aber nur geſchwind, mach', und ſag ihm, er ſoll gleich auf der Stell' herkommen.

Das heißt ein Gelärm gemacht wegen ein Biſſel Fen-

ſter zerbrochen, daß ſie's nur nicht verſäumt! brummte die Magd wieder und machte ſich auf den Weg. Wenn ſie erſt gewußt hätte, daß die Frau abſichtlich die Fenſterſcheibe zerſchlagen habe, dann wollte ich erſt ihr Brummen gehört haben. Um den Glaſermeiſter wär' ſie dann ſicher nicht gegangen, denn eine alte Magd ſpielt im Hauſe häufig gern die Rolle der vergeltenden Gerechtigkeit.

Warum aber hat die Frau des Acciſe-Pächters abſichtlich eine Fenſterſcheibe zerſchlagen? War es blinde Zerſtörungswuth, wie man ſie bei rohen Gemüthern findet? war es kindiſche Laune, der ſich manchmal auch erwachſene Kinder überlaſſen? war es ein Akt des Zorns, der ſich nicht ſelten über unſchuldige, gebrechliche Gegenſtände ergießt? Nichts von alle dem, ſie war ſanften Gemüthes, ſie war klug, und wenn ſie gereizt wurde, was wohl oft der Fall war, ſo verbiß ſie den Schmerz im eigenen Herzen. Und doch mit Abſicht eine Fenſterſcheibe zerſchlagen? das muß eine Urſache haben. Die Urſache war eine Mittheilung, die ihr Mann ihr gemacht hatte. Der Inhalt ſeiner Mittheilung empörte ihre Seele im Innerſten.

Und das haſt Du gethan? und damit rühmſt Du Dich noch zu mir? — war Alles, was ſie darauf zu ſagen hatte, als er mit Hohnlachen aus dem Zimmer ging.

Aufgeregt ſchritt ſie durch die Stube auf und nieder, blieb bald ſtehen, warf ſich bald auf einen Stuhl, ſprang wieder auf, ſchlug ſich mit der Hand vor den Kopf; ihre Unruhe zeigte, daß ſie mit einem Gegenſtande beſchäftigt ſei, mit dem ſie nicht ins Reine kommen könne. Endlich kam ihr ein Gedanke raſch wie ein Blitzſtrahl.

So! das iſt das ſicherſte Mittel! ſagte ſie, ging zum Fenſter und ſchlug mit der geballten Fauſt ſo ſtark an die Scheibe, daß dieſelbe in unzähligen Splittern auseinanderflog.

Die Magd hatte den alten Glaſermeiſter, zu dem ſie

zuerſt ging, nicht zu Hauſe getroffen, ſo ging ſie dann zum jungen und beſtellte die Botſchaft.

Der junge Glaſermeiſter kam, hob den beſchädigten Fenſterflügel aus und wollte ſich mit demſelben entfernen, um ihn in ſeine Werkſtatt zu tragen.

Könnten Sie das Fenſter nicht hier repariren? fragte die junge Frau.

O ja, wenn Sie es wünſchen!

Ich möcht' Sie bitten darum.

So geh ich mir nur das Glas zu holen.

Kommen Sie aber gleich wieder.

Wird keine fünf Minuten dauern.

Ich muß ihn warnen, ſagte ſich die Frau, nachdem er fort gegangen war.

Aber die fünf Minuten vergingen, es verging wohl auch noch mehr, der junge Glaſermeiſter kam nicht. Die Frau wußte ſich das Ausbleiben desſelben nicht zu erklären; jede Viertelſtunde kam ſie in die Küche hinaus mit der immer wiederkehrenden Frage: Iſt er noch nicht da?

Sie lief zum Fenſter, ſah die „Gaſſe" hinab, ob er noch immer nicht heraufkäme. Er kam nicht.

Geh nochmals hin, gebot ſie der Magd, ich laß ihm ſagen, er ſoll Alles ſtehn und liegen laſſen und ſoll augenblicklich herkommen.

Das heißt einem das Leben verwüſt' mit der ſchäbigen Fenſterſcheib'! brummte die Magd wieder und ging.

Als ſie jedoch zurückkam und trocken meldete: Der Glaſer kann nicht kommen. Man hat ihn mit Wach' aufs Gemeindehaus abgeführt, ſank die gute Frau faſt ohnmächtig nieder und die Magd hatte zu thun, ſie ins Bewußtſein zurückzurufen; kaum blieb ihr Zeit übrig ſich zu verwundern und zu brummen über den Eigenſinn, daß eine Frau in Ohnmacht falle, weil ihr nicht ſogleich das Fenſter gemacht werde.

Ihre Nachricht aber erwies ſich nur all' zu richtig.

Jakob Glaſer hatte nach längeren vergeblichen Anfragen bei mehreren Bauern, die ihre Pferde bei der Feldwirthſchaft nicht entbehren konnten, endlich eine Fahrgelegenheit bekommen, ließ ſtracks anſpannen und beim Vorſteher vorfahren. Die beiden Männer waren bereit den Wagen zu beſteigen, als eine Kaleſche, von zwei raſchen Pferden gezogen, durch die „Gaſſe" herunter rollte und beim Hauſe des Vorſtehers der Iſraelitengemeinde Halt machte. Es ſtiegen zwei Männer aus derſelben; der Vorſteher begrüßte ſogleich den Juſtitiär und den Amtsſchreiber. Vom Bock ſprang auch ein Mann herunter, es war der Gerichtsdiener, der mitgenommen worden war.

Wir gehen ſogleich aufs Gemeindehaus! — ſagte der Juſtitiär zum Vorſteher.

Die Männer verfügten ſich aufs Gemeindehaus.

Jakob Glaſer ſchickte die Gelegenheit, die er gedungen hatte, wieder fort und ging betrübt nach Hauſe.

Wer war der Mann da bei Ihnen, Herr Vorſteher? — fragte der Juſtitiär auf dem Wege nach dem Gemeindehaus.

Es iſt der alte Glaſermeiſter, — erwiderte dieſer, — der Schwiegervater des Samuel Frei, in Betreff deſſen ich geſtern vom löblichen Oberamt die Zuſtellung erhalten habe.

Hat er in dieſer Angelegenheit etwas von Ihnen verlangt? — fragte der Juſtitiär nach einer kleinen Pauſe ſo nebenbei.

Ich wollte mit ihm eben zum löblichen Oberamt hinüber fahren, um in dieſer Angelegenheit Erkundigungen einzuziehen. Die Leute ſind außer ſich, da ſie nicht wiſſen was vorgeht.

Dann freut es mich, daß ich Ihnen den Weg erſpart habe, — ſagte der Juſtitiär lächelnd, — denn in eben dieſer Angelegenheit bin ich hergekommen. Laſſen Sie den

Samuel Frei ſogleich aufs Gemeindehaus kommen. Er iſt doch hier, will ich hoffen.

Der flüchtet nicht, — ſagte der Vorſteher.

Iſt er ſo kühn? — fragte der Juſtitiär lächelnd.

Ich glaube, er hat ein ruhiges Gewiſſen!

Wird ſich bald zeigen.

Der Vorſteher rief einen eben vorübergehenden Knaben, ſogleich den Gemeindediener oder Löbele Polizei zu holen. Und nachdem Letzterer nach wenigen Minuten anlangte, gab der Juſtitiär dem Gerichtsdiener einen Wink, worauf dieſer mit Löbelei Polizei fortging.

Sie trafen den jungen Glaſermeiſter in demſelben Augenblicke, da er gerade mit einigen Glastafeln verſehen ſich auf den Weg machen wollte, um in dem Hauſe des Acciſepächters die beſtellte Arbeit zu verrichten.

Seine Frau ſtieß einen Schrei des Schreckens aus, als die Diener der Gerechtigkeit ihn abzuholen kamen.

Schrei nicht, — ſagte er, — ſei ruhig. Die Welt geht nicht zu Grund. Es wird ſich bald Alles aufklären.

Man führte ihn ab ins Gemeindehaus.

Hier hatte er ein ſtrenges Verhör zu beſtehen. Die vielen Kreuz- und Quergänge desſelben zeigten, daß der Juſtitiär ein Mann ſei, der ſich aufs Inquiriren verſtand. Lange wurde der Inquiſit hin und her geworfen, ehe er wußte, was ihm eigentlich zur Laſt gelegt wurde, und unter vielen Fragen, die ſich auf die heterogenſten Dinge bezogen, kam gelegentlich gleichſam nebenbei auch hie und da eine Frage, die mehr ein theoretiſches als ein praktiſches Intereſſe zu haben ſchien. So z. B. fragte der Juſtitiär den Inquiſiten unter Andern ob er geſchichtliche Werke geleſen habe, ob er die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution kenne, ob er mit Niemand im Auslande einen brieflichen Verkehr unterhalte. Sogar die Frage kam vor, welche Regierungsform er für die beſte halte, und mehre andere, aber jede

derſelben immer erſt nach mehreren anderen Fragen gleichwie nebenbei.

Der Inquiſit beantwortete die an ihn gerichteten Fragen mit großer Unbefangenheit. So bejahte er z. B. die Frage, ob er geſchichtliche Werke geleſen habe, ganz naiv, indem er mehrere Ritter- und Räubergeſchichten, unter anderen auch „Tauſend und eine Nacht", als die Quellen ſeiner geſchichtlichen Studien angab. Von der franzöſiſchen Revolution, meinte er, könne er nichts berichten, er ſei nicht dabei geweſen, da er nie aus Deutſchland herausgekommen, aber es komme ihm an, er habe in ſeiner Kindheit einmal etwas davon erzählen gehört. Ueber ſeine Beziehungen zum Auslande gab er vor, daß er allerdings einen Briefwechſel unterhalte, mit ſeiner Mutter, die zu N . . . noch am Leben ſei. Für die beſte Regierungsform erklärte er nach ſeiner Anſicht unbedingt diejenige, die am wenigſten Mühe macht, — eine Auffaſſung, über welche der Juſtitiär ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Nach ſolchem Geplänkel, woraus ſich der Juſtitiär noch immer kein klares Urtheil bilden konnte, da er den Inquiſiten nach dengegebenen Antworten, je nachdem er ſie als wahrhaft oder als verſtellt auffaßte, ebenſowohl für einen ganz ungefährlichen Menſchen, wie für einen der abgefeimteſten Schurken halten konnte, ging der Inquirent endlich auf eine etwas geradere Straße und forderte den Glaſermeiſter auf, ihm den Hergang, der ſich neulich bei ihm zugetragen habe, zu erzählen.

Da der Glaſer nicht wußte, welcher Vorfall gemeint ſei, ſo ſagte der Juſtitiär: zuerſt das von den Fiſchen.

Samuel Frei erzählte, was ſich Freitag Abend in ſeiner Wohnung zugetragen hatte.

Wer iſt dabei zugegen geweſen?

Samuel Frei nannte die Perſonen.

Was iſt nach jenem Vorfall geſchehen?

Nichts.

Sind Sie da zu Hause geblieben oder weggegangen?

Samuel Frei erzählte, daß er mit seinem Weibe und dem Gesellen zu seinen Schwiegereltern gegangen sei.

Was er daselbst gesprochen?

Er habe den Vorfall erzählt.

Ob er über den Vorfall kein Urtheil abgegeben?

Er glaube gesagt zu haben, daß man dem Gesetze Gehorsam leisten müsse.

Welche Veranlassung er zu diesem Urtheil gehabt?

Die Veranlassung, daß dies seine Meinung sei.

Ob ihm in dieser Ansicht widersprochen wurde?

Das glaube er nicht.

Aus welchem Grunde er sich genöthigt gesehen hätte, diese Ansicht zu vertheidigen?

Er habe sie nicht vertheidigt, sondern eben nur ausgesprochen.

Ob er die Meinung unbedingt ausgesprochen, oder ob er bestimmt habe, wie das Gesetz beschaffen sein müsse, dem man Gehorsam zu leisten habe?

Unbedingt.

Auch wenn das Gesetz ungerecht ist?

Auch dann.

Ob er diesen Zusatz vielleicht auch mit ausgesprochen habe?

Ja.

Ob er das Gesetz von der jüdischen Verzehrungssteuer für ungerecht halte?

Darüber dürfe er sich kein Urtheil erlauben.

Ob er sich wirklich niemals hierüber ein Urtheil erlaubt? er möchte sich besinnen. Vielleicht würde es ihm einfallen!

Allerdings habe er dies gethan und zwar an eben jenem Freitag Abend bei seinen Schwiegereltern.

Was er über das Gesetz gesagt habe?

Bayerische Staatsbibliothek München

Es verletze das menſchliche Gefühl oder irgend etwas Aehnliches.

Ob er ſonſt nirgend ſich in ähnlicher Weiſe und über ähnliche Dinge ausgeſprochen?

Daran wüßte er ſich nicht zu erinnern.

Das Verhör wurde bald hierauf zu Ende geführt und der Inquiſit auf Grundlage ſeines Eingeſtändniſſes, welches mit der Ausſage eines Zeugen zwar im Widerſpruch ſtehe, mit der Ausſage des zweiten Zeugen aber übereinſtimme, zur weitern Unterſuchung in Gewahrſam gebracht.

Man wußte jetzt in der Gaſſe, weſſen er beſchuldigt wurde; er ward als ein ſtaatsgefährlicher Menſch angeſehen, der durch ſeine Reden zum Ungehorſam gegen die Geſetze zu verleiten, und den ruhigen Sinn der Einwohner aufzuſtacheln und aufzuwiegeln beſtrebt ſei.

Wer waren aber die zwei Zeugen, die wider ihn ausgeſagt hatten?

Der Eine war Aron mit der Naſe auf der Stirn — das iſt ſelbſtverſtändlich. Dieſer hatte ſich den Freitag Abend nach dem bewußten Vorfall, neugierig und ſchadenfroh, unter das Fenſter von Jakob Glaſers Wohnung geſchlichen. Hier konnte er zwar nicht genau den Zuſammenhang des Geſpräches verfolgen, er vernahm nur abgeriſſene Worte, wie Geſetz — ungerecht — Gehorſam u. ſ. w. — aber er konnte durch das Fenſter hindurch ſehr gut die Perſonen unterſcheiden, die in der Stube beiſammen waren. Unter dieſen befand ſich, wie wir wiſſen, auch der junge Geſell, Pinchas, deſſen Herz bereits von heißer Wanderluſt brannte, und gerade dieſer war es, auf den der Verräther ſeinen Plan gebaut.

Montag in aller Früh begab er ſich ins Oberamt und brachte daſelbſt die Anzeige vor, daß ſich in der Iſraelitengemeinde zu N ... ein Menſch aufhalte, der die deutliche Abſicht habe, die ganze Gemeinde rebelliſch zu

machen, sie zum Ungehorsam gegen die Gesetze zu verleiten, sie von der Zahlung der vorgeschriebenen Verzehrungssteuer abzuhalten und mehreres Andere. Er berief sich auf den jungen Gesellen, welcher eben jetzt die Absicht habe, seine Heimath zu verlassen und seine Wanderschaft anzutreten.

Die Folge hiervon war, daß man vor Allem sogleich dem Gesellen, der inzwischen abgegangen war, nachsetzen ließ, um ihn zu vernehmen. Hierauf wurde das Weitere, das wir bereits kennen, veranlaßt, und so erlebte denn Aron mit der verlängerten Nase den Triumph seinen Nebenbuhler, den er in tiefster Seele haßte, als eines großen Verbrechens angeklagt ins Oberamt abführen zu sehen.

In der ganzen Gemeinde war außer ihm kein menschliches Wesen, dem dieser Fall nicht das tiefste Mitleid mit dem Unschuldigen erweckt hätte.

Die Aufregung in der „Gasse" war allgemein. Sie werden ihn ins Kriminal setzen als einen Staatsverbrecher! — lautete die allgemeine Befürchtung. Daß Aron der Ankläger sei, daran zweifelte Niemand, aber gegen diesen war die allgemeine Erbitterung lange nicht so groß, wie gegen Pinchas, von dem sie erfahren hatten, daß er gegen seinen Wohlthäter als Zeuge ausgesagt. Dann soll man noch Gutes thun! — sagten sie, — wenn man so dafür belohnt wird. Hätten sie ihn bei der Hand gehabt, er wäre nicht sicher gewesen, daß sich der Eine oder der Andere an ihm vergriffen hätte. Es war ein gräßliches Beispiel unerhörter Undankbarkeit.

Der arme Junge! er litt unter dem Vorgang mehr, als alle die Schreier in der „Gasse", die ihn mit tausend ausgesuchten Flüchen überhäuften. Was hätte er machen sollen!

Freilich war er vom Hause weggezogen, das Herz voll Wanderlust, und die Brust voll Hoffnung, welche sein guter Meister durch seine häufigen Schilderungen in ihm erweckt

hatte. Noch konnte er ſich nicht darüber tröſten, daß gerade im letzten Momente vor ſeinem Abſchied von der Heimath der unliebſame Vorfall mit den unverzahlten Fiſchen ſich ereignet hatte, und daß ſein guter Meiſter zu einer Strafe verurtheilt worden war. So wenig Grund er auch hatte, ſich ſelbſt bei der Sache irgend eine Schuld beizumeſſen, ſo beharrte er doch noch immer kindiſch bei ſeiner Selbſtanklage, und konnte ſich nicht beruhigen bei dem Gedanken, daß er eigentlich an der ganzen Sache Schuld ſei, da er die Worte des Jakob Glaſer ſogleich hätte richtig verſtehen und darnach weiter handeln ſollen.

So ſchritt er hin, Schmerz und Freude in der Bruſt, den blauen Himmel über ſich, und unten lachendes Grün, ſoweit das Auge reichte.

Er mochte ungefähr vier bis fünf Stunden fortgewandert ſein, als ihn ein ſchattiger Platz zur Raſt einlud. Er warf ſein Ränzlein ab und ließ ſich mit Wohlbehagen nieder in das ſchwellende Gras. Das wär' ein Plätzel, — dachte er, — wie gemacht für mein' Meiſter. Da möcht' ſich eins Geſchichtchen erzählen laſſen. Dabei ſah er auf die Landſtraße, von der er ein wenig abgebogen hatte, nach der Seite hin, von welcher er gekommen war, den Weg, den er zurückgelegt hatte, in Gedanken zurückverfolgend. Da bemerkte er in der Ferne aufwirbelnden Staub, und nach wenigen Minuten konnte er zwei reitende Boten, die des Weges daher ſprengten, deutlich unterſcheiden. Sie ſprengten vor ihm, der gemächlich im kühlen Schatten lag, mit ſolcher Eile vorüber, daß ſie bald darauf, nachdem er ſie geſehen hatte, ſeinem Geſichtskreiſe wieder entſchwunden waren, und nur wieder der in der Ferne aufwirbelnde Staub die Stelle verrieth, wo ſie ſich befanden.

Das heißt zugeritten! — ſagte der Burſche, — die reiten, wie wenn ſie auf der Flucht wären! Oder, wie

wenn ſie Jemandem nachſetzen möchten! — ſprach es innerlich in ihm.

Der Gedanke, daß dies letztere der Fall wäre und daß irgend Jemand nöthig hätte ſich vor ihnen zu verſtecken, überraſchte ihn aber ſo unangenehm, daß er denſelben nicht, wie den früheren, laut zu ſprechen gewagt hatte.

Es iſt dies mit manchen Gedanken der Fall, ſie kommen über uns mit ſolcher Gewalt, daß wir uns ſcheuen ſie auszudenken.

Nachdem er noch eine Weile geraſtet hatte, ſtand er friſch wieder auf, nahm ſein Felleiſen auf den Rücken, und ſetzte ſeine Wanderung fort. Er ſchritt auf der Landſtraße weiter dem nächſten Dorfe zu, wo er ſich im Wirthshauſe einen Trunk Bier zu vergönnen die Abſicht hatte. Nach Verlauf einer ſtarken Stunde kam er in dem Dorfe an Nach dem Wirthshaus brauchte er nicht zu fragen. Er konnte nicht fehlen, wenn er in das Haus, vor welchem einige Fuhrwerke ſtanden, eintrat. Zwei geſattelte Pferde hatte er draußen ebenfalls bemerkt; dieſe fraßen ihr Futter, die beiden Männer aber, die ſie auf ihren Rücken in raſchem Laufe dahergebracht, ſaßen drin in der Gaſtſtube mit einem dritten Mann an einem Tiſche und hatten eine Flaſch Wein vor ſich. Dieſer dritte war der Ortsvorſteher. Der Wanderburſch grüßte höflich bei ſeinem Eintritte in die Wirthsſtube und ſetzte ſich an einen Tiſch. Er glaubte zu bemerken, daß man von dem andern Tiſche oft nach ihm herüber ſah. Hätte er gehört, was bei ſeinem Eintritt in die Stube geſprochen wurde, er hätte ſein Glas Bier mit weniger Ruhe getrunken, denn als er eintrat, ſagte einer der Reiter:

Das muß er ſein.

Und der andere ſagte: Ich hab' ja gewußt, er muß hier durch.

Der Wanderburſch trank ſein Glas Bier, aß ein Stück

Brod, und bezahlte seine Schuldigkeit. Hierauf nahm er sein Ränzlein und machte Anstalt zur Weiterreise; als er aber durch die Stube schritt, erscholl es von der andern Seite:

He! Wanderbursch!

Der Gesell hielt inne und schaute hin.

Von welchem Handwerk? — fragte einer der Reiter.

Glasergesell, — sagte er.

Wanderbuch? — fragte der andere Reiter.

Hier! — Hierbei zog er sein Wanderbuch aus der Tasche und reichte es hin.

Setz' er sein Felleisen nur wieder ab, — gebot der erste Reiter wieder, nachdem er im Wanderbuche den Namen gelesen hatte, — er wird die weitere Reise in unserer Gesellschaft machen.

Der Gesell setzte erschrocken sein Felleisen nieder. Die Männer nahmen ihn jetzt in ihre Mitte und ließen sich die leer gewordene Flasche frisch anfüllen.

Wir haben jetzt mehr keine Eile! — sagte der Eine, — und können langsam zurück reiten.

Hierher haben wir einen scharfen Ritt gethan, — berichtete der Andere.

Der Ortsvorsteher war weiter nicht nöthig; er gab Hausgeschäfte vor und zog sich zurück.

Die zwei Reiter tranken lustig um die Wette und nachdem sie den Inhalt der Flasche ohne Hilfe des Ortsvorstehers geleert hatten, bestiegen sie die inzwischen gefütterten Pferde und transportirten den Arrestanten im ruhigen Schritt nach dem Oberamt.

Als sie auf dem Rückwege an der Stelle vorbei kamen, wo er vor kurzer Zeit im Schatten liegend, die zwei Boten vorüberreiten gesehen hatte, ward er sich erst recht der peinlichen Lage bewußt, in die er da so plötzlich hinein gerathen war. Er konnte so wenig begreifen, was mit ihm vorging, daß er erst hier durch die wiederauftauchende

Erinnerung an den leisen, unausgesprochenen Gedanken beim Anblick der beiden Reiter fähig wurde, die Noth zu übersehen, in der er sich befand.

Mit zerschlagenem Herzen kam er im Oberamte an.

Man verhörte ihn sogleich.

Die Hauptfragen, die er zu beantworten hatte, bestanden darin, ob ihm sein Meister keinerlei Belehrungen gegeben habe, und welcher Art diese gewesen seien.

Der Gesell bejahte, und sagte offenherzig, was sein Meister hie und da gesprochen.

Diese Antworten, aus denen nichts anderes hervorging, als daß der Meister Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit und dergleichen Eigenschaften als die schätzenswertheſten pries, waren keineswegs geeignet, die Anklage, welche der Accise-Pächter-Sohn eingebracht hatte, zu unterstützen.

Man wollte deshalb von dem Gesellen wissen, was der Meister noch gesprochen habe oder zu sprechen pflegte; denn belehrte man ihn, — der Meister muß noch von andern Dingen gesprochen haben.

Der Gesell kam aber immer wieder auf dieselben Dinge zurück, nur fügte er noch hinzu, daß der Meister auch Geschichten zu erzählen pflegte, die sehr schön seien.

Man vermuthete, daß diesen Geschichten vielleicht eine gewisse staatsgefährliche Tendenz zum Grunde liege und glaubte schon auf der richtigen Fährte zu sein, da man ihn fragte, ob er wohl sich an einige dieser Geschichten erinnere und ob er im Stande wäre eine oder die andere nachzuerzählen.

Der Geselle erbat sich man möchte ihn besinnen lassen.

Dies geschah.

Nach kurzem Besinnen erzählte der Gesell eine wunderbare Geschichte.

Sie dauerte ziemlich lang. Als er fertig war, lachte der Justitiär und sagte zum Amtsschreiber: die Geschichte

von der wunderbaren Lampe ſteht in Tauſend und einer Nacht nicht beſſer zu leſen, als wir ſie hier gehört haben.

Ob alle Geſchichten derart waren?

Der Geſell erbot ſich gleich zu einer zweiten Geſchichte, die noch viel ſchöner ſei. Aber kaum hatte er begonnen, ſo wurde ihm bedeutet abzubrechen, denn der Juſtitiär ſah ſogleich, daß dieſe Geſchichte aus derſelben Quelle geſchöpft ſei, wie die erſte.

Der Meiſter muß aber von noch andern Sachen geſprochen haben. Hat er nie etwas über die Geſetze geſprochen? — fragte der Juſtitiär, welcher bemerkte, daß er es hier mit einem ganz naiven Gemüthe zu thun habe, an deſſen Aufrichtigkeit nicht im mindeſten zu zweifeln ſei.

Er täuſchte ſich auch keineswegs; denn ſogleich ſagte der Geſelle: Ja! am letzten Freitag Abend nach der Geſchichte mit den Fiſchen.

Nun wurde er aufgefordert, den ganzen Hergang zu erzählen, und er erzählte ihn ganz der Wahrheit gemäß, bis auf die kleinſten Details.

Wie hätte er anders thun ſollen? hatte ihn nicht ſein eigener Meiſter gelehrt, unter allen Umſtänden die Wahrheit zu ſagen?

Nachdem dieſer Bericht zu Ende war, wurde ihm noch auf vierundzwanzig Stunden ein Wachmann zur Begleitung mitgegeben und dann wurde er entlaſſen.

Der entlaſſene Geſell wußte im erſten Augenblick, da er die Freiheit wieder erlangt hatte, nicht, was er beginnen ſolle, ob er ſeine Wanderung fortſetzen oder nach Hauſe gehen und den Vorfall erzählen ſolle.

Er deliberirte hin und her. Nein, — ſagte er endlich, — zu was ſoll ich heim gehn? Ich hab' ja auf mein' Meiſter nichts Schlechtes geſagt und daheim möchten ſie nur erſchrecken, oder ſie möchten mich gar auslachen! Nein, ich geh' fort.

Und er ging.

Es dauerte aber nur wenige Tage, als er die Neuigkeit von der Gefangennahme seines Meisters, die sich inzwischen rasch in der ganzen Gegend verbreitet hatte, erfuhr. Jetzt that es ihm wehe, nicht heim gegangen zu sein, denn er wußte nicht, daß sein Nachhausegehen nichts mehr genützt hätte und nun bildete er sich wieder ein, er habe dieses Unglück verschuldet. Er wagte es jetzt erst recht nicht in die Heimath zurückzukehren, und mit diesem großen Schmerz zog er in die weite Welt hinaus.

Unterdessen war die zerbrochene Fensterscheibe im Hause des Accise-Pächter-Sohnes noch immer nicht reparirt. Die Frau schien dieselbe ganz vergessen zu haben. Hierüber wunderte sich Niemand mehr als die Magd. Da sieht man, — sagte sie sich, — wie die großen Leut' sind. Erst hat sie's nicht erwarten können und ist alle „Beff" in die Küch' gekommen, ob der Glaser schon da ist, und jetzt läßt sie das zerbrochene Fenster zerbrochen sein, wie wenn im ganzen Ort gar kein Glaser existiren möcht! Nun, ist es ihr recht, ist es mir auch recht; mein Haus ist es nicht.

Den Tag nachdem Samuel Frei zur weitern Untersuchung nach dem Oberamte abgeführt worden war, brachte der Drab wieder zwei amtliche Zustellungen an die Gemeinde. Die eine war an den Vorsteher, die andere an den Rabbiner gerichtet. Beide wurden aufgefordert, Leumundszeugnisse über den Inquisiten einzusenden. Dieser hatte sich über den religiösen und sittlichen Lebenswandel desselben, jener über sein sociales und bürgerliches Verhalten auszusprechen. Auch wurde der Vorsteher verpflichtet, alle die Personen namhaft zu machen, mit denen der Inquisit am meisten verkehrt habe.

Die Zeugnisse konnten nicht günstiger ausfallen.

Der Rabbiner bestätigte, daß Samuel Frei sich niemals in irgend einer Weise etwas erlaubt habe, was mit den Grundsätzen der mosaischen Lehre oder auch nur mit den üblichen Gebräuchen in Haus und Synagoge in Widerspruch stehe, daß er ihm als ein unbescholtener Mann bekannt sei, der überdies durch seine Aufführung allezeit in allgemeiner Achtung stand und jedem jüdischen Haus- und Familienvater zum Muster dienen konnte.

Aehnliches bezeugte auch der Vorsteher, indem er ganz besonders auf die Bescheidenheit und auf das Jedermann gefällige Benehmen des Samuel Frei hinwies; Niemand sei in der Gemeinde, mit dem er jemals auch nur den geringsten Streit gehabt habe, im Gegentheile sei er als ein friedliebender Mensch bekannt und habe sich in mancher Beziehung, wie z. B. durch die unentgeltliche Aufnahme des verlassenen Waisenknaben, der jetzt Geselle geworden, sogar als wohlthätiger Mann bewährt.

Die Männer, welche namhaft gemacht worden, daß sie mit Samuel Frei den meisten Umgang hatten, citirte man als Zeugen auf das Oberamt und hier wurde jedem Einzelnen unter mehreren andern besonders auch die Frage vorgelegt, zu welchen Handlungen Samuel Frei sie anzuspornen oder zu ermuntern pflegte? Niemand konnte aber angeben, jemals von demselben zu irgend einer That aufgefordert oder ermuntert worden zu sein.

So verstrich denn längere Zeit, ohne daß sich das Schicksal des Inquisiten entscheiden konnte.

Jakob Glaser lief unaufhörlich zum Vorsteher und dieser versprach ihn, ins Oberamt zu fahren und sich über den Stand der Sache zu erkundigen.

Der Vorsteher kam zu dem Justitiär, traute sich aber nicht den Gegenstand sogleich zur Sprache zu bringen, was dieser wohl bemerkte.

Der Juſtitiar war ein Mann von klarem Verſtande und großer Menſchenkenntniß. Im Laufe einer langen Reihe von Jahren hatte er ſich einen ſcharfen Blick eigen gemacht, der fähig war, in die Seele eines Andern einzudringen und gleichſam deſſen Gedanken zu leſen. Wenn er ſein Augenglas, das ihm gewöhnlich auf der Naſe ſaß, mit der Hand in die Höhe über die breit gewölbte Stirne hinaufſchob, auf welcher die ſicherſten Merkmale der Intelligenz ausgeprägt waren, ſo vermochte ſelbſt manch hartgeſottener Sünder den durchdringenden Blick ſeines Auges nicht zu ertragen.

Als er die Verlegenheit des Vorſtehers bemerkte, erſuchte er den in der Kanzlei beſchäftigten Schreiber, einen Actenfascikel aus dem Archive herüber zu holen, und nachdem dieſer ſich entfernt hatte, ſagte der Juſtitiär: Herr Vorſteher, ich weiß doch wohl, was Sie zu mir führt. Hier in der Kanzlei kann ich Ihnen nichts ſagen; kommen Sie heut Abend zu mir in meine Wohnung, dort will ich Ihnen reinen Wein einſchenken.

Der Abend kam und der Vorſteher verfügte ſich in die Wohnung des Juſtitiärs.

Alſo wie ſteht es mit unſerem Inquiſiten? — fragte der Juſtitiär lächelnd.

Darüber hoff' ich von Ihrer Güte einige Auskunft, Herr Juſtitiär!

Nun, ich will ſie Ihnen auch geben. Unter uns geſagt, ich halte den Mann für unſchuldig!

Die Miene des Vorſtehers erheiterte ſich, und erglänzte vollends vor Freude, als der Juſtitiär fortfuhr: So ſehen die Rebellen nicht aus, wie dieſer Menſch; ein Staatsverbrecher iſt nach meiner Erfahrung aus einem andern Holze geſchnitzt. Ich laſſ' mir die Naſe herunterſchneiden, wenn der Mann fähig iſt, eine ruhige Gemeinde aufzuwiegeln und zum Ungehorſam gegen die Staatsgeſetze zu verleiten.

Was ſind Sie für ein Mann! — ſagte der Vorſteher entzückt, — Sie können einem Menſchen ins Herz hinein ſehen!

Nehmen Sie Platz, — forderte jetzt erſt der Juſtitiär den Vorſteher auf.

Kann ich, — fragte letzterer, ehe er ſich niederſetzte, — der unglücklichen Familie eine frohe Nachricht bringen, ſo laſſen Sie mich eilen, denn jede Minute früher, iſt Gold werth.

So weit ſind wir noch nicht, — entgegnete der Juſtitiär, — ich habe Sie in meine Privatwohnung beſchieden, und was ich zu Ihnen geſprochen habe, das habe ich als Privatmann geſprochen; es iſt dies meine Meinung, meine moraliſche Ueberzeugung; der Gang der Angelegenheit fordert aber mehr als dies, der Lauf des Geſetzes und meine perſönliche Meinung ſind zweierlei.

Die heitere Miene des Vorſtehers begann ſich wieder zu trüben.

Was die Ausſage des Handwerksburſchen anbelangt, der bei dem Glaſermeiſter in der Lehre war, — begann der Juſtitiär nun ſeine Auseinanderſetzung, — ſo iſt ſie für den Inquiſiten mehr entlaſtend, als belaſtend, und wird ihm eher nutzen als ſchaden; denn indem dieſelbe mit dem eigenen Geſtändniſſe des Inquiſiten in allen Punkten, in Haupt- und Nebenumſtänden, oft ſogar im Ausdruck übereinſtimmt, ſo gewinnt hierdurch das eigene Geſtändniß ſowohl, als auch die Zeugenausſage an Gründlichkeit und Authenticität. Man müßte denn zwiſchen dieſen beiden eine vorausgegangene Unterredung annehmen, welche dieſe Uebereinſtimmung zum Zwecke hatte.

Eine ſolche, — ſagte der Vorſteher, — kann nicht ſtattgefunden haben, da Samuel Frei, als ich ihn rufen ließ, durchaus keine Vermuthung hatte, aus welchem Grunde die Maßregel gegen ihn erfloſſen iſt.

Man ſieht, — ſagte der Juſtitiar lächelnd, — daß Sie in Strafſachen wenig bekannt ſind. Eine ſolche Unterredung hat gewiß nicht ſtattgefunden, das geht für mich aus ganz andern Anzeichen hervor. Daß ſie aber nicht ſtattgefunden haben kann, läßt ſich nicht behaupten; und das Ueberraſchtſein des Inquiſiten, welches Sie als Beweis ſeiner Unſchuld geltend machen wollen, läßt ſich leicht als ein verſtelltes betrachten. Der Unterſuchungsrichter muß alle dieſe Fälle als möglich annehmen. Indeſſen bin ich hier eben ſo ſehr wie Sie ſelbſt überzeugt, daß eine Verſtändigung der beiden Perſonen nicht ſtattgefunden hat.

In Folge deſſen muß die genaue Uebereinſtimmung der Zeugenausſage mit dem Geſtändniß des Inquiſiten Letzterem aber darum zum Vortheil gereichen, weil er in derſelben blos beſchuldigt erſcheint, in einem Momente der Aufregung gegen ein Geſetz, das ſich eben gegen ihn wendete, ſeinen Unmuth ausgeſprochen zu haben. Dagegen ergibt ſich aus derſelben durchaus kein Moment, aus welchem auf ein im Allgemeinen aufrühreriſches, aufwiegleriſches und zum Ungehorſam gegen die Geſetze aufreizendes Weſen und Treiben mit Gewißheit eine Folgerung machen ließe.

Gerade dieſer Dinge aber beſchuldigt ihn der andere Zeuge, welcher die Anzeige gegen ihn gemacht hat, nämlich der Sohn des Acciſe-Pächters. Dieſer hat allerdings ſeine Anzeige gemacht, ohne hierfür irgend einen Beweis beizubringen; er beruft ſich auf das Zeugniß des Wanderburſchen. Sie haben gehört, wie dieſes ausgefallen iſt. Die Leumundszeugniſſe der Gemeinde, und alle die vernommenen Perſonen ſtehen mit der Anklage des Acciſe-Pächter-Sohnes im Widerſpruche. Gleichwohl hat das Strafverfahren noch immer Handhabe genug, die Unterſuchung nicht aufzugeben; denn aus dem Grunde, daß die gegen Samuel Frei erhobene Anklage der Aufwieglerei nicht bewieſen iſt, geht für das

Verfahren noch keineswegs hervor, daß ſie ganz grundlos ſei. Einmal iſt es möglich, daß der Beweis im Laufe der weitern Unterſuchung noch hergeſtellt werden kann. Zweitens kann der Inquiſit, auch in dem Falle, daß kein Schuldbeweis gegen ihn aufgebracht wird, auch nicht freigeſprochen, ſondern nur aus Mangel an Beweis entlaſſen werden; denn daß er das Geſetz über die jüdiſche Verzehrungsſteuer ſeinem Schwiegervater gegenüber ein ungerechtes genannt hat, iſt Thatſache, und ſomit wirft dies einen Schein auf ihn, daß man ſich einer aufrühreriſchen Redeweiſe zu ihm gar wohl verſehen kann.

Wie ſehr meine perſönliche Anſicht von der lammfrommen Gemüthsart des Inquiſiten alſo auch überzeugt ſein mag, ſo kann ich ihn doch auf keine Weiſe gegen den Gang des Geſetzes ſchützen. Ich kann Ihnen genau vorher ſagen, wie Alles kommen wird. Die Unterſuchungsakten werden zum Kreisgerichte gehn; von dort werden ſie zur Vervollſtändigung und Ergänzung zurückkommen. Man wird hier wahrſcheinlich nichts Neues hinzuzufügen haben und der Inquiſit wird dann aus Mangel an Beweis entlaſſen werden. Darüber können aber Jahre vergehn. Ich bedaure den Menſchen wirklich ganz aufrichtig.

Da kann man ſehen, was ein Verläumder im Stand' iſt, — ſagte der Vorſteher und ſchüttelte betrübt den Kopf.

Der Juſtitiär aber ſagte mit ſeinem gewöhnlichen Lächeln: Ja, mein Lieber, wenn Sie im Stand' wären zu beweiſen, daß die Anklage eine Verläumdung ſei!

Nun, was wäre dann?

Was dann wäre? Der Unglückliche würde ſogleich freigeſprochen und die Strenge des Geſetzes ſich gegen den Verläumder kehren. Aber wie will man das beweiſen?

Das kann man beweiſen, — ſprach der Vorſteher in großer Aufregung ſich vom Sitze erhebend.

So? — fragte der Juſtitiär.

Gewiß! das kann man beweiſen. Der junge Strunk war dem Samuel Frei von jeher auffäſſig; ſchon als dieſer noch Geſell war, hat er ihn nicht leiden können, und das weiß ja jedes Kind in der „Gaſſ", daß der junge Strunk ſich an dem Glaſermeiſter rächen wollte, weil der ihm die Tochter des alten Glaſer abwendig gemacht hat.

Iſt das der ganze Beweis? — fragte der Juſtitiär.

Warum? iſt er nicht ſtark genug, wenn jedes Kind das weiß?

Nein! — ſagte der Richter ruhig, — ſtark genug iſt er nicht. Er iſt ſtark genug, gegen den Kläger Verdacht zu ſchöpfen, aber nicht ſtark genug, um den Geklagten frei zu machen; denn das eigene Geſtändniß des Inquiſiten bleibt ja noch immer vorhanden. Der junge Strunk müßte, wenn die Verläumdung eruirt werden ſoll, ſich vorher über ſein Vorhaben ausgeſprochen haben; es müßten Zeugen da ſein, welche Drohungen von ihm gehört haben, daß er eine falſche Anklage einbringen werde. In ſolchem Falle ließe ſich was machen.

Dann läßt ſich leider nichts machen, — ſeufzte der Vorſteher und ließ die Hände ſinken.

In demſelben Augenblicke pochte es an die Thür und auf den Ruf „Herein!" — trat der Finanzkommiſſär in das Zimmer.

Ich habe Ihnen eine nicht unerhebliche Mittheilung zu machen, — ſagte der Kommiſſär nach der üblichen Begrüßung mit einem Seitenblick auf den dritten, der ſich im Zimmer befand.

Der Vorſteher hatte den Seitenblick bemerkt und wollte ſich entfernen.

Ich bedaure ſehr, daß ich ſtöre, — wendete ſich der Kommiſſär hierauf an den Vorſteher, — ich werde übrigens gleich fertig ſein, und Sie dürfen meinethalben nicht fortgehen, Herr Vorſteher!

Der Juſtitiär geleitete den Vorſteher in ein anderes Zimmer, wo er ihn zu warten erſuchte, und kehrte zu dem Kommiſſär zurück.

Ich war heute auf Inſpektion in N....., — begann der Kommiſſär nun ſeinen Bericht, — und verfügte mich ungefähr gegen elf Uhr in Finanzgeſchäften zu dem Acciſe-Pächter Strunk. Da der Alte ſeit langer Zeit bereits dem Sohne die Führung der Acciſe-Sache überlaſſen, ſo verkehre ich in der Regel auch nur mit dieſem. Ich traf ihn nicht zu Hauſe. Er war, wie man mir ſagte, im Weinkeller, und da es mehrere Stunden anſtehen dürfte, bevor er wieder kommen könnte, ſo wollte ich mich inzwiſchen entfernen. Die junge Frau aber wollte mich nicht fortlaſſen, und nöthigte mich über Mittag zu bleiben. Ich nahm die Einladung an. Die Frau verfügte ſich in die Küche, vermuthlich um daſelbſt einige Anordnungen bezüglich des Mittagsmahls zu treffen; ich aber ließ mich inzwiſchen bequem in einen gut gepolſterten Lehnſtuhl nieder, der den Fenſtern gegenüber ſtand, und überließ mich allerlei Gedanken und Betrachtungen Hierin wurde ich, ich weiß ſelbſt nicht wie es kam, durch eine zerbrochene Scheibe an einem der Fenſter häufig unterbrochen. Die zerbrochene Scheibe ſtörte wahrſcheinlich die ſchöne Ordnung und Symmetrie, die ich ſonſt in der Stube wahrzunehmen Gelegenheit hatte, und immer wieder miſchte ſich dieſelbe ſtörend in meinen Gedankengang. Endlich kam das Mittagsmahl.

Wir diskurirten allerlei, unter Anderem auch von den Gemeinde-Verhältniſſen. Ich bedauerte die Gemeinde im Ganzen, als eine wenig bemittelte, wozu ich guten Grund hatte, denn die Höhe des Genuſſes und Wohllebens ſcheint mir für den Reichthum ein ganz gründlicher Maßſtab zu ſein, nun leiſtet aber die Gemeinde N..... an Verzehrungsſteuer viel weniger als manche andere Gemeinde von

geringerer Familienzahl, woraus für mich, wenn ich nicht eine allgemeine und ununterbrochene Defraudation annehmen will, klar hervorgeht, daß daselbst an Fischen, Geflügel, Fleisch und Wein im Allgemeinen viel weniger konsumirt wird, als sich mit nur einigem Wohlstande verträgt.

Die gute Frau, eine harmlose Person, die sich in die Geschäftsgebahrung ihres Mannes, wie ich später ersehen, niemals einen Einblick verschafft hat, konnte sich über meine Bemerkung nicht genug wundern, da ihres Wissens nicht nur die meisten Gemeindeglieder wohlhabende Leute seien, sondern auch die von mir angegebenen Umstände ganz und gar nicht zuträfen, denn so viel ihr bekannt sei, führe man in den meisten Häusern ein ganz gutes Leben, wie es der Wohlhabende und Bemittelte sich erlauben darf.

Diese Bemerkungen der Frau machten mich stutzig; es stieg in mir ein Verdacht gegen den Accise-Pächter-Sohn auf, daß er, um eine geringere Pacht zu erzielen, falsche Angaben über die Verhältnisse der Consumtion steuerbarer Artikel an die Finanzbehörde gelangen lasse. Um meinen Verdacht nicht sogleich merken zu lassen, fing ich nun an von andern ganz gleichgültigen Dingen zu plaudern, und so kamen wir auch auf die Hauswirthschaft; ich lobte ihre Hausordnung, die Nettigkeit ihrer Einrichtung, fragte nur so nebenbei, ob sie auch die Bücher mit solcher Ordnung führe, worauf ich erfuhr, daß ihr Mann seine Bücher in seinem Kasten verschlossen halte und sie sich um dieselben gar nicht kümmere. Das Geschäft, sagte sie, gehört nicht in meine Aufgabe, ich begnüge mich mit der Hauswirthschaft. Hier muß Alles in Ordnung sein, dafür bin ich verantwortlich.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich bemerkte hierauf scherzend, daß es mir als Finanzkommissär bei einer strengen Visitation ihres Hauses doch wohl gelingen möchte, auch in ihrem Gebiete einen Mangel aufzufinden.

Darauf wäre sie neugierig, meinte sie.

Ich aber stand auf, nahm sie am Arm und führte sie in das Zimmer, in dem sie mich vor dem Speisen hatte warten lassen, gerade zu dem Fenster mit der zerbrochenen Scheibe. Hier, sagte ich, ist das corpus delicti! Ein zerbrochenes Fenster im Paradezimmer. Bei diesen Worten erblaßte die Frau aber so merklich und schien so verwirrt, daß ich mir die heftige Erregung ihres Gemüthes nicht zu erklären wußte, denn daß ihre Eitelkeit so groß sein sollte, sie in fieberhafte Aufregung zu versetzen, weil sie etwa ein zerbrochenes Fenster repariren zu lassen vergessen habe, das schien mir doch nicht wahrscheinlich; dafür schien sie mir auch zu klug.

Ich fragte sie, warum sie so erschrocken und so aufgeregt sei? worauf sie statt aller Antwort in krampfhaftes Weinen ausbrach, mit dem vom Weinen und Schluchzen mühvoll hervorgebrochenen Rufe: Ich bin unglücklich.

Mein Verdacht, den ich schon bei Tische gefaßt hatte, wurde durch dieses Benehmen der Frau verstärkt. Ich suchte sie vorerst zu beruhigen, stellte mich, als ob ich der Meinung wäre, sie habe aus Eitelkeit geweint, schalt sie kindisch, sich über eine solche Kleinigkeit so zu ereifern; als ich sie aber dahin gebracht hatte, daß sie ordentlich zu Worte kommen konnte, verlangte ich von ihr die Kastenschlüssel. Sie gab mir dieselben. Ich fragte welcher den Kasten öffne, worin sich die Bücher ihres Mannes befinden?

Diesen Schlüssel, sagte sie, trage er stets bei sich, den habe sie nicht.

Ich fragte sie nun, warum sie vorhin gerufen habe, sie sei unglücklich.

Ach, sagte sie, wenn Sie die Geschichte der zerbrochenen Fensterscheibe kennen möchten, so wüßten Sie's, daß ich unglücklich bin.

Ich drang in sie, mir zu sagen, was sie auf dem Herzen habe.

Ach, war wieder ihre Antwort, ich will meinen Mann nicht ins Unglück bringen; er ist ja doch mein Mann, wenn er auch hart gegen mich ist.

Mehr braucht' ich nicht als dieses, um den Verdacht, den ich geschöpft hatte, zur größten Höhe zu steigern.

Hat er die Bücher gefälscht? fragte ich nun bestimmt.

Von seinen Büchern weiß ich nichts, war ihre Antwort, aber dieser unglückliche Glasermeister, der ins Kriminal kommen muß. Das liegt mir wie ein Stein am Herzen!

Mehr war trotz allem Zureden aus der Frau nicht herauszubringen.

Ich ging sogleich auf den Magistrat, nahm mir daselbst Assistenz, kehrte in die Wohnung des Accise-Pächters zurück und versiegelte amtlich den Kasten, worin sich nach der Aussage der Frau Strunk die Bücher befinden, nachdem ich vorher Alles durchsucht und nirgends eine Spur derselben gefunden hatte. Morgen früh wird sich eine Kommission nach N..... begeben, um den Thatbestand an Ort und Stelle aufzunehmen.

Was aber die Aeußerung der Frau anbelangt, die sich auf den hier inhaftirten Glasermeister bezieht, davon fühle ich mich verpflichtet, Ihnen, Herr Justitiär, sogleich nach meiner Ankunft Anzeige zu erstatten.

Ich danke Ihnen, sprach der Justitiär und geleitete den Kommissär bis über die Treppe hinab.

Als er wieder zurückkam, holte er den Vorsteher, welchem inzwischen im andern Zimmer die Zeit etwas lang geworden sein mochte und sagte ihm: Nun, die Sache hat eine Wendung genommen, auf die wir beide vor einer halben Stunde noch nicht gerechnet haben! Fahren Sie ruhig

nach Hauſe. Möglich wird Ihr Schützling früher frei ſein, als Sie zu hoffen wagen durften.

Was iſt vorgefallen? fragte der überraſchte Vorſteher.

Begnügen Sie ſich für heute mit dem, was Sie erfahren haben, ich komme morgen nach N..... hinüber, und dort werden Sie das Weitere hören.

So ging mit einem ungewiſſen Troſte im Herzen der Vorſteher von dannen. Es war ſpät in der Nacht, als er nach Hauſe kam; aber welch überraſchende Neuigkeit hier!

Schöne Sachen ſind das! — Was ſagſt Du nur? Mit dieſen Worten redete ihn ſeine Frau an, als er in die Stube trat.

Was für Sachen? fragte der Vorſteher, der nach der geheimnißvollen Andeutung den ganzen Weg über, wie begreiflich, ſehr neugierig und auf etwas Außerordentliches allerdings gefaßt war.

Haſt Du denn noch gar nichts gehört? fragte hingegen wieder ſeine Frau.

Nicht ein Wort! Was ſoll ich denn gehört haben?

Daß Aron Strunk flüchtig geworden iſt!

Aron?

Was denn! Heut war der Oberkommiſſär hier und Aron iſt im Weinkeller geweſen. Unterdeſſen hat man ihm daheim den Kaſten zugeſiegelt, wo er die Bücher drinnen liegen hat. Man ſagt, er ſoll „Petites“ (Betrügereien) gemacht haben. Abends iſt Aron heim gekommen, und wie er den Kaſten verſiegelt geſehen hat, ſoll er Peſſelen, verſtehſt Du, gut geſchlagen haben, und hat geſagt, das hat ihm kein anderer gethan wie ſie, hat ſie Miſtvieh geheißen und hat ihr noch mehr bittere Flüche gegeben und dabei ein' Patſch übern andern, daß die Magd ſie hat müſſen wegreißen. Dann iſt er hingegangen und hat die amtlichen Siegel vom Kaſten heruntergeriſſen, hat die Bücher herausgenommen und das Geld, das Geld hat er zu ſich

gesteckt, und aus den Büchern hat er mehrere Blätter herausgerissen, die er gleich auf der Stell' verbrannt hat, dann ist er fortgelaufen, wie ein Mordbrenner auf und davon, und ist nicht wieder zurückgekommen!

Merkwürdig! sagte der Vorsteher, jetzt kann ich mir Manches zusammenreimen. Weiß Jakob Glaser von der Geschichte?

Warum soll er's nicht wissen? es weiß es ja jedes Kind!

Gleich muß ich zu ihm hinüber gehn!

Willst nicht änder Nachtmahl essen?

Der Vorsteher ging sogleich hinüber zu Jakob Glaser.

Der Zustand des unglücklichen Weibes, deren Mann sich wegen aufrührerischer Umtriebe in Untersuchung befand, war ein trostloser. Zwar hatte er, da man ihn vom Hause zu allererst auf die Gemeindestube zum Verhör abholte, sie mit männlichem Muthe getröstet und ihr zugesprochen, daß die Welt darüber nicht zu Grunde gehn und sich Alles aufklären werde. Aber leider wollte die zweite Hälfte dieser trostreichen Versicherung nicht in Erfüllung gehen. Die Welt ist freilich nicht zu Grund gegangen. Das war richtig. Die Sonne ging noch immer, wie ehedem, des Morgens auf und des Abends unter und schien sich in ihrem regelmäßigen Gange wenig um den Menschen zu kümmern, in dessen finstere Kammer ihren Strahlen der Eingang verwehrt war. Sogar die Menschen, die doch Alle ihn kannten und wußten, wie gut er sei, sie gingen ihren Geschäften nach, der eine hierhin, der andere dorthin, sie wandelten nach wie vor in Freiheit und Licht, und er saß im finstern Gefängniß. Die Welt ist nicht

untergegangen, das ſah ſie wohl, aber aufklären wollte ſich leider nichts. Was blieb dem armen Weibe übrig? Was konnte ſie anders thun, als weinen? Ihre Aeltern machten keinen Verſuch ſie mit leeren Worten zu tröſten, die doch keinen Troſt gewähren. Im Gegentheil, Jakob Glaſer, welcher dabei war, als eine Nachbarin die arme Verlaſſene beruhigen wollte, ſagte geradezu: Was willſt Du von ihr haben, ich bitt' Dich? Soll ſie nicht weinen? ſie mög' weinen! ſie mög' auf dem Geſicht liegen und weinen! Wenn man einen ſolchen feinen Menſchen, wie ihr Mann iſt, unſchuldigerweis einſperren thut! — Er ſelbſt freilich gab ſich nicht weichſelig dem Schmerze hin, ſondern that was zu thun ihm räthlich ſchien, und dies beſtand, wie wir bereits wiſſen, darin, daß er zum Vorſteher ging, mit dieſem ſich berathſchlagte und ihn, da dieſer beim Amte in Anſehen ſtand, bat, ſich des unglücklichen Angeklagten anzunehmen. Seiner Berechnung nach hätte der Vorſteher, der bereits am Morgen nach dem Oberamte gefahren, zu Mittag zurück ſein können, da er aber ſelbſt in vorgerückter Nachmittagsſtunde noch nicht zurückgekommen war, ging Jakob Glaſer zu ſeiner Tochter und ſagte: Weißt Du, Mirl, der Vorſteher iſt noch nicht zurück vom Oberamt. Was meinſt Du da dazu?

Das unglückliche Weib ſchüttelte bedenklich den Kopf.

Ich halt' das, ſetzte er fort, für ein gutes Zeichen, denn wenn man einen abfertigen will, thut man es geſchwind. Ich verhoff', wir werden heut' noch etwas Neues erfahren.

Amen! ſagte Mirl.

Kurz hierauf wurde die Begebenheit, welche ſich im Hauſe Arons zugetragen hatte, gaſſenkundig. Dieſe Neuigkeit erregte im ganzen Orte große Senſation. Die Leute in der „Gaſſe" ſprachen ſchon laut von göttlicher Fügung.

Wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein! Der „Moßer" (Denunziant) hat jetzt sein Theil! Er wird jetzt nicht mehr visitiren herumgehn! und andere dergleichen Ausrufungen waren es, die man an diesem Abend allerorten hören konnte.

Auch Jakob Glaser besprach eben den überraschenden Vorfall mit seinem Weibe. Sie waren eben daran, sich zu Bette zu begeben, als der Vorsteher ihnen noch in später Nachtstunde einen Besuch machte. Im Zusammenhange mit dem eben Vorgefallenen konnte er jetzt die Andeutung des Justitiärs dazu benutzen, frohe Hoffnung zu erwecken. Soll ich gesund sein, gleich geh' ich zu Mirl hinüber, — sagte Chaje-Sarah, — und erzähle ihr das.

Bleib Du nur daheim! — sagte Jakob, — Mirl liegt schon lang im Bett und wenn man jetzt bei ihr anklopft, erschreckt sie und kann davon den Tod haben. Sie wird's morgen früh auch erfahren können!

So verstrich die Nacht. Auf der einen Seite fröhliche Hoffnung, auf der andern Seite Thränen.

Am andern Morgen war große Aufregung in der Gasse. Eine zusammengesetzte Kommission, bestehend aus dem Justitiär, dem Amtsschreiber und dem Oberkommissär und noch einigen Finanzbeamten war angekommen und hatte sich mit dem Gemeinde-Vorsteher in die Wohnung des Accise-Pächters begeben.

Zuerst wurde der Thatbestand über die Finanzangelegenheit vorgenommen. Man fand den amtlich versiegelten Kasten eigenmächtig geöffnet, und die Bücher mit herausgerissenen Blättern in größter Unordnung, während der Sohn des Accise-Pächters die Flucht ergriffen hatte.

Deutlicher konnte sich sein schuldbeladenes Gewissen nicht kundgeben. Die nöthigen Erhebungen hierüber wurden amtlich aufgenommen.

Der eigentliche Pächter, Arons Vater, wurde zwar in Untersuchung gezogen, er behauptete, — eine Angabe, welche den Finanzbeamten selbst sehr gut bekannt war, — daß er schon seit mehreren Jahren augenleidend, nicht mehr lesen und schreiben könne, daher er sich von allem, was die Accise betrifft, zurückgezogen habe. Bezüglich der Frau ergab sich mit Evidenz, daß sie sich um die ganze Geschäftsgebahrung niemals bekümmert habe. Es blieb nichts anderes übrig, als die gerichtliche Verfolgung des Entflohenen, welche denn auch schleunigst bewerkstelligt wurde.

Nachdem die Erhebung des Thatbestandes über den angegebenen Fall beendigt war, fragte der Justitiär die Frau des Entflohenen, ob das zerbrochene Fenster schon reparirt worden sei.

Die Frau war von dieser Frage sichtlich überrascht und verfiel wie gestern in Zittern und Bläße.

Sie wurde aufgefordert, das Fenster zu zeigen.

Sie führte die Kommission in die Paradestube und man besichtigte das zerbrochene Fenster, an dem sonst allerdings nichts Merkwürdiges zu sehen war, als daß es zu dem im Uebrigen wohleingerichteten Zimmer nicht paßte.

Nun sollte sie die Geschichte dieses zerbrochenen Fensters erzählen.

Sie konnte lange nicht sprechen vor innerer Erregtheit.

Der Justitiär sprach ihr zu Gemüthe, sie solle bekennen, wenn sie etwas auf dem Herzen habe, er erinnerte sie, daß sie dem Finanzkommissär gestern gestanden habe, sie sei unglücklich, und daß sie ihm gesagt habe, es liege ihr wie ein Stein auf dem Herzen, daß der Glasermeister Samuel Frei ins Kriminal kommen solle.

Dies letzte Wort schien ihre Lebensgeister wach zu

rufen, denn sie sprach nun mit Fassung: Ja, das habe ich dem Herrn Kommissär gestern gestanden.

Und nun erzählte sie Folgendes:

Dieses Fenster ist zerbrochen seit dem Tage, seit welchem der unglückliche Glasermeister von hier abgeführt wurde, und zwar ist es nicht durch Zufall zerbrochen worden, sondern ich selbst hab' es zertrümmert mit meiner eigenen Hand.

Es war nämlich am Morgen nach dem Frühstück, als mein Mann, wie dies manchmal der Fall war, mit mir über einen Gegenstand, in welchem ich nicht seiner Meinung gewesen bin, in einen Wortwechsel gerieth. Da er mich gern erzürnte, so prahlte er mir gegenüber oft mit Dingen, von denen er wußte, daß ich sie verachte, und so geschah es auch da. Er fragte mich, ob es mir auch bekannt sei, wie gut der Glasermeister Geschichtchen erzählen könne. Ich sagte: Ja. Hierauf sagte er lachend: Nun werd' ich Dir zeigen, wer von uns beiden eine schönere Geschichte zusammendichten kann. Ich hab' beim Amt unten ein Geschichtchen erzählt, dagegen können sich alle seine verzauberten Prinzessinnen verstecken, denn meine Geschichte wird ihn ins Kriminal bringen.

Ueber diese Aeußerung bin ich sehr erschrocken und hab' ihn gefragt, was er damit meine.

Was soll ich meinen, — hat er darauf gesagt, — angezeigt hab' ich ihn.

Ich hab' ihn hierauf gefragt, über was er ihn angezeigt hat, was der junge Glaser denn angestellt hat?

Darauf sagt er mir: Du Narr! meinst Du denn, ich werd' warten, bis der „Schnorrer" so gut sein wird und wird mir den Gefallen erzeigen etwas anzustellen? Man

muß können einem Feind die böse Krankheit zufügen, wenn er auch nichts angestellt hat. Zu was hat denn unser Herr Gott das „Scheker Bilbel", das heißt: den falschen Verdacht, — erschaffen, wenn es keiner gebrauchen sollte.

Und das hast Du gethan, — hab' ich ihn gefragt.

Warum nicht? gibt er mir lachend zur Antwort und geht fort.

Ich bin in einer fürchterlichen Aufregung gewesen und hätte gern den Glaser gewarnt.

Und nun erzählte sie ihren Kampf und ihren endlichen Entschluß das Fenster zu zerbrechen und Alles was darauf erfolgte, wie wir es bereits kennen.

Die Magd wurde gerufen, und aufgefordert, was sie von dieser Fensterscheibe zu erzählen wisse.

Diese konnte nichts weiter angeben, als daß die Frau am ersten Tag jeden Augenblick in die Küche gekommen, um sie nach dem Glaser zu schicken, und zu sehen, ob er noch nicht da sei; von dem Augenblick aber, wo der junge Glaser eingesperrt worden, habe sie an die zerbrochene Fensterscheib' gar nicht mehr gedacht. Die Großen sind schon so, und haben schon so ihre Launen und Capricen, — fügte sie in schwatzhafter Weise hinzu, — und der gestrenge Herr müssen nicht meinen, daß ich darum, weil das Fenster zerbrochen ist, keine wirthschaftliche Person nicht bin. Wenn ich gewußt hätt', daß wir werden solche Gäst' bekommen, hätt' ich das Fenster schon lang machen lassen.

Die Magd meinte, es gehe ihr an den Hals, weil sie etwa das zerbrochene Fenster nicht habe machen lassen.

Noch wurde die Frau aufgefordert zu sagen, warum sie die Fensterscheibe seit jener Zeit nicht habe ausbessern lassen.

Das hat mehrere Gründe, — ſagte die Frau. — Im erſten Augenblick als ich von der Abführung des Glaſermeiſters hörte, war ich zu ſehr erſchüttert, um an das Fenſter zu denken. Wer hätt' mehr erſchüttert ſein ſollen als ich, da ich wußte, daß der Menſch ganz unſchuldig iſt!

Dann hab' ich zu dem alten Glaſer zu ſchicken nicht die Courage gehabt; ich hab' mir gedacht, er wird etwas anderes im Kopfe haben, als mein Fenſter.

Und endlich hab' ich mich an die zerbrochene Scheibe gewöhnt, und hab' ſie lieb bekommen, denn ſie hat mich an meine That erinnert, die zwar keinen guten Erfolg gehabt hat, die aber doch gut gemeint war.

Sie hätten alſo den Glaſer gern gerettet? — fragte der Juſtitiär.

So gern als ich lebe, — war die Antwort der Frau.

Warum aber, — fragte der Juſtitiär, — haben Sie in dem Falle es nicht zur Kenntniß des Gerichtes gebracht, daß Ihr Mann gegen einen unſchuldigen Menſchen eine falſche Anklage erhoben habe?

Mein Mann hat mich ausgelacht und hat mir geſagt, ſie werden mich beim Gericht nicht einmal anhören, denn ein Weib kann gegen ihren Mann nichts ausſagen und — verzeihen Sie geſtrenger Herr! er iſt ja doch mein Mann, wenn er auch hart gegen mich iſt.

Hiermit war auch dieſes Verhör beendigt.

Als der Gefängnißwärter kam, um dem Glaſermeiſter Samuel Frei die Freiheit anzukündigen, erbat ſich dieſer, noch bevor der Wärter die fröhliche Botſchaft ausgerichtet, ein abermaliges Verhör.

In dieſem ſelbſterbetenen Verhöre legte Samuel Frei zum größten Staunen des Juſtitiärs das freiwillige Geſtändniß ab, daß er in Wahrheit ſich ſchuldig fühle.

Ueberraſcht von dieſer räthſelhaften Selbſtanklage, die mit der erhobenen Ausſage der Acciſe-Pächters-Frau in direktem Widerſpruch ſtand, forderte der Juſtitiär ſeiner Pflicht gemäß den Glaſermeiſter auf, ſein Bekenntniß im Zuſammenhange vorzutragen.

Samuel Frei begann folgendermaßen: Wenn Sie mich fragen, ob ich die Mitglieder meiner Gemeinde zum Ungehorſam gegen die Staatsgeſetze überhaupt, oder gegen eines insbeſondere durch Reden oder durch Thaten verleitet und aufgefordert, ſo muß ich ſagen: Nein! — Aber dennoch fühle ich mich ſchuldig. Ich bin kein Verbrecher der That, ſondern ein Verbrecher des Gedankens. Gethan habe ich nichts, aber in meinem Innern habe ich das Drückende mehrerer Geſetze, welche auf den Juden laſten, tief empfunden, und obzwar ich mich gegen dieſelben nicht wirklich aufgelehnt, ſo habe ich ſie doch aufrichtig gehaßt und verdammt.

Es hat mein Gemüth immer tief verletzt und meine innerſte Natur empört, wenn ich über die unwürdige Lage, in welcher ſich meine Mitbrüder befinden, nachgedacht, oder wenn ich den Zwang des Geſetzes gegen ſie in Ausübung begriffen geſehen habe. Nicht weil ich ſelbſt mit darunter leide, ſondern darum, weil mir unter allen möglichen Gründen, die ich für dieſe Geſetze aufzufinden geſucht habe, kein einziger als ein ſolcher erſchienen iſt, der ſich vor der Vernunft rechtfertigen läßt und mit den natürlichen Geſetzen der Menſchlichkeit verträgt. Denn der letzte Grund läuft doch allemal darauf hinaus, daß die Juden keine Chriſten ſind, das heißt doch aber nichts anderes, als daß ſie etwas anderes für wahr halten, als dieſe. Geſtrenger

Herr Juſtitiär! Ich bin kein Gelehrter, kein Juriſt und kein Philoſoph, aber ich habe mir die Welt anzuſehen Gelegenheit gehabt, habe Manches erfahren und auch Manches geleſen und mache mir oft ſo meine eigenen Gedanken. Und ſo iſt es mir nun heute Nacht ergangen, da ich über meinen Fall reiflich nachgedacht habe. Der Schluß war, ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich wirklich ein Staatsverbrecher bin. Der Beweis davon liegt für mich klar. Du haſt von alle dem, — hab' ich mir geſagt, — was man dir zur Laſt legt, nichts verbrochen. Das iſt richtig; aber du weißt bei dir, daß du viele dieſer Einrichtungen innerlich verdammſt. Wenn aber der Staat eine ganze Nation, die jüdiſche nämlich, mit Geſetzen drückt, welche die chriſtlichen Unterthanen nicht treffen, aus gar keinem andern Grunde als darum, weil ſie Juden ſind,. das heißt, weil ſie eine andere Ueberzeugung haben, als die iſt, welche die herrſchende Staatsreligion vorſchreibt, ſo iſt das nach meiner Meinung ſo viel, als ob der Staat ausdrücklich ſagen möchte: Ihr Juden werdet dafür geſtraft, daß Ihr das, was ich für wahr halte, innerlich tadelt. Wenn aber der Staat die Geſinnung beſtraft, ſo ſehe ich keinen Unterſchied, ob die Strafe eine ganze Nation oder einen einzelnen Menſchen trifft, ob ſie wegen religiöſer oder ſonſt anderer Geſinnungen verhängt wird. In meinen Geſinnungen tadle ich mehrere Staatsgeſetze, ſomit bin ich, das ſcheint mir ganz klar zu ſein, wirklich ein Verbrecher, wenn auch nicht deſſen ſchuldig, weshalb ich eigentlich angeklagt worden bin. Ich habe Ihnen, geſtrenger Herr Juſtitiär, nun offenherzig mein Inneres aufgedeckt und werde mit Geduld die Strafe tragen, die mir zuerkannt wird. Machen Sie jetzt mit mir, was Sie wollen.

So, ein theoretiſcher Verbrecher alſo! eine eigene Theorie! — ſagte der Juſtitiär und ſchob ſich das Augenglas auf die Stirne; dann fuhr er nach einer Pauſe fort: Seien

Sie beruhigt, Ihr Bekenntniß hat keinen Werth, Ihre ſcharfe Beweisführung, — ich ignorire ſie; ich halte mich, wie es meine Vorſchrift iſt, an die Thatſachen und das mit Recht. Ich hätte dies zu Ihrem Nachtheil thun müſſen, ich hätte dem Geſetze ſeinen Lauf laſſen müſſen, obwohl ich moraliſch von Ihrer Unſchuld überzeugt war; ich bin verpflichtet, daſſelbe Verfahren auch im umgekehrten Falle einzuhalten. Thatſache aber iſt, daß ſie verläumdet worden ſind; es iſt der Beweis der Verläumdung klar hergeſtellt, ſomit können Sie von der gegen Sie erhobenen Anklage der Aufwieglerei nicht anders als freigeſprochen werden. Ihr Bekenntniß bezieht ſich auf etwas ganz anderes, als das iſt, weshalb Sie angeklagt waren. Dieſes Andere aber kann nicht Urſache einer peinlichen Unterſuchung ſein. Noch will ich Ihnen aber im Vertrauen ſagen: Wären alle Juden ſo, wie Sie ſind, dann gäbe es längſt keine ausſchließenden Geſetze mehr, die die Rechte der Juden beſchränken; ja noch mehr, wären alle Unterthanen des Staates ſo wie Sie, dann würde auch dem Staate im Ganzen genommen, ein größeres Maaß von Freiheit, als er heute beſitzt, eingeräumt werden können; denn alle die Freiheit beſchränkenden Beſtimmungen haben nur den Zweck, die Begierden und Leidenſchaften der Menſchen zu zähmen und das Unrecht und die Gewalt, was einer dem andern zufügen würde, zu verhindern. Stünden aber alle Staatsbürger auf dem Punkte, einzuſehen, daß jeder von ſeiner Freiheit ſo viel opfern müſſe, als zur Erhaltung des Staates nöthig iſt, mit einem Worte, Niemanden Unrecht zu thun, dann fielen die meiſten Geſetze, als etwas ganz überflüſſiges weg. Machen Sie ſich daher nichts daraus, daß vorläufig Ihr Gefühl von manchem Geſetze verletzt wird, die Zeit ſchreitet ſehr langſam vorwärts. Man hat einmal in Spanien jeden Juden verbrannt, der ſich nicht taufen ließ, die Zeit iſt

vorbeigegangen. Es wird einmal eine Zeit kommen, — hierbei ergriff der Juſtitiär die Hand des Glaſermeiſters, wo der Jude auch unverzahlte Fiſche frank und frei wird eſſen dürfen. Ob Sie's erleben werden, iſt freilich ungewiß, aber kommen wird ſie; verlaſſen Sie ſich darauf.

Es war wohl dies die merkwürdigſte Unterredung, die der Juſtitiär während der Zeit ſeiner Amtsthätigkeit mit einem Inquiſiten gehabt hatte.

Soll noch die Freude des Wiederſehens geſchildert werden, als Samuel Frei nach Hauſe kam? Nein, — ſolche Scenen geſtalten ſich in der Phantaſie des Leſers allzu lebendig, als daß ſie ihm erſt durch Worte dargeſtellt werden müßten. Es bleibt vielmehr nur übrig zu berichten, was aus den verſchiedenen Perſonen unſerer Geſchichte geworden iſt.

Jakob Glaſer und Chaje-Sarah erreichten ein hohes Alter und erlebten das Glück ihrer Kinder und Kindeskinder; denn Samuel Frei war fleißig in jeder Beziehung und der Segen ſeines Hauſes gedieh zuſehends. Pinchas, der ehemalige Lehrjunge, wanderte mit ſtiller Wehmuth im Herzen von Ort zu Ort, bis er über das Schickſal ſeines geliebten Meiſters beruhigt, eine fröhlichere Wanderſchaft beginnen konnte, er läßt zeitweilig von ſich hören. Aron Strunk wurde nach einiger Zeit als Leichnam aus dem Fluſſe gezogen. Die Wittwe iſt zu ihren Aeltern zurückgekehrt und hat ſich ſpäter glücklich verheirathet. Sie brauchte in ihrer neuen Wohnung nicht mehr abſichtlich die Fenſter einzuſchlagen. Die Acciſe-Pacht aber wurde auf eine Vorſtellung der Gemeinde nicht mehr an einen Privaten überlaſſen,

nachdem ſie der Familie Strunk abgenommen worden war. Der Gemeindevorſtand übernahm die Eintreibung der Acciſe-Steuer ſelbſt und verwaltete das Amt ohne Härte und Grauſamkeit, ſelbſtverſtändlich auch ohne Betrug. Der alte Acciſe-Pächter überlebte den Fall nicht, er ſtarb kurze Zeit, nachdem der Glanz von ſeinem Hauſe gewichen war.

Samuel Frei aber ſprach von jener Zeit an nichts mehr über Staatseinrichtungen.

Samuel Mädchen.

Er hat ja gar nicht Samuel geheißen, auch war er kein Mädchen, ſondern ein Knabe und hieß Ruben; aber doch nannte man ihn Samuel, mochte in der Geburtsmatrike noch ſo deutlich Ruben geſchrieben ſtehn, und wie offenkundig auch die Thatſache dalag, daß er ein Knabe und kein Mädchen ſei, es nutzte nichts, er blieb und hieß: Samuel Mädchen.

Warum aber nannte man ihn ſo? Iſt ſeine Seele nicht auch auf dem Berge Sinai geſtanden, als daſelbſt dem Volke Iſrael die göttliche Lehre verkündigt wurde, oder trug er etwa ſtatt der Hoſen einen Unterrock? Nein, nichts von alle dem; und dennoch, er konnte machen, was er wollte, es nutzte nichts, er blieb und hieß Samuel Mädchen.

Samuel Mädchen iſt nämlich in der „Gaſſe" eine bekannte Figur und bedeutet gar nichts anderes, als einen weibiſchen Mann. Samuel Mädchen, eigentlich „Schmul Mad", iſt ein Typus aller Topfgucker und Ofenlochſtierer, ein Menſch, bei welchem die Schöpfung, da ſie ihn hervorbrachte, einen Fehler begangen, indem ſie ihm die Geſtalt des Mannes verlieh, während ſie ihm die Neigungen des Weibes in die Bruſt pflanzte. Der erſte Mann, der ein ſolch geiſtiger „Androgynos" geweſen, mag mit ſeinem ehrlichen Namen wirklich Samuel oder Schmul geheißen haben, und man nannte ihn „Schmul Mad". Alle ſeine Nachfolger aber, d. h. nicht die von ihm erzeugten Kinder, ſondern die mit ihm verwandten Sinnes und Geiſtes ſind, wurden und werden noch heutzutage nach ihm genannt. So wurde er der geiſtige Stammvater eines großen Geſchlechtes, des Geſchlechtes der

Weiber in Männerhosen. Wann und wo dieser Patriarch gelebt und gewirkt, das hat uns die Geschichte leider nicht aufbewahrt. Die Geschichte kümmert sich mehr um die großen und kriegerischen Thaten der Männer, als um die kleinen, stillen und häuslichen Verrichtungen der wirklichen und der Schein-Weiber. Mit Unrecht! So wollen wir dieses Unrecht zum Theil wenigstens gut zu machen suchen; und fehlen uns auch alle Anhaltspunkte, um das Leben und die Thaten des wirklichen, d. h. des ersten „Schmul Mad" würdig zn beschreiben, für das Leben eines seiner Nachfolger, eines sogenannten „Schmul Mad", fehlen uns die Behelfe glücklicherweise nicht. Nun tritt hervor, Samuel Mädchen, aus deiner bisherigen Dunkelheit, tritt hervor an das volle Licht der Geschichte, und vertraue ihrem strengen und gerechten Urtheile; vielleicht kömmst du dabei besser weg, als bei deiner schüchternen Zurückgezogenheit; vielleicht findet sie, diese Richterin vergangener Tage, daß du in das bezeichnete Geschlecht der Mädchen-Samuele gar nicht hineingehörtest und daß man dich mit Unrecht so genannt.

Auf dem Flusse, welcher sich auf der Südseite des Städtchens von Westen nach Osten in einem Kreisbogen hinschlängelt, herrscht an warmen Sommer-Nachmittagen ein reges, bewegtes Leben, zumal in den letzten Tagen der Woche, Donnerstag und Freitag. Es ist kein großer schiffbarer Fluß, der aus weitentlegenen Gegenden fremde Menschen auf Schiffen daherbrächte, streng genommen nicht einmal ein wirklicher Fluß, sondern nur der Abriß eines solchen. Aber sein Wasser fließt, und trägt auf seinem Rücken den leichtgefugten Fischerkahn, aus dem der Fischer nach wohlgeordneten, eingerammten Stäben hin sein weites, umfangreiches Netz auswirft, und nicht umsonst; denn Fische gibt es hier in Menge, namentlich Weißfische und Karpfen. Am

Donnerstag Nachmittag sammelt sich Alles an den Ufern, denn die ausgeworfenen Netze werden herausgezogen, und holt sich die Bäuerin, wie die Bürgersfrau für den Freitag ihre Fastenspeise, so holt sich die Frau aus der „Gasse", die ehrsame Familienmutter ihre Speise für die schönste der drei vorgeschriebenen Sabbath-Mahlzeiten, für den Freitag Abend. Mit großer Neugierde wird die gewonnene Beute des Fischers am Ufer erwartet und mit Kenneraugen wird sie geprüft und gemustert. Frauen kommen und gehen, mit leeren Körben treten sie herzu und mit gefüllten verlassen sie den bunt bewegten Schauplatz. Die rührigen Fischer haben nicht Hände genug, um allen Anforderungen so schnell als es verlangt wird, gerecht zu werden, und mit kundiger Hand wird das schwankende Fahrzeug wieder vom Ufer gestoßen, um eine neue Ladung zu holen, wobei der schweißtriefende Fährmann durch nichts mehr geärgert wird, als wenn ihm ein müßiger Student, der eben auf Ferien zu Hause ist und behaglich auf seinem Schinakel dahinrudert, mit seinem schaukelnden Fahrzeug in die Kreuz und Quere geräth.

Aber nicht allein der Fischmarkt am Ufer des Flusses ist es, welcher das rege Leben bewirkt; das Bild ist nur halb gegeben, wenn wir uns nicht auch umsehen, wie es dort bei der Brücke zugeht, denn dort wimmelt es nicht minder von Menschen, als hier. Ueber die Brücke fährt eben ein stark beladener Heuwagen und die Brücke erzittert unter der langsam fortbewegten Last, als ob sie jeden Augenblick zusammenbrechen wollte. Unten rechts reiten Bursche die Pferde in die Schwemme, und sind die Pferde so tief im Wasser, daß sie schwimmend nur noch die Köpfe aus demselben herausstrecken, so stehen die wackern Reiter auf den sichern Rücken der Thiere, als ob sie Mitglieder einer englischen Reitergesellschaft wären, furchtlos und unerschrocken da, bis es denn endlich im gestreckten Galopp

aus der Schwemme nach Hauſe geht. Auf der linken Seite der Brücke aber bietet ſich uns das eigentlich belebte Schauſpiel dar. Hier wird geſcheuert und gereinigt, was nur Bewegliches im Hauſe exiſtirt, und zum Fluß getragen werden kann. Die Mädchen barfüßig, haben die Röcke hoch in die Höhe geſchürzt und zwiſchen die Knie feſt eingeklemmt und ſo ſtehen ſie in der kühlenden Fluth und ſcheuern und fegen und wiſchen und kehren und reiben, daß es eine Art hat. So viel iſt ſicher: das ganze weibliche Geſchlecht iſt beim Fluſſe, denn was nicht beim Fiſcheinkauf ſich befindet, das trifft man um ſo gewiſſer hier.

Wer aber iſt jener Junge, der dort, die Hoſen weit hinaufgeſchlagen, mit den Mädchen im Fluſſe ſteht, und mit einem Strohwiſch und einer Hand voll gelben Sandes ſo emſig an Töpfen und Schüſſeln herumarbeitet, daß er ſich vor keinem der Mädchen zu ſchämen hat? Nun, das eben iſt Samuel Mädchen, deſſen Geſchichte ich zu erzählen habe.

Sieh dir ihn wohl an, verehrter Leſer! der Burſche iſt recht kräftig und ſtämmig gebaut, denn wie du ihn da ſiehſt, hat er noch nicht dreizehn Jahre, und gewiß, du hätteſt ihn höher geſchätzt, mindeſtens ſechzehn. Es iſt ſonderbar! dieſe Geſichtsbildung, dieſes auf einen feſten Punkt gerichtete Auge, das etwas vorgeſchobene Kinn, der dicke Hals, faſt möchte man ſagen dieſer Stierhals, es möchten alle dieſe Zeichen eher auf ein ſtarkes Wollen, auf heftige Energie ſchließen laſſen, als auf eine weibiſche, und an weiblicher Beſchäftigung Gefallen findende verweichlichte Natur. Den möchte man eher für einen Raufbold und für alles mögliche in der Welt halten, als für einen Mädchen-Samuel. Aber der Schein trügt und man kann ſich täuſchen, ja ganz gewiß, man kann ſich täuſchen.

Samuel Mädchen, oder Ruben, wie wir ihn fortan nennen wollen, iſt der Sohn einer armen, kränklichen Wittwe. Seinen Vater hat Ruben nicht gekannt. Sein

Vater war ein ganz ehrenhafter Patron, und deshalb hat ihn Gott zu sich genommen. Ruben war noch im ersten Kindesalter, als er seinen Vater verlor. Der Tod des Mannes, der Gram um den schmerzlichen Verlust, die Sorge der Ernährung, die Erziehung des Kindes — Alles das stürmte auf die arme Frau ein und zehrte still an ihrem Innern, so verfiel sie mit der Zeit immer mehr und mehr in ein Siechthum, in jenen Zustand, der weder volle Gesundheit, noch eine stark auftretende, ausgesprochene Krankheit ist, sie kränkelte und fristete kümmerlich ihr trauriges Dasein.

Ruben mochte ungefähr sechs Jahre alt sein, als er einmal des Nachts, — die Mutter glaubte, er schlafe und sie sei von jedem menschlichen Ohre unbelauscht, — sich plötzlich im Bette aufrichtete und fragte: Mutter! wie sieht er denn aus? —

Wer? — fragte die Mutter dagegen, erstaunt und erschrocken zugleich, daß der Knabe nicht schlafe.

Gott! — gab er zur Antwort.

Wie kann ich Dir das sagen? — entgegnete die Mutter, — hab' ich ihn denn gesehen?

Und warum straft er Dich? was thut er Dir da, wenn er Dich straft? — fragte der Knabe weiter.

Was red'st Du da alles zusamm'? — warf die Mutter zornig ein, — warum schlafst Du nicht?

Du hast ja jetzt geweint, — sagte der Knabe, — und hast gerufen: Gott, Gott, warum strafst Du mich so hart?

Und das hast Du gehört?

Ja! ich hab's gehört, und sag' mir nur, wo er ist, der Gott, — wirst seh'n, er thut Dir nichts mehr, ich geh' zu ihm und sag' ihm's.

Närrisches Kind, — schalt die Mutter, — Gott wohnt ja nicht, wie ein Mensch, auf der Erd', in einem Hauf', daß man zu ihm geh'n kann!

Wo wohnt er denn?

Im Himmel!

So geh' ich in Himmel, — fuhr der Knabe fort, und die Frau mußte inmitten des tiefſten Kummers lächeln über die Einfalt dieſes kindlichen Herzens.

Und was möcht'ſt Du mit Gott reden, — ſagte ſie hierauf, — wenn Du zu ihm gehn könnt'ſt!

Was ich mit ihm reden möcht'? ſagen möcht' ich ihm, daß er Dich nicht ſtrafen ſoll, Du haſt nichts gethan. Er ſoll den „Poipelebock" (Popanz) ſtrafen, weil der alle Kinder ſchlagen will, und Dich ſoll er geh'n laſſen, weil Du mich nicht ſchlagſt.

Schlaf Ruben-Leben, ſchlaf! zu Gott kann man nicht geh'n, — ſagte die Mutter, und als läge da nicht ein faſt ſechsjähriger Knabe im Bett, ſondern ein Säugling, den ſie eben von der Mutterbruſt hinweg in die Wiege gelegt hätte, begann ſie mit melancholiſch gezogenen Tönen das Schlummerlied zu ſingen, womit ſie das Kind ehemals öfters in den Schlaf gelullt hatte:

Schlof, Kindele, ſchlof!
Dort in jenem Hof
Stehn zwei Schäfelein ſchwarze
Wollen mein Kindele kratze.
Kommt der „Halter" (Hirte) mit der Geigen
Und thut die Schäfelein zuſammentreiben.

Schlof, Kindele, ſchlof!
Dort in jenem Hof
Stehn zwei Schäfelein weiße
Wollen mein Kindele beiße.
Kommt der Halter mit der Geigen
Und thut die Schäfelein zuſammentreiben.

Schlof, Kindele, ſchlof!
Dort in jenem Hof
Stehn zwei Schäfelein „bloube" (blaue)

Wollen mein Kindele „hoube" (haben).
Kommt der Halter mit der Geigen
Und thut die Schäfelein zuſammentreiben.

Das Kind ſchlief und die Mutter hörte auf zu ſingen. Sie hatte ſich über ihn gebeugt und fühlte den warmen Athem, der ſeinem Munde entſtrömte, erfriſchend und erkräftigend mit dem eigenen ſich miſchen. Sie fuhr ihm noch leiſe und ſanft mit der Hand über Stirn und Antlitz und flüſterte dabei. — Was kann es anders geweſen ſein, als der reinſte Mutterſegen! — Dann richtete ſie ihm noch die Decke zurecht, die ſich verſchoben hatte und begab auch ſich ſelbſt zur Ruhe. Wird ſie dieſe bald finden, die arme, bekümmerte Frau? Warum nicht, wenn ihr ſie Ruben vom Himmel herunter holt!

Der Tag erſchien und weckte die Menſchen, die Glücklichen und Unglücklichen, die Frohen und die Traurigen zu neuer Thätigkeit, zu neuer Luſt, zu neuer Sorge und Qual. Auch Ruben war auf und nachdem ihm die Mutter ein Stück Brod abgeſchnitten hatte und ihm eine Schale Milch eingegoſſen, trank er, anſtatt wie er gewöhnt war, das Brod in die Milch einzubröckeln, dieſe raſch aus, ſteckte das Brod in die Taſche und rief: So, ich geh in Himmel! — fort war er.

Die Mutter rief ihm noch mehr, ſcherzend als ernſthaft nach: Sei aber dort oben kein Gaſſenjung, denn Gott kann die Gaſſenjungen nicht leiden! — aber wie hätte das Ruben auch noch hören ſollen? wo war der ſchon? der ging fürbaß ins grüne Feld hinaus, und ſchaute ſehnſüchtig zum blauen Himmelszelte auf, und dort weit am Rande des Horizontes, wo auf hohem Bergesgipfel der Himmel die Erde zu küſſen und bräutlich zu umfangen ſcheint, dort meinte er ſei der grade Weg in Himmel 'nein, und dorthin lenkte er den ungewohnten Schritt.

Die Phantaſie eines ſinnenden Kindes iſt nicht minder

lebhaft und poetiſch, wie die Schaffungskraft hochbegabter Künſtler und erhabener Religionsbildner. Iſt es nicht eben ſo ſchön und ergreifend dort vom fernen Bergeshügel in den Himmel aufſteigen zu wollen, wie zu erzählen, daß ein Mann, Moſes heißt er, vierzig Tage und vierzig Nächte lang wirklich im Himmel geweſen, oder daß der Fels, auf den eine Kirche gebaut iſt, Petrus heißt er, an der Himmelspforte ſitzt, um den frommen Seelen den Einlaß zu gewähren?

Ruben ging dahin halb traurig, halb luſtig; es war ihm wunderlich im Gemüthe. Es kränkte ihn, daß die Mutter hart geſtraft werde, wiewohl er ſich in ſeiner kindlichen Denkweiſe nicht vorzuſtellen vermochte, worin die harte Strafe eigentlich beſtehe, und er war voll Freudigkeit, wenn er wieder bedachte, daß alles Leid ja bald ein Ende haben müſſe, bis er nur erſt mit Gott geſprochen haben werde.

Als er ſo in Gedanken dahinging, den Blick unverwandt auf die blaue Ferne gerichtet, begegnete ihm ein Junge von ungefähr ſechzehn Jahren und hielt ihn an; es war dies Cheskel Sündenverzeiher. Warum dieſer ſo genannt wurde, erfahren wir am bequemſten, wenn wir dem folgenden Geſpräche einige Aufmerkſamkeit ſchenken.

Wo gehſt hin, Rubendel? fragte Cheskel.

In Himmel! war die Antwort des Knaben.

Wer hat Dich denn rufen laſſen?

Keiner.

Und meinſt Du denn, man wird Dich nur gleich in den Himmel hineinlaſſen?

Nicht?

Seht's mir den da an! was meinſt Du denn, da kann jeder nur als hineingehn?

Warum nicht?

Haſt Du keine Sünden?

Nein!

Thu' mir da jetzt keine Lügen ſagen. Thuſt Du alle Nacht das Nachtgebet verrichten?

Ja, alle Nacht.

Und thuſt Du alle Früh das Morgengebet verrichten?

Ja, alle Früh.

Und haſt Du ein gut „Zedakel" (religiöſer Bruſtfleck) an?

Ja! ſiehſt, hier hab ich's.

Beſinn' Dich gut, ein jedwidriger Menſch hat Sünden; der Rabbi auch! Du mußt Sünden haben!

Ich weiß nicht.

Laß mich ſehen, ob Du an Dein' „Zedakel" (religiöſer Bruſtfleck) keine unbrauchbare Schaufäden haſt. Mit ſolchen laßt man Dich nicht in Himmel 'nein.

Sieh! ſagte der Knabe und ſtreckte ihm einen der Schaufäden entgegen.

Der eine iſt gut, ſagte Cheskel vorſichtig, obwohl er bei Ruben eine Verhütung des Mißtrauens durch ſolche Vorſichtsmaßregel gar nicht nöthig hatte, — der eine iſt rein, ſo! der zweite auch, der iſt auch gut; ſo! kehr' jetzt das „Zedakel" um, ſo! — der dritte iſt auch ganz gut, nur da der Knopf iſt nicht feſt genug zugebunden, ſo! jetzt iſt er feſt, jetzt iſt dieſer auch gut. Gott über die Welt! Dieſer eine da, der vierte, iſt ganz unbrauchbar von Anfang bis zum End'! Und mit dem Faden willſt Du in Himmel gehn? Wie darf ein jüdiſch Kind ſo etwas auf dem Leib tragen? Nu! wirſt Du noch ſagen, daß Du keine Sünden auf Dir haſt? Weh mir nit iſt geſcheh'n, wie haſt Du nur die „Kraſche" mit ſo viel Sünden in Himmel zu gehn?

Ich muß! ſagte Ruben.

Wenn Du mußt, probir's; aber hinein laſſen werden ſie Dich nicht. Die Engel mit feurigen Schwertern werden

Dich ſchon zurücktreiben, Du wirſt gern heim kommen und wirſt Dir die Luſt für ein ander mal vergehn laſſen, außer — Du laßt Dir die Sünden verzeihen.

Mit ſolchen Reden und fremdklingenden Worten wußte Cheskel die Einbildungskraft des Knaben zu erhitzen und dieſer fragte: Wie macht man das?

Vor Allem, ſagte Cheskel, muß ich Dich „Malkes" (vierzig Streiche) ſchlagen. Willſt Du Dich laſſen?

Wenn es muß ſein, muß es ſein, erwiderte der Knabe.

So leg Dich nieder auf'n Bauch.

Cheskel ſchnitt aus einem in der Nähe befindlichen Gebüſch eine friſche Weidenruthe ab und zählte, je nachdem es ihm Spaß machte, bald ſtärker, bald ſanfter, dem argloſen Knaben eine Anzahl Streiche auf; zu ſeiner Ehre muß erwähnt werden, daß er ſich, in der richtigen Vorausſetzung, der Knabe könne nicht zählen, an die vorgeſchriebene Zahl der vierzig Streiche nicht gerade pünktlich gehalten habe; ohne Thränen zu vergießen, mit zerknirſchtem Gemüthe ſtand der Knabe auf, nachdem die Exekution an ihm vollzogen war.

Jetzt, ſagte Cheskel, biſt Du noch nicht fertig. So geſchwind geht das nicht; jetzt mußt Du erſt ein Opfer bringen. Haſt Du nichts bei Dir, kein Geld?

Nein!

Haſt Du gar nichts bei Dir? nicht einmal Brod?

Ja!

Das mußt Du opfern.

Wie macht man das? fragte der Knabe wieder.

Das macht man wie in Jeruſchulaim; man gibt es dem Hohenprieſter.

Wo iſt denn der?

Gib her, werd' ich derweil der Hoheprieſter ſein.

Der Knabe zog das Brod aus der Taſche und reichte es gutwillig hin.

So, fuhr Cheskel fort, der Hoheprieſter ſagt vor Allem: Ich ſühne für mich! Dabei ließ er ſich das Morgenbrod des Knaben vortrefflich ſchmecken. Du mußt gut zuſehen, wie ich eſſ', ſagte er, mit jedem Biſſen, den ich mach', geht alleweil' eine Sünde nach der andern weg.

Der Knabe ſchaute drein, als ob ſich ein außerordentliches Wunder vor ſeinem erſtaunten Auge vollzöge. Nachdem Cheskel das Brod aufgegeſſen hatte, ſagte er: Mehr haſt Du nichts bei Dir?

Der Knabe verneinte und frug, ob er jetzt ſchon in den Himmel könne.

Wart', ſagte Cheskel, ich muß ja noch über Dir den Segen machen. Hierauf legte er dem Knaben die Hände auf den Kopf, flüſterte unverſtändliche Worte und endete zum Schluſſe mit der Formel: „muter loch! muter loch! muter loch!“ (es ſei Dir erlaubt). So jetzt kannſt in Himmel gehn.

Hab' ich weit in Himmel? fragte Ruben.

Der gewöhnliche Weg iſt ſiebzig Jahr, wenn aber einer geſchwind läuft, kommt er früher hin, antwortete Cheskel, ging und ließ den verblüfften Knaben ſtehen.

Lange ſchaute dieſer dem „Sündenverzeiher“ nach, welcher dem Städtchen zuwanderte. Er bewunderte dieſen Menſchen, der ihm ſelbſt als ein halber Gott erſchienen war, und pries ſich glücklich, daß er ihn angetroffen habe. Mit leichterem Herzen konnte er nun ſeine Pilgerfahrt in den Himmel antreten, da er ſich vorher noch alles anhaftenden Erdenſtaubes entledigt, da er ſich von Sünden gereinigt und ſein Gemüth geläutert hatte. Frohen Muthes ſchritt er durch die zum Städtchen gehörenden Krautgärten dahin und wandelte fröhlich im Schatten der Bäume, welcher ihn die Strahlen der inzwiſchen hoch aufgeſtiegenen Sonne noch nicht empfinden ließ. Als er aber auf der andern Seite der Krautgärten wieder in das volle Tages-

licht heraustrat und die ſengende Gluth der Sonne ſich drückend auf ihn herabſenkte, da fühlte er plötzlich eine große Müdigkeit, als ob er bereits einen weiten Weg zurückgelegt hätte. Auch ſtellte der Hunger ſich ein, und als er in die Taſche griff, ſein Brod hervorzuholen, beſann er ſich erſt, daß er dasſelbe zum Opfer gebracht, und er fing an nachzudenken, ob es nicht möglich geweſen wäre, ohne dieſes Opfer in den Himmel zu kommen. So jung er auch war, hatte er doch ſchon Verſtand genug, einzuſehen, daß geſchehene Thatſachen ſich nicht ändern laſſen. Das Brod war bereits den Weg alles Brodes gegangen. Der arme ſechsjährige Junge war ſchlicht und einfach und ſah nur ſo viel, daß er ſein Brod nicht mehr eſſen könne, weil es der „Sündenverzeiher" ſchon früher aufgegeſſen.

Ruben fühlte ſich ſchwach und matt und kraftlos und unfähig ſeine Wanderung augenblicklich fortzuſetzen. Er kehrte einige Schritte zurück und erreichte wieder die Krautgärten; hier legte er ſich im Schatten eines Baumes nieder in der Abſicht ein wenig auszuruhen und für den weiten Weg friſche Kräfte zu ſchöpfen. Wer möchte ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er hier eingeſchlafen! Der Genius des Traumes ſenkte ſich auf ihn hernieder. Träume fort, guter Junge, träume fort. Vielleicht hebt dich der leichtbeſchwingte Traum in jene Sphären, wohin du mit wachen Augen doch nun einmal nicht gelangen könnteſt.

Die Mutter Rubens war außer ſich vor Schrecken, da der Knabe zu Mittag nicht nach Hauſe gekommen und im ganzen Städtchen nirgends zu finden war. Niemand wußte Auskunft zu geben, wo ſie auch anfragen mochte; Niemand hatte ihn geſehen. Nur Einer ging in nichtsthueriſcher Geſchäftigkeit Gaſſe auf Gaſſe ab, der ihr hätte ſagen können, wo Ruben hingegangen — der „Sündenverzeiher"; er that es aber nicht. Er ſah das bekümmerte Weib in Angſt und Sorge hin und her rennen und überall

nachfragen, ob man keine Spur von Ruben habe, er ſchaute zu und blieb ſtill dabei. Warum fragte ſie gerade den Einen nicht? Vielleicht hätte er auf eine direkte Frage eine offene Auskunft ertheilt. Aber ſie fragte ihn ja gar nicht. Er iſt für ſie gar nicht da, gar nicht wie die andern Menſchen, an die man ſich mit ſeinen Leiden und Freuden wendet. Und ſollte er Fragen beantworten, die an ihn gar nicht gerichtet waren?

Der „Sündenverzeiher" war in der Gaſſe eine nicht eben ſehr geachtete Perſönlichkeit. In der Gaſſe wird kein Laſter ſo ſtreng beurtheilt, als der Anfang aller Laſter, der Müßiggang. Von Cheskel verdroß es Jedermann, daß er die ſtarken Kräfte, womit ihn der Himmel beſchenkt, zu gar keinem Gebrauch verwende. Wenn er kein Geld hat, um ein Geſchäftel anzufangen, oder ins Dorf hinaus zu kommen, ſo ſoll er wenigſtens in Dienſt gehen, ſoll er ſich verdingen als Knecht in einer „Rande" (Beſtandhaus), oder ſonſt irgend, wo es etwas zu thun gibt, meinten die Leute. Sie hielten ihn für einen Thunichtgut, für einen Nichtsnutz; ſie ſagten, er ſei nicht werth, daß ihn der Boden trägt, er gehe das ganze Jahr herum, wie der Bock auf dem guten Ort. Cheskel that auch nicht viel mehr. Auch ſeine Weide war nicht eben reichlich beſtellt. Von einer Stiefmutter aus dem ohnehin ärmlichen, älterlichen Hauſe verdrängt, hatte er kaum Brod ſich zu ſättigen, und er griff zu allen möglichen oft ſpaßigſten Auskunftsmitteln, um ſeinen Hunger zu ſtillen. Beſonders gelang ihm das Geſchäft der „Sündenverzeihung" bei der heranwachſenden Schuljugend. Anſtatt dem Verfahren Einhalt zu thun, ließen die Leute aus falſch verſtandenem Mitleid halb, und halb des Spaßes wegen, die Sache hingehen, und ſo erhielt Cheskel den Namen „Sündenverzeiher"! Laßt ihn nur zwei, drei Jährlein die Sünden verzeihen, hieß es in der Gaſſe, wenn von ſeinen Tugenden die Rede war; bis er

nur ein bissele älter ist, kriegt er so wie so das weiße Frackel, dann kann er sich an Commisbrod anessen, bis ihm der Bauch aufspringt. Warum von allen denen, die seine Laufbahn mit solcher Genauigkeit, wie der Astronom die Laufbahn des Planeten, vorher zu bestimmen wußten, kein Einziger sich fand, der ihn zu sich ins Geschäft nahm, um ihn in einen ordentlichen, geregelten Lebenswandel einzuführen, — das ist nur für den eine Frage, welcher noch nicht einsehen gelernt hat, wie viel geneigter die Menschen im Allgemeinen sind, zu predigen, als durch eine That mit ihrer vollen Persönlichkeit für ihre Behauptungen und Reden einzustehen.

Als Ruben erwachte, rieb er sich die Augen und schaute verblüfft um sich. Die Sonne war dem Untergange nahe und der ganze westliche Himmel tauchte sich allmählich in Purpurgluth. Ruben rieb sich die Stirn, als ob er sich an etwas erinnern wollte, aber es schien ihm nicht zu gelingen; er wußte nämlich nicht mehr, was Gott zu ihm gesprochen habe und was er seiner Mutter ausrichten solle.

Er war im Traum offenbar bei Gott im Himmel gewesen. Was kann himmlischer und paradiesischer sein, als der Traum eines unschuldigen Kindes!

Ruben sah verdrossen drein, es that ihm wehe, daß er der bekümmerten Mutter nun keine bestimmte Antwort nach Hause bringen konnte. Nichts, gar nichts wußte er zu sagen, kein Wort war ihm geblieben, von Allem was Gott ihm gesagt hatte, rein, wie weggewischt; ja er wußte sich nicht einmal mehr zu erinnern, wie Gott aussieht.

Unschlüssig stand er da, rathlos, ob er nach Hause gehen solle, oder nicht. Er träumte wachend. Aus dieser Träumerei wurde er aber bald durch einen bekannten Ton geweckt. Dorotka, eine arme Tagelöhnerin, kam des Weges daher und rief ihn beim Namen. Sie hatte eine schwere Last auf dem Rücken, eine Trage, in welcher sich neben

einigen Scheitern Holz allerlei Kraut und Kohlköpfe, Erdäpfel ꝛc. befanden. Ihr kleines fünfjähriges Töchterchen, Thereska, ging hinterdrein und ſchleppte mit Anſtrengung einen dicken Baumaſt, den ſie am Wege gefunden haben mochte.

Als Ruben ſich bei ſeinem Namen angerufen hörte und die Stimme erkannte, erwachte er erſt vollends. Er war nun wieder auf der Erde und ſah bekannte Geſichter.

Was machſt hier, ſo allein? — fragte das Weib, das indeſſen herangekommen war. Ruben ſchaute ſie an und gab keine Antwort.

Biſt wo g'weſen?

Ja.

Wo denn?

In Himmel.

In Himmel? Närrchen! Wer hat Dich hingeſchickt?

Keiner.

Und zu was biſt kommen?

Zu Gott!

Zu Gott? dummer Bub'. Biſt ſchon lang vom Haus weg?

Von früh.

Von früh? Jeſus, Marja, Joſeph! und Dein' Mutter?

Iſt daheim.

Und muß ſich plagen, und Du laufſt herum, wie ein gottvermaledeiter Rattenfänger und vertrenſchelſt die Zeit. Gottloſer Bub'! iſt das nicht himmelſchreiend! Wie alt biſt denn?

Sechs Jahr!

Und ſchämſt Dich nicht, großer Jung', ausſehen thuſt wie achte. Sieh die Thereska, die iſt fünf Jahr alt, wie ſie ſich ſchleppt mit dem Holz und kann's kaum fortbringen, ſchau' wie's ſchwitzt, die Tropfen rinnen ihr übers G'ſicht runter, und ſie hilft mir ſchon ſchaffen und arbeiten. Und Du, ſo ein ſtarker Kerl, gehſt da 'rum, und hilfſt Deiner

Mutter gar nichts? Schäm' Dich die Augen aus'n Kopf raus. Wenn ich Dein' Mutter wär, ich wollt Dich ſchon anders traktiren. Dein' Mutter iſt viel zu gut gegen Dich. Ich möcht' Dir ſchon was aufpelzen mit der Ruth', daß Dir's Rumlaufen vergeh'n ſollt'. Marſch fort, heim, gleich gehſt mit. Fauler Bub' Du, da im Feld 'rumlungern, und nichts thun! wart' ich werd's Dein' Mutter zeigen, wie ſie's mit Dir machen muß.

Ich bin ja wegen ihr in Himmel gangen, — wagte der Knabe dagegen ſchüchtern einzuwenden, aber das wollte bei der reſoluten Frau nichts verfangen.

Sei ſtill, — ſagte ſie, — mit Dein' dumm' G'ſchwätz; wegen ihrer ſollſt z'Haus bleiben, und ſollſt was machen. Ein Kind, das der Mutter nicht hilft, iſt nicht werth, daß es einen Biſſen Brod kriegt. Gelt ja, beim Eſſen da biſt gleich dabei, da kannſt ihr helfen? ſo mach' auch was, und verdien's.

Wie ſoll ich's machen? — fragte der Knabe.

Wie? Anpacken, zugreifen, überall, wo Du was ſteh'n und liegen ſiehſt. Ich brauch's mein' Thereska nicht zu ſagen, die weiß gleich ſelbſt, wo's angreifen ſoll, ſo wirſt Du's auch wiſſen.

Ruben wars, als ob er Gott reden hörte; ohne ein Wort zu erwidern, griff Ruben nach dem Baumaſt, welchen das Mädchen, während dieſer Ermahnung, um ſich auszuraſten, zu Boden fallen gelaſſen hatte, packte tüchtig an, und ſchleppte mit geringer Anſtrengung die Laſt fort. Das Mädchen griff ebenfalls an, es wollte nicht allein müßig da her gehen, und ſo ſchritten ſie alle drei ſchweigend von den Krautgärten dem Städtchen zu.

Als ſie in dasſelbe eingezogen, ſagte die Frau in Freude über die Wirkung ihrer Rede: So iſt's recht, Ihr beide ſeid ein gut Paar Zugpferd; aber Du brauchſt nur ein' ſtrengen Kutſcher, der Dich tüchtig eing'ſchirrt, und Dir ein

bissele manchmal auch die Peitsch zeigt. Jetzt geh' heim und merk, was ich Dir g'sagt hab' und machs daheim, wie Du's hier g'macht hast; das ist brav und rechtschaffen. Hilf Deiner Mutter und werd kein liederlicher Lump!

Der Knabe fühlte eine nie gekannte innere Befriedigung, eine unsagbare Wonne, da er nun nach Hause ging. Der Segen der Arbeit war über ihn gekommen. Er hat in Wahrheit die Stimme Gottes gehört, wenn diese auch durch den Mund eines armen Weibes zu ihm gesprochen. Und warum sollte dies keine Offenbarung sein? Ist ein Menschenwesen von heiligem Zorn erglüht etwa nicht mehr oder eben so viel als ein in Flammen brennender Dornbusch? Ruben fühlte den Geist, der in ihm selber erwacht war. Körperlich ermattet, aber selig im Gemüthe trat er in die Stube ein. Die Mutter lag zusammengebrochen auf einem Stuhl und weinte über den verlorenen Sohn.

Was weinst? Mutter-Leben! — sprach der Knabe, — Du brauchst nicht zu weinen; Gott wird Dich nicht mehr strafen, er hat mir's gesagt.

Ruben, Ruben, mein Kind? — schrie die Mutter aufspringend und umschlang ihn mit ihren Armen. — Wie kannst Du mir das anthun?

Du brauchst nicht zu weinen, — wiederholte der Knabe mit einer Entschiedenheit, die sie bisher an demselben niemals bemerkt hatte.

Wo bist Du gewesen, Ruben-Leben, wo bist Du gewesen?

Bei Gott. Fürcht' Dich nicht; ich werd' Dir helfen.

Du wirst mir helfen, schwaches Kind?

Ich bin nicht schwach, ich bin stark, ich seh' aus wie acht Jahr und was Thereska kann, das kann ich auch.

Komm Ruben-Leben, setz Dich nieder, ich werd' Dir zu essen geben.

Ja, — sagte Ruben, — essen will ich; ich bin hungerig.

Aber wirst sehen, wie gut das jetzt als sein wird, wenn ich Dir helfen werd'.

Wie wirst Du mir helfen?

Ueberall, überall, wo was steht und liegt.

Gebenscht (gebenedeit) Kind, aus Dir redt ja ein Engel vom Himmel heraus.

Hungerig, hungerig, — sagte Ruben und fiel fast ohnmächtig vor Erschöpfung auf den Stuhl nieder.

Die Mutter sprang rasch herzu, spritzte ihm Wasser ins Gesicht und rieb ihm damit die Schläfe, aber er schlug sogleich wieder selig lächelnd das Auge auf und sagte: Essen, essen, wirst sehn, wie gut das sein wird.

Mit großem Behagen schlürfte er nun die Suppe, welche ihm die Mutter hingestellt hatte und verschlang fast die Brocken, die sie ihm in dieselbe geschnitten.

Schmeckt es Dir, Ruben-Leben? — fragte die Mutter, die mit Wollust zusah, wie der ermattete Knabe sich stärkte und bei jedem Bissen neu aufzuleben schien.

Ich hab noch nie so gut gessen, — erwiderte er, und rasch war er fertig und nachdem er gegessen hatte, nahm er den Teller und den Löffel und ging in die Küche und wusch das Geräthe mit Wasser.

Die Mutter, die ihm nachgegangen war, wunderte sich höchlich über das seltsame und ungewöhnliche Gebahren des Knaben. Was machst Du da? — fragte sie, — das g'hört ja nicht für Dich. Bist Du denn ein „Schmul Mad"? geh' Ruben-Leben, laß stehn, ich werd' schon abwaschen, wenn Einer Dir da zusehen möcht', so möcht' er Dich auslachen, und möcht' sagen, Du bist ein „Schmul Mad".

Ruben aber ließ sich durch diese Aufstachelung seiner Eitelkeit nicht im Geringsten aus der Ruhe bringen, mit der er dem weiblichen Geschäfte sich hingegeben hatte. Soll mich auslachen, — sagte er, — soll mich auslachen, ich

bin Ruben und nicht Schmul Mad, ich thu, was Gott gesagt hat.

Dabei wusch er Teller und Löffel und noch anderes Geschirr, welches er in der Küche unrein vorgefunden hatte, so blank und eben, wie es kein Frauenzimmer besser hätte zu Stande bringen können. Nachdem er mit seiner Arbeit fertig geworden war, sagte er: Jetzt, „Krischmäleinen" (das Nachtgebet verrichten) und schlafen, wirst sehn, heut Nacht wirst Du nicht so hart gestraft, wie gestern

Die Mutter küßte ihn, und half ihm zu Bette.

Armer Knabe, schöpfe Kraft im losgebundenen Schlafe und in Deinen seligen Träumen für die Kette von Mißverständnissen, denen Du von diesem Momente an unausgesetzt ausgesetzt sein wirst. Verzage nicht, der Gott in Deiner kindlichen Brust, gibt Dir die Zuversicht, daß der Tag einmal kommen mag, an dem sie es mit Staunen erfahren sollen, wer Du seist, ob ein kräftiger Mann, oder ein thatloser Mädchen-Samuel.

Die beiden Kinder, welche da im Walde umher gehen und sich immer wieder und wieder bücken und im Grase emsig suchen, sie treiben kein Spiel, sondern ein ernstes Geschäft. Treten wir ein in diesen Fichtenwald, dessen hohe, gerade Stämme wie Tempelsäulen zum Himmel empor ragen und über ihrem grünen Blätterdach das blaue Himmelsgewölbe als Kuppel zu tragen scheinen. Was suchen die Kinder so eifrig im Moos?

Siehst Ruben? — sagte Thereska, — indem sie ihm einen aus seinem Moosbette eben gelösten Schwamm hinzeigte, — diesen Schwamm kannst leicht merken. Wie er da im Gras verborgen ist und das kleine Köpferl herausstreckt, grad wie ein Kind in der Wieg. Der heißt ripa.

Kann man den da auch brauchen? fragte Ruben, in-

dem er auf ein merkwürdig aussehendes Gewächs mit den Fingern deutete.

Reiß nur herzhaft ab, — ermunterte Thereska, — und steh nicht als so da, wie wenn der Polizei es erst erlauben müßt; freilich kann man ihn brauchen.

Der hat gar kein' Kopf, — bemerkte der Knabe.

Besser für ihn, — lautete die Antwort, dann hat er auch kein' Kopfschmerz.

Die beiden Kinder suchten Schwämme im Wald, und Thereska fand an dem Knaben einen eben so eifrigen Schüler, als sie eine vortreffliche Lehrerin war. So brachten die Kinder Stunden, nicht selten sogar Tage im Walde zu und kehrten dann des Mittags oder Abends wie ein siegender Held vom Schlachtfeld mit Beute beladen heim. Die Kinder waren eben wieder im Wald gewesen und Ruben legte mit jener Zufriedenheit, welche sich stets als Begleiterin erfüllter Pflicht einstellt, die Schwämme, die er mitgebracht, auf den Tisch.

Die Mutter Rubens freute sich innig, als er alle die gesammelten Kostbarkeiten vor ihren Augen ausbreitete, und drückte ihre Freude verschwenderisch durch Liebkosungen aus. Thereska erhielt von ihrer Mutter kein derartiges Zeichen des Beifalls. Der Unterschied in der Behandlung der beiden Kinder lag in einem tiefdurchgreifenden Gegensatz der Erziehungsweise und diese wieder in der verschiedenen Gemüthsart der beiden Mütter.

Dorotka war das, was man eine resolute Person nennt. Als Taglöhnerin lebte sie von dem kärglichen Taglohn, den ihr die mühevolle Arbeit abwarf. Gewöhnt an die strenge Arbeit, gewann sie auch bald die Lebensanschauung, die wir an ihr bereits kennen gelernt haben, und die sich kurz dahin zusammenfaßt, daß der Mensch auf der Welt zur Arbeit bestimmt sei. Es ist kein Wunder, daß sie ihr Töchterchen frühzeitig in dieselbe Richtung des Denkens

und Fühlens hineinzubringen wußte. Sollte ſie dem Mädchen nun etwa dafür Dank ſagen, daß es that, was ſeiner Beſtimmung gemäß iſt? Das wäre Widerſpruch in ſich ſelbſt. Sie ſah mit Wohlgefallen, wie das Kind ſich in die vorgezeichnete Bahn mit Geſchick einfügte, weil ſie darin die echte Bürgſchaft für die Zukunft desſelben erkannte. Es hätte ſie tief gekränkt, wenn es anders gekommen wäre, nun es aber war, wie ſie es gewünſcht, fand ſie daran nicht etwa ein Beſonderes, ein Außergewöhnliches, ſondern das Natürliche und Nothwendige. Ihr Gefühl bei Betrachtung ihres Kindes war dasſelbe, welches ſich in den Worten des Vaters in einer bekannten Fabel ausſpricht, wo es heißt: „Die That iſt gut, doch edel nicht.“

Rubens Mutter war eine ganz anders geartete Natur. Sie war eine echte Tochter jenes Volkes, dem auch der Stifter der chriſtlichen Kirche entſproſſen. Ihre Natur war Leiden und Entſagen, Aufopferung und Ergebenheit. Ihr Kind liebte ſie über Alles und ihr größter Schmerz beſtand nicht darin, daß ſie Entbehrungen mannigfacher Art zu leiden hatte, ſondern daß ſie ihrem Kinde keine ſichere Zukunft bereiten konnte. In jener Nacht, die ſie, wie viele andere Nächte, auf ihrem Bette ſchlaflos zugebracht, und in der ſie von ihrem Kinde in der Aeußerung des tiefſten Seelenſchmerzes belauſcht wurde, wand ſie ſich eben in quälender Sorge um das künftige Schickſal dieſes Knaben, den ſie gerne auf ſanften Mutterarmen durchs ganze Leben getragen hätte. Daß Aeltern für ihre Kinder ſorgen, das ſchien ihr das eingeborene Naturgeſetz zu ſein, den umgekehrten Fall hatte ſie nie bedacht, vollends daß ein Kind, das ſelbſt noch der Pflege bedarf, mit Hand anlegen möchte, um den Segen ins Haus zu ſchaffen, daß Ruben ihr etwas leiſten ſolle, daß iſt ihr nie in den Sinn gekommen. Die Qual, die ſie ausgeſtanden, da er in den Himmel gegangen und den ganzen Tag nicht nach Hauſe gekommen war

nahm ſie in ihrer Herzenseinfalt als eine Strafe des Himmels, daß ſie dem Kinde vielleicht unbewußt irgend welche Sorgfalt entzogen, die ſie demſelben zuzuwenden verpflichtet geweſen wäre. Bei einem von ſolchen Vorſtellungen beherrſchten Gemüthe iſt das Staunen begreiflich, welches wir an ihr wahrgenommen haben, da Ruben zum erſtenmale in die Küche ging, um dort für ſie einige Arbeit zu verrichten und ihr die Mühe zu erleichtern. Sie wollte es kaum zugeben, ſie war um ſeinen guten Ruf beſorgt, ſie fürchtete, es könne es Jemand ſehen, und man werde ihn für einen „Schmul Mad" halten. Und wenn ſie ihn dennoch gewähren ließ, ſo geſchah es weniger darum, weil ſie ſogleich die Trefflichkeit dieſer neuen Maßregel einſah, als vielmehr weil ſie zu ſchwach war, um es ihm gerade zu verbieten. Nach und nach freilich hat ſie ſich daran gewöhnt, ihn bei allem was ſie that als fleißigen Gehilfen bei der Hand zu haben; er verrichtete ihr alle Gänge, die ſie früher ſelbſt gemacht, und ſo weit ſeine Kraft reichte, that er unaufgefordert, was ſich machen ließ. Wie ſehr ſie ſich aber auch daran gewöhnt haben mochte, niemals konnte ſie die ſtille und fromme Thätigkeit des Kindes ohne Rührung betrachten. Was er that, betrachtete ſie nicht wie Dorotka als eine Pflicht, ſondern als eine ihr erwieſene Wohlthat, als ein Geſchenk, für welches ihm jedesmal ein beſonderer Dank gebühre.

In der Empfindungsweiſe der beiden Kinder hingegen herrſchte mehr Uebereinſtimmung. Seit dem Momente, da Ruben in den Krautgärten die mahnende Stimme der Dorotka vernommen, hatte dieſe Frau für ihn etwas unbeſchreiblich Ehrwürdiges, und wie er beſtrebt war, ſeiner Mutter zu helfen, ſo war er eifrig, ſich die Zufriedenheit Dorotka's zu erwerben. Das fühlte er, wenn ſie mit ihm zufrieden war, dann durfte er es auch ſelber mit ſich ſein.

Dorotka ſprach nicht viel, ſie war ſparſam mit der

Rede, wie mit der Zeit. Wenn ſie es aber für nothwendig erachtete, den Mund aufzuthun, ſo fand ſie auch immer das richtige Wort und ſie konnte ihrer Wirkung gewiß ſein. Ruben hatte das an ſich ſelbſt erfahren, und wie wenig er auch begreifen konnte, worin die Macht lag, die ſie über ihn gewonnen, er fühlte, daß er ihr zu gehorchen und ihr zu Willen zu leben habe. Wenn er in irgend einer Sache etwas wiſſen wollte, ging er zu Dorotka. Dieſe fragte er und nicht ſeine Mutter. Die Mutter liebte er; und ſie war nach ſeiner kindlichen Vorſtellung nur dazu da, um von ihm geliebt zu werden; die Rathſchläge für ſein Verhalten holte er ſich aus der Quelle, woher ihm der erſte erfriſchende und beſeligende Lebenstrunk, die Aufforderung zur Arbeit, gekommen war. Wenn Dorotka auf eine Frage zur Antwort gab: Was fragſt ſolch' Dummheiten, das kann Dir mein' Thereska ſagen! — da wußte er ſchon aus Erfahrung, daß es nichts Dummes war, was er gefragt hatte, denn es hatte ſich ſchon öfters ereignet, daß Thereska ihm dann neben der Belehrung über ſeine Frage auch noch die Verſicherung gab, die Mutter ſtelle ihr immer vor, wie geſcheit der Ruben ſei und wie g'ſchickt er zu fragen weiß, wenn ſie etwas der Mutter nicht recht machen könne. Die Mutter hat Dich lieber wie mich, hatte das Mädchen ſogar einmal hinzugefügt, ſie hat g'ſagt: Du biſt g'rad, wie wenn Du ein Chriſt wärſt!

Die beiden Kinder lebten im ſchönſten Einverſtändniß, deſſen Reinheit und Unſchuld fähig ſind. Und von der Beſtimmung des Menſchen auf dieſer Erde gewann Ruben in kurzer Zeit die Anſchauung, wenn dieſe auch nur noch als dunkles Gefühl in ihm lebte, daß es die Arbeit ſei, welche ſein ganzes Daſein auszufüllen habe. Thereska war, wie wir ſchon geſehen haben, ſeine Lehrerin und er ihr eifriger Schüler, und ſo verſtrich die Zeit in Arbeit und Thätigkeit, in Hilfleiſtung und Schaffensluſt.

Ruben wurde mit jedem Tage ſtärker und kräftiger, und bald half er nicht nur ſeiner Mutter, ſondern auch der Mutter Thereskas. Gar manchmal konnte man ihn einen Schubkarren führen ſehen, den er der Dorotka aufs Feld hinaus brachte, wohin ſie eigentlich Thereska beſtellt hatte. Aber es gab zwiſchen einer Arbeit für ſich und für Thereska bald bei ihm mehr keinen Unterſchied. Was ſie thaten, geſchah gemeinſchaftlich, that ers nicht, ſo mußte ſie es thun und umgekehrt; ſo kam es, daß auch anderſeits Thereska bei Rubens Mutter manche Hilfleiſtung verſah, welche eigentlich Ruben zugefallen ſein würde. Es lag für einen dritten, der den Urſprung des Verhältniſſes nicht kannte, ſogar etwas Komiſches darin. Deshalb ſagte Gawriele Stuffer eines Tages: Fradel Maierns und Dorotka Läuferin haben ſich die Kinder vertauſcht! worauf Scholem „Zizesbeißer" (Scheinheiliger) geantwortet haben ſoll: Die Sach' muß ein Eck (Ende) haben!

Scholem Zizesbeißer iſt eine Perſönlichkeit, welche wir ſogleich näher kennen zu lernen Gelegenheit haben werden. Es ſcheint aber nicht unintereſſant, dieſen Mann, bevor wir ſeine nähere Bekanntſchaft machen, nach ſeiner Außenſeite ein wenig anzuſchauen. Daß er mehr kein Jüngling ſei, zeigten ſchon ſeine Haare, welche bereits jene Farbe angenommen hatten, die das Sinnbild der Ehrfurcht iſt. Dieſelben waren auch nur ſehr dünn geſät, und ein Sammtkäppchen wachte faſt neidiſch auf jedes Haar, das ſich unter demſelben aus ſeiner Haft hervor an das freie Tageslicht drängen mochte; mit Ausnahme der beiden Ecklocken, welche ſich in unbeſchränkter Freiheit über die Schläfen herunterſchlängelten und in ihrer Vereinigung mit dem grauen Spitzbärtchen ein Geſicht voll Schlauheit und Liſt umrahmten. Die Augen dieſes Männchens — man kann

nicht gut ſagen Maunes, dies paßte in keiner Hinſicht, weder in phyſiſcher noch in moraliſcher — die Augen dieſes Männchens alſo waren ebenfalls eſelfarbig und hatten etwas unangenehm Stechendes, welches nur dadurch gemildert wurde, daß ihr Beſitzer nicht die Kraft und ehrliche Offenheit beſaß, jemanden andauernd genug mit ſeinem Blicke zu durchbohren, denn er ſchlug häufig die Augen nieder und ſenkte den Blick in Demuth zur Erde. Die Naſe war mehr als gebogen, ſie war auch verbogen, ſie war wohl mitten im Geſicht, aber in ihrer bedeutenden Fortſetzung nach links verſchoben, und die Redensart, gerade der Naſe nach gehen, hatte auf ihn keine Anwendung, denn ſeiner Naſe nach, hätte er müſſen immer links gehen. Dieſe Naſe machte das raubvogelartige Geſicht vollends zu einem phyſiognomiſchen Monſtrum. Der Kopf ruhte auf einem kleinen, ſchmächtigen, aber ſehr beweglichen und gelenkigen Körper, welch letzterer dadurch, daß Scholem nie anders als mit eingebogenen Knieen ging, gerade als ob er einmal bei der Kavallerie gedient hätte, ſich noch kleiner ausnahm, als er in Wirklichkeit war. Die Manchesterhoſen trug er in den Stiefeln, dieſe reichten bis an die Knie; in ſolcher Förmlichkeit, von der er nie abwich, glaubte er ſeine Verwandtſchaft mit dem geiſtlichen Stand darzuthun, und ſeine ſalbungsvollen Reden auch durch das äußere Zeichen der Autorität zu unterſtützen. Ueber der Weſte trug er ein weißes Leibel aus Barchent, von welchem nach hinten ſo wohl, als nach vornen, je zwei lange Schaufäden wie Quaſten herunterhingen. Sehr oft dienten ihm dieſelben auch im weltlichen Geſpräch als Beweismittel ſeiner Behauptungen, er hatte ſich daran gewöhnt, ſie beſtändig zum Munde zu führen und ſo erhielt er den Namen Scholem „Zizesbeißer“, was anfänglich eine ganz äußerliche Beziehung ausdrückte. Das Wort „Zizesbeißer“ bedeutet aber auch etwas anderes in figürlichem Sinne, und zwar einen Scheinheiligen, einen

Frömmler und wir werden ſogleich ſehen, in wie ferne dieſe Bezeichnung auch in ihrer ſymboliſchen Bedeutung auf Scholem paßt. Folgen wir ihm auf dem Gange, den er eben jetzt um Gottes und des Nächſten willen vor hat. Er tritt ſoeben bei Fradel Maierns ein.

Des Gott's willkomm', Reb Scholem! — ſagte die Wittwe dem Eintretenden auf ſeinen Gruß.

Du wirſt nicht errathen, nach was ich herkomm, Fradel!

Wie ſoll ichs errathen?

Nachſehen komm ich, das heißt, erſt muß ich Dich fragen, ob es bei Dir in der Nacht nicht „ſtraſchenen" (ſpuken) thut.

Wie fallt man aus?

Mein Kind, Du magſt mir auf mein Gewiſſen glauben, ich red' aus kein hohl' Faß heraus.

Wer hat das geſagt, ich hab' nichts gehört.

Wer das geſagt hat, dem ſoll die Zung verfaulen, ſiehſt Du Fradel, ſo ſchwör' ich; geſagt hat's keiner und doch muß es ſein, ich hab' ein ſicheres Zeichen; es hat mich geträumt.

Träume ſind nicht mehr werth als fünfzehn Kreuzer.

Und was iſt Dir gelegen, mein Kind, man hat Beiſpiele, daß ein Traum auch wahr geworden iſt, und ich komm Dich zu warnen; denn wenn es bis jetzt bei Dir auch noch nicht „geſtraſchnet" (geſpukt) hat, ſo iſt das noch gar kein Beweis, daß es nicht noch „ſtraſchenen" wird, und — ſchon heut Nacht kann es ſein.

Die arme Frau fiel faſt zurück vor Schrecken über die Beſtimmtheit dieſer Vorherſage. Scholem war es nicht entgangen, daß er jetzt bereits ein bedeutendes Stück Terrain erobert hatte und als geſchickter Taktiker zog er aus ſeiner Poſition auch ſogleich allen möglichen Nutzen.

So zu erſchrecken, brauchſt Du juſt nicht, — ſagte er deshalb, — es iſt ja bis dato noch nichts geſchehen,

und was noch in der Zukunft liegt, das läßt ſich mit Gottes Hilf' abwehren. Zu was haben wir denn „Meſuſes“ an der Thür? (heilige Sprüche auf Pergament geſchrieben in einem kleinen Gehäuſe an der Thürpfoſte befeſtigt). Vor Allem werd' ich nachſehen, ob die „Meſuſes“ nicht unbrauchbar ſind.

Hierauf zog er ein mitgebrachtes Zänglein aus der Taſche und machte ſich daran die „Meſuſes“, die ſich an den verſchiedenen Thüren des Häuschens befanden, abzunehmen. Strenge und nachdenklich prüfte er dann mit ſichtbarem Kennerblick eine nach der andern und zufrieden lächelnd, ſo wie der Fromme lächelt, wenn er die Werke der Tugend und Frömmigkeit gedeihen ſieht, legte er eine nach der andern wieder bei Seite, mit der Verſicherung, daß ſich nichts Unangemeſſenes, auch nicht das Pünktchen oder Jod, was in Unordnung gerathen wäre, daran entdecken ließe. Zur großen Freude der harmloſen Frau faltete er die Pergamentblätter, nachdem er ſie andächtig an den Mund gedrückt, wieder zuſammen, verſchloß ein jedes in das zugehörige Gehäuſe und heftete mit den herausgenommenen Nägelchen und mit Hilfe eines kleinen Hämmerchens eine jede der „Meſuſes“ wieder an ihren vorigen Platz.

Die „Meſuſes“ ſind rein, — wendete er ſich hierauf an die Frau, — die werden Dir nichts zu ſchicken geben; ob Du, Gott behüte, ſonſten etwas im Hauſe haſt oder machſt, was nicht in Ordnung iſt, will ich Dich gar nicht fragen, denn ich kenn' Dich ja, Du biſt von jeher ein fein' Menſch geweſen, und manche Andere könnt' ſich an Dir ein Muſter nehmen. Warum, was ſoll ich Dich fragen? ob Du das Fleiſch gehörig ausſalzen thuſt, und ob Du es nicht zu lang im Salz liegen laſſen thuſt? ob Du gehörig Freitag Abend die Schabbeslicht anzündeſt, und ob Du das fleiſchige und milchige Geſchirr nicht verwechſelſt? — ich mein, Du haſt das Alles von Deiner Kindheit auf

bei Dein' Mutter vor Dir geſehen, wie es ſein ſoll, und wie es ſich in ein jüdiſch Haus gehört. Und wenn Du Zeit haſt und haſt Dein' Sach' gemacht, wirſt Du gewiß auch an Gott nicht vergeſſen, und wirſt beten und „Tchine" (Gebete) ſagen; aber, das heißt ein „Chamriel" (Dummkopf) was ich bin, — hiebei ſchlug er ſich an die Stirn, — warum iſt mir das nicht gleich eingefallen? hätt' ich mir die Arbeit mit den „Meſuſes" erſparen können! Das iſt es und nichts anderes. Geſegnet ſei er, der erinnert die Vergeſſenden. — Wo iſt Dein Jüngel? ich bitt' Dich, was iſt das mit dem Jüngel? mir ſcheint, Du willſt das Kind zu der Taufe bringen.

Was wollt Ihr von dem Kind haben? — fragte die Frau ſonderbarerweiſe mit mehr Faſſung und Gemüthsruhe, als der edle „Zizesbeißer" nach der vorausgegangenen bewirkten Aufregung erwartet haben mochte. Er ſah ſich in Gefahr, die gewonnene Poſition wieder einzubüßen und fühlte die Nothwendigkeit, ſtärkere Minen ſpringen zu laſſen. Deshalb richtete er ſich ſeiner ganzen Länge nach, ſo weit es ihm die eingebogenen Kniee erlaubten, auf und donnerte ihr entſetzliche Worte ins Gewiſſen.

Sag mir nur Fradel, — begann er, — wo haſt Du Dein Gewiſſen? warum ſchickſt Du das Jüngel nicht zum Lehrer? kann er ſchon „Alefbeß" (Alphabet)? was läßt Du ihn als herumlaufen im wilden Wald, alle Gottesläugner angeklagt, mit Dorotkas Pankert? Iſt das ein Steiger für ein jüdiſch Kind? er wird Dir ja aufwachſen als ein widerſpänſtiger Sohn! Du wirſt Dir ja an ihm Deine lebendige Leid erleben! Bedenkſt Du denn gar nicht die Zukunft? Du wirſt ja liegen auf Dein' Angeſicht und wirſt weinen bittere Thränen! Hat man das ſchon in ſein' Leben gehört, ein jüdiſch Kind ſoll aufwachſen, und ſoll nicht wiſſen, wo Gott wohnt? fürchtſt Du Dich denn vor gar keiner Sünde? Du thuſt ja Dein Maiern

im Grab beleidigen! Dein Maier, Friede mit ihm, muß ſich ja im Grab herumdrehen, wenn er das weiß! Und hat er das an Dir verdient, daß Du ſo an ihm handeln thuſt? daß das Jüngel dem Vater am „Jahrzeit" nicht einmal ſoll können „Kadiſch" (Requiem) nachſagen? Haſt Du denn vergeſſen, was Maier Dir geopfert hat? weißt Du nicht mehr, daß er ſich deinetwegen mit ſein' Vater entzweit hat? hat er nicht deinetwegen auf einen großen Reichthum verzichtet? Warum? Reb Diſer hätt' ihm nicht die Händ' untergeſpreit', wo er gegangen iſt, wenn er nur von Dir nachgelaſſen hätt'? beſinnſt Du Dich denn auf Alles das nicht mehr? Iſt in Dein' Familie noch zu wenig Unglück geweſen, daß Du Dir noch neues hinzuhäufen willſt? oder willſt Du haben, Dein Jüngel ſoll ſo werden, wie ſein Vetter Jochene? Wer weiß, wo der jetzt in unglücklicher Lage herumgeht. Vielleicht iſt er ſchon geſtorben, oder gar getauft, Du ſtehſt Dir ja ſelber in Licht. Dein Jüngel wird ja alle Tag älter! Und was wird von ihm das Ende ſein? Es wird eine Zeit kommen, und Du wirſt laufen auf das Gemeindehaus und wirſt weinen, es wird aber nichts nützen, man wird Deinen Ruben das weiße Frackel mit den farbigen Aufſchläg' anziehen, und kein Menſch wird mit Dir Mitleid haben! Und warum, ja? ſoll man vielleicht fromme jüdiſche Kinder hineinſtecken in Militär, und Dir Dein „Benak" (Sohn) herumgehn laſſen? auf was hinauf? verdienen thut ers? alle Tag ſagt er ſeine paar Capitel Pſalmen herunter? Jetzt verſteh ich erſt meinen Traum. Wo hab' ich nur früher mein' Verſtand gehabt? ja, es wird „ſtraſchenen" (ſpuken) bei Dir!

Dieſe Predigt verfehlte ihre Wirkung keineswegs. Die arme, kränkliche Frau war durch die entſetzliche Wucht der ausgeſtoßenen Worte ſo erſchüttert worden, daß ſie faſt in Ohnmacht fiel. Beſonders lebhaft war ihr Gemüth von

der geſchilderten Zukunft des Sohnes im Soldatenkleid ergriffen worden. Die noch in weiter Ferne ſchwebende Gefahr ſtand ihr ſo lebendig vor den Augen, als ob ſie dieſelbe augenblicklich abzuwenden hätte, — der edle „Zizesbeißer" weidete ſich an den Qualen, die er dem armen Weibe bereitet hatte.

Er wendete Alles an, — dies muß zu ſeiner Ehre geſagt werden, — um die Betäubte wieder ins Bewußtſein zurück zu rufen, und nachdem ihm dies gelungen war, hatte er gewonnen Spiel. Mit den Worten: der Weiſe hat die Augen im Kopfe, — ein geſcheiter Menſch muß an die Zukunft denken! — verließ er das gemarterte Opfer und rieb ſich vergnügt die Hände über das Werk, deſſen Schöpfer zu ſein er ſich rühmen konnte.

Der heimkehrende Ruben, welcher ſeiner Gewohnheit gemäß einen Theil des Tages mit ſeiner Geſpielin Kräuter und Schwämme ſuchend in Feld und Wald zugebracht hatte, fand die Mutter in der troſtloſen Lage, in welcher ſie der „Zizesbeißer" zurückgelaſſen hatte. Thereska trat mit ihm in die Stube, und erſchrak nicht wenig, als die arme Frau ſich mit Heftigkeit auf den Knaben warf und mit Leidenſchaft ihn umſchlingend die Worte mehr ausſtieß als ſprach: Nein, mein Kind, nicht wahr vor Dir hab' ich mich nicht zu fürchten!

Der Knabe begriff die außerordentliche Heftigkeit der Mutter eben ſo wenig wie ihre dunkle Rede und ſchaute ſie nur verwundert an. Thereska aber nahm die Worte ganz ſo, wie ſie ſich ſelbſt geben und antwortete nun ſtatt ſeiner:

Vor'n Ruben fürchten? vor dem braucht ſich kein Menſch zu fürchten; der thut keiner Katz' was an.

Wie milder Balſam ſtrömten dieſe Worte des Kindes in das verwundete Mutterherz. Sie übten die wunderbare Wirkung, daß alle Schreckbilder, welche der „Zizesbeißer"

durch den Aufwand ſeines geſammten pietiſtiſchen Apparates in der Phantaſie des hilfloſen Weibes zu erregen gewußt hatte, wie durch einen Zauberſchlag dahinſchwanden, und die nöthige Ruhe zu einer verſtändigen Betrachtung der Sachlage kehrte wieder.

Sag mir, Thereska, — begann jetzt die Frau, in Ton und Geberde wenig mehr von der vorhergegangenen leidenſchaftlichen Aufwallung verrathend, — ſag mir, bei Euch gehn ja die Kinder auch zum „Perſepter" (Präzeptor) in die Schule, und lernen, nicht wahr?

Freilich!

Und Du gehſt nicht?

Ich werd' auch gehn, aber ich bin ja noch nicht ſechs Jahr alt, früher braucht man nicht, hat die Mutter g'ſagt; aber warum geht denn der Ruben nicht? der iſt doch ſchon älter, als ſechs Jahr?

Hörſt Du, Ruben-Leben, was Thereska fragt? — wendete ſich die Mutter nun an den Knaben, — warum Du nicht zum Lehrer gehſt, fragt ſie; warum gibſt ihr kein' Antwort.

Weil ich lieber Dir helf, — ſagte Ruben.

Thereska thut ja ihrer Mutter auch helfen und wird doch geh'n; haſt nicht gehört, wie ſie g'ſagt hat, bis ſie ſechs Jahr alt ſein wird?

Bis ſie gehn wird, werd ich auch gehn.

Du biſt älter, — ſagte Thereska, — Du mußt früher gehn, mußt nicht erſt auf mich warten.

Und wer wird der Mutter helfen? — fragte Ruben.

Das kannſt ja dabei, — belehrte das Mädchen, — mußt ja nicht den ganzen Tag in der Schul' hocken, wie die andern Kinder.

Mutter-Leben, ich geh'! — ſagte der Knabe mit feſtem Entſchluſſe.

Ja, mein Kind, — ſprach ihm die Mutter zu, — das iſt brav von Dir, Du mußt ja auch lernen, dann wirſt Du groß werden und wirſt ein geſchickter Menſch ſein, und dann wirſt Du mir erſt recht helfen können. Komm, mein ſchöner Sohn, ich werd' Dich gleich hinüber führen zum Lehrer in „Cheder" (Schule).

Wird Thereska auch mitgehn? — fragte der Knabe.

Narrele! wenn ſie wird ſechs Jahr alt ſein, wird ſie zum Perſepter gehn.

Ich möcht' auch lieber zum Perſepter gehn, — wendete jetzt Ruben ein.

Du mußt ja lernen Hebräiſch, Ruben-Leben, das geht ja nicht. Komm, wir gehn gleich in „Cheder".

Aber nicht den ganzen Tag dort bleiben! — ſagte der Knabe, den Finger wie drohend emporgehoben.

Die Frau verließ nun mit beiden Kindern die Stube. Die Mutter führte ihr Kind an die Stätte der geiſtigen Nahrung. Thereska ſchaute ihnen nach, bis ſich die Thüre des „Cheders" hinter ihnen geſchloſſen hatte, und lief dann raſch nach Hauſe.

Ruben war in eine neue Welt eingetreten, die zu derjenigen, in der er ſich bisher bewegt hatte, nicht gerade angenehm kontraſtirte. Das hebräiſche Gebetbuch in der Hand haltend, ging ſein tiefſtes Sehnen hinaus nach der friſchen Waldluft, in der er ſich bisher ſo wohlig gefühlt. Die krauſen Buchſtaben tanzten vor ſeinen Augen hin und her und ſagten ihm nichts, während draußen im Walde jeder Baum, jedes Blatt ihm etwas zu erzählen gewußt hatte. An die Knaben ſeines Alters fand er keinen Anſchluß, ſie waren ihm alle weit voraus, ſie hatten viel früher begonnen und lernten bereits die Bibel, manche ſogar mit Commentar (Raſchi), während er ſich mit der

Erlernung des Alphabets plagen mußte. Er hatte eine Scheu vor ihrer Ueberlegenheit; die Ueberlegenheit Thereskas hatte er nicht niederdrückend gefunden, ihr unterordnete er sich freudig, da sie ihn mit jedem Worte zu sich emporhob; dies machte aber das Maß seiner Leiden noch nicht voll. Ein kleines Mädchen, Jittele, — sie war des „Sündenverzeihers" Schwester, — war ihm vom Lehrer als Lehrerin angewiesen worden, und sie verrichtete ihr Lehramt ziemlich barsch. Wenn er einen Buchstaben nicht im Gedächtniß behalten hatte, schalt sie ihn aus, nannte ihn „großer Schröper", der noch nicht einmal „Aleph-Beß" weisen könne, oder sie klagte es sogar dem Lehrer an, daß Ruben nicht Obacht gebe, und nichts lernen wolle, worauf dann entweder eine scharfe Strafpredigt oder noch etwas Aergeres folgte; denn es gab hier auch schmerzliche Exekutionen.

Der „Zizesbeißer" kam in's „Cheder" herein, um sich nach dem Erfolge seiner vortrefflichen Maßregel umzusehen. Er sprach geheimnißvoll mit dem Lehrer und warf dabei häufig durchbohrende Blicke auf Ruben. Dieser sowohl, wie die andern Kinder merkten, daß von ihm die Rede sei; das bewirkte bei ihnen eine Art von Schadenfreude in dem Gefühl ihrer eigenen Sicherheit, bei Ruben hingegen eine unbehagliche Bangigkeit und Angst. Am Ende wurde gar Jittele herbeigerufen, und von dem „Zizesbeißer" ermahnt, nur scharf auf ihn zu sein, und wenn er nichts lernen will, es gleich nur als dem Lehrer zu sagen. — Wenn man einen Reifen grad machen will, muß man ihn nach der umgekehrten Seite biegen! — das war die weise Maxime, welche der „Zizesbeißer" zum Schlusse noch dem Lehrer zurückgelassen hatte, ehe er sich wieder entfernte.

Mit dem Lernen ging es indessen sehr langsam vorwärts. Der Knabe sprach mechanisch nach, was ihm das Mädchen vorsagte, ohne innerlich dabei zu sein, und wenn er dann ohne ihre Hilfe das Erlernte allein „weisen" und

und aufsagen sollte, so zeigte sichs, daß er sich nichts gemerkt hatte. Jittele aber war der Ermahnung des „Zizesbeißer" eingedenk und erstattete sofort in ihrem edlen Eifer den Bericht über Ungehorsam und Unachtsamkeit an den Lehrer. Mit einem „Patsch" (Ohrfeige) wurde nun die Angelegenheit jedesmal wieder ins Gleichgewicht gebracht, und Jittele sagte dann: Siehst, hätt'st Obacht gegeben, ich hab' Dir's gleich gesagt! Als aber trotz dieser „Abschlagszahlungen" ein günstigeres Resultat nicht erreicht wurde, sondern im Gegentheil die Berichte des unterweisenden Mädchens noch übler ausfielen als zuvor, erinnerte sich der Lehrer an die vernünftige Erziehungsmaßregel, die ihm der „Zizesbeißer" in dem Beispiele von dem Reifen so dringend empfohlen hatte. Er ordnete eine scharfe Prozedur an, welche, wenn sie im „Cheder" vorgenommen wird, jedesmal die Gemüther der Kinder in eine seltsame und höchst schädliche Aufregung versetzt, nämlich — das „Herüberlegen."

In Dir steckt der unreine Geist, da ist kein' Hilf, der muß herausgetrieben werden; mag unser Lehrer Moses vom Himmel herunter kommen, nutzt nichts, Du mußt „herübergelegt" werden!

Worin das Herüberlegen besteht, braucht nicht weitläufig auseinandergesetzt zu werden, genug es gehörte für denjenigen, an dem es vollzogen ward, nicht zu den Annehmlichkeiten des Chederbesuchs.

Ruben wurde „herübergelegt". Lautlose Stille herrschte während der strengen Exekution.

Als Ruben weinend wieder an seinen Ort zurückkehrte, schluchzte Jittele so laut, als ob sie die Strafe empfangen hätte. Der Anblick des „Herüberlegens", welches sie da zum ersten Mal mit angesehen, hatte sie in innerster Seele empört und ihr Gemüth wurde von stechenden Gewissensbissen gepeinigt. Sie schalt sich und machte sich qualvolle Vorwürfe, daß sie das verschuldet habe, und nahm sich fest

vor, nie wieder eine Klage gegen Ruben vorzubringen. Das Kind war von guter Gemüthsart, nur hatte es einen Hang zu herrſchen, zu befehlen, und es ſchmeichelte der Eitelkeit desſelben, über andere gebieten zu können. Der Lehrer hatte dieſem Hang durch ſeine Methode noch Nahrung gegeben und vollends hat der „Zizesbeißer" denſelben bis zur höchſten Höhe, zur vollſtändigen Herrſchſucht aufgeſtachelt. Der beſſere Geiſt erwachte aber noch zur rechten Zeit in der Seele des Kindes, die Wirkung ihrer unüberlegten Angeberei erfüllte ſie mit Widerwillen vor ähnlichen Vorkommniſſen und ſo vollzog ſich in ihr eine heilſame Wandlung, heilſam für ſie ſelbſt, wie für den Knaben, den ſie auf's Tiefſte gekränkt hatte.

Wein' nicht Rubeudel, — ſagte ſie in kindlicher Ergriffenheit zu dem Knaben, indem ſie ihn heftig bei der Hand faßte, — das wird nie mehr geſchehn; ich ſag' dem Lehrer kein Wort mehr über Dich.

Ruben, welcher ſich an dem Tage, da er zu Gott in den Himmel gegangen war, auf den Rath des „Sündenverzeihers" freiwillig einer Buße unterzogen hatte, ohne auch nur eine Thräne zu vergießen, konnte die Züchtigung, die er hier empfangen, nicht verwinden. Es that ihm nie etwas ſo weh, als die Schmach, die er da im Angeſichte der andern Kinder erdulden mußte. Es überkam ihn ein Gefühl der Verlaſſenheit und des Alleinſeins, als ihn der unbarmherzige Lehrer auf ſeinen Schoß niederzog, und keines von allen Kindern zu ſeinem Schutze herbeigeeilt war. Thereska hätte das nicht zugelaſſen, ſagte ihm eine innere Stimme, dieſe da freut ſich darüber. Wie wunderbar war er nun überraſcht, da er die ſanften Worte vernahm, welche das Mädchen an ihn richtete. Alſo gab es doch wenigſtens ein Weſen, bei dem er Mitleid fand. Die Art und Weiſe, wie Jittele zu ihm ſprach, hatte etwas Anheimelndes und Zuthunliches, die Güte und Sanftheit, die ſich dabei auf

ihrem Geſichte ausdrückte, erinnerte ihn an Thereska; er war nicht mehr allein da, er hatte ein verwandtes Gemüth gefunden, ein Ton des Verſtändniſſes drang aus dieſer fremden Welt zum erſtenmale in ſeine Bruſt, denn er ſchien ſelber zum erſtenmale verſtanden worden zu ſein. Er ſah in dem Mädchen nicht mehr ſeine Peinigerin, ſie hatte für ihn ein ganz anderes Ausſehen bekommen; die weichen Kinderherzen ſchmolzen in einander, und fortan hatte er keinen eifrigern Beſchützer, als an ihr, die zuvor ihn unſäglich gequält hatte. Dies bewirkte, daß er ihren Lehren und Unterweiſungen auch ganz andere Aufmerkſamkeit ſchenkte, als es bisher der Fall geweſen war; jedes Wort, das ſie ſprach, grub er nun tief und unauslöſchlich in ſein Gedächtniß, es war nicht mehr, wie ehedem in den Wind hineingeredet. Dadurch machte er auch zu ſeiner eigenen, wie zu des Mädchens Freude ſichtliche Fortſchritte, und es wäre zu ähnlichen Klagen wie früher, jetzt auch gar kein Grund mehr vorhanden geweſen. Der Lehrer, der ſich beim „Verhören" von den Fortſchritten des Knaben überzeugte, bildete ſich Wunder wie viel auf ſein „Herüberlegen" ein, und hatte die Genugthuung den „Zizesbeißer" zu verſichern, daß er dem Jüngel den böſen Geiſt ſchon großentheils ausgetrieben habe, worauf dieſer die Antwort gab: ſchon gut, aber nur nicht „änder" (eher) nachlaſſen, als bis er ganz draußen iſt.

Für Ruben geſtaltete ſich jetzt das Daſein freundlicher; er hatte zwei Freundinnen, eine in der Schule des Lernens, und eine in der Schule des Lebens. Von beiden wurde er liebreich geleitet und getragen. Und wie er ſich jetzt nach beiden Seiten hin mächtig angezogen fühlte, ſo theilte er auch ſeine Zeit zwiſchen beide, und jede Stunde, die er der Schule abkargen konnte, verbrachte er in gewohnter Arbeit mit Thereska zu Hauſe oder in Feld und Wald. Der Mutter half er, ſo viel er konnte und in der Schule

hatte man ihm keinen Vorwurf zu machen. Es war gerade als ob er seit jenem Ereigniß, das ihm eine neue Freundin erwarb, auch einen neuen Kopf bekommen hätte. Es ging zwar noch immer langsam vorwärts mit dem Lernen, aber es ging doch vorwärts, das mußten selbst die andern Kinder eingestehen, die auf den Neuling in der Wissenschaft stolz als erfahrene Veteranen in derselben herabsahen.

Eines Tages kam Ruben später als gewöhnlich in die Schule.

Wo ist man so lang gewesen? — fragte der Lehrer zornig den schüchtern eintretenden Knaben.

Nu! wirst Du reden, oder bist Du stumm? verstummen sollst Du! — herrschte der Lehrer weiter den Knaben an, da er auf seine erste Frage keine Antwort erhalten hatte. Gewiß bist Du wieder im Wald herumgelaufen, — fuhr er fort, — der Wolf soll Dich fressen!

Nein! — sagte der Knabe.

Was „Nein"! — schrie der Lehrer.

Ich bin nicht im Wald herumgelaufen!

Wo bist Du denn gewesen?

Daheim!

Ist jetzt Zeit, daheim zu sein, wenn man soll in „Cheder" gehn?

Ich hab' der Mutter geholfen, das — hier stockte der Knabe und konnte nicht weiter reden.

Was hast Du geholfen? he? wirst Du reden, oder — Du weißt schon, wie das „Herüberlegen" schmeckt! was hast Du geholfen?

Das Geschirr abwaschen!

Hat man das schon in sein' Leben gehört? Schmul Mad, ich mein' Du weißt doch, wenn er nicht das Geschirr abwascht, geht es gar nicht.

Ein schallendes Gelächter sämmtlicher Kinder begleitete diesen Ausdruck der Verwunderung. Nur Eine lachte nicht

mit. Anſtatt den Kindern dieſe unberechtigte Einmiſchung in ſeine ausgezeichneten Erziehungsmaßregeln zu verwehren, ſagte der Lehrer zu Ruben: Siehſt Du, Schmule Mad! ſieh' her, wie ſie Dich Alle auslachen; ſieh nur her, wie ſie Dich auslachen, und frag Ein' nach dem Andern, ob er auch daheim thut helfen das Geſchirr abwaſchen!

Die Folge dieſer Appellation an die Schüler war ſelbſtverſtändlich, daß das Lachen noch unbändiger wurde, als zuvor und daß ſolche, die bereits zu lachen aufgehört hatten, ſich nun von Neuem dazu zwangen, weil ſie dem Lehrer dadurch einen großen Gefallen zu erzeigen und ſich bei ihm auf dieſe Weiſe beliebt zu machen glaubten.

So ein Schmul Mad Einer! — fuhr der Lehrer mit Entrüſtung fort, das geht, ſoll ich leben, über eine Kreuzerkomödie; anſtatt zu verkrummen und in „Cheder" zu geh'n und da zu „zecken" (ſitzen) und zu lernen, thut er daheim das Geſchirr abwaſchen.

Schmul Mad! — wagte einer der Verwegenſten unter den Kindern, und da hierauf von Seite des Lehrers keine Ermahnung folgte, ſo ſcholl es jetzt aus ungefähr dreißig Kehlen: Schmul Mad, Schmul Mad!

Recht ſo, — lobte der Lehrer, -- Ihr mögt ihn alle „Schmul Mad" heißen, er iſt nichts beſſeres werth.

Die Kinder ermangelten nicht, durch heftiges Schreien zu beweiſen, wie ſehr ihnen an dem Beifall ihres Lehrers gelegen ſei, und wie geneigt ſie ſeien, ſeiner edlen Ermunterung Folge zu leiſten. Es war ein Lärm im Cheder, daß man darin ſein eigenes Wort nicht mehr gehört, und wer draußen vorüberging mußte meinen, eine Horde wilder Indianer ſei im Anzuge und gehe auf das friedliche Städtchen los.

Es war ein Glück für Ruben, daß die Glocke des nahen Kirchthurms durch alle dies Toben und Schreien hindurch endlich dennoch vernehmbar wurde.

Man thut ſchon zwölfe läuten, — ſagte der Lehrer, — das heißt den Vormittag zugebracht, und Alles über den Schmul Mad da; wart' nur, es wird Dir nicht geſchenkt ſein. Du wirſt den Vormittag ſchon abbüßen. Geht's heim Kinder.

Nun riß ſich die Heerde los und mit dem Rufe „Schmul Mad! Schmul Mad!" rannten ſie alle in wilder Flucht durch die Gaſſe. Jittele ging mit Ruben, und begleitete ihn bis nach Hauſe, und aus ihrer Theilnahme ſchöpfte er Kraft, den ihm angethanen Schimpf ruhig zu ertragen.

Seit jenem Tage behielt Ruben den Namen „Schmul Mad". Weiter hatte das Intermezzo keine Folgen; Ruben lebte nach wie vor und theilte ſeine Zeit wie bisher zwiſchen Lernen in der Schule und ſtiller hilfreicher Beſchäftigung im Hauſe. Daß ihn die Kinder „Schmul Mad" nannten ward ihm nach und nach gleichgiltig, er kümmerte ſich wenig darum.

So floſſen nun die Tage gleichmäßig dahin ohne innere und äußere Störung. Thereska war inzwiſchen ebenfalls ſchulpflichtig geworden; das verſchaffte dem Knaben die freudige Genugthuung, daß er ihr jetzt ſogar manchen Wink geben, und ſo manchen erhaltenen Dienſt, den ſie ihm geleiſtet, wieder vergelten konnte. Die geiſtige Entwicklung Rubens hielt aber mit der körperlichen Kraftentfaltung keineswegs gleichen Schritt. Wenn man ihn anſah, hielt man ihn immer für älter, als er wirklich war, ſo ſtark und groß wuchs er daher, dagegen bedurfte es einer geraumen Zeit, einiger Jahre mindeſtens, ehe ſich die Früchte ſeines Schulbeſuches etwas mehr bemerklich machten; ſo kam es, daß andere Kinder, die nicht mehr wußten, als er, blos wegen ihres ſchwächeren Körperbaues mehr belobt wurden, denn von einem ſo großen Jungen, wie er war, hatte man

immer mehr erwartet, als er zu leisten vermochte. Wenn er kein „Schmul Mad" wär, möcht' er schon mehr kennen, — pflegte einer oder der andere zu sagen, und es konnte nur aus dem Tone, mit dem es gesagt wurde, entnommen werden, ob diese Bemerkung zu seiner Vertheidigung oder als Anklage gegen ihn gebraucht wurde. So viel aber war ausgemacht, daß er durch seine Beschäftigung mit Dingen, die einem Knaben gar nicht anstehen, von größeren Fortschritten in der Schule abgehalten werde.

Ruben war bereits neun Jahre alt, da trat ein Ereigniß ein, welches auf ihn einen großen Eindruck übte. Der „Sündenverzeiher" hatte nämlich seit längerer Zeit den Knaben zu einer neuen Art von Erwerb abgerichtet; er machte ihm aus einem Stock und einer langen Schnur eine Fischangel; genau hatte er den Knaben unterwiesen, wie der Regenwurm an den Haken gesteckt und wie dann ruhig gewartet werden müsse, bis sich das Korkhölzchen, welches an der Schnur angebracht ist, zu senken beginne. Mit einem Töpfchen Regenwürmer versehen saß nun Ruben oft stundenlang mit dem Sündenverzeiher am Ufer des Flusses. Dieser theilte dann mit ihm die Ausbeute in einer Weise, wie man „Hallel" theilt. Eines Abend saßen die beiden wieder am Ufer des Flusses neben einander. Ruben hatte seine Angel eben ausgeworfen und blickte unausgesetzt nach dem Korkhölzchen; Cheskels Blick war ebenfalls mit Spannung auf diesen Punkt gerichtet.

Gib Achtung, er pickt schon an, wirst sehn, was das für ein „Bocher" (großer Fisch) sein wird, den Du da herausziehen wirst. Zieh nur nicht zu früh heraus, laß ihn erst gut sich einhäkeln.

Cheskel hatte diese weise, auf vielfache eigene Erfahrung gegründete Belehrung kaum geendet, als sich ihm eine Hand in nicht allzu sanfter Weise auf die Schulter legte, und derjenige dem sie angehörte den freudigen Ruf aus-

ſtieß: Hopſa, da haben wir ihn, er wird uns jetzt nicht davonlaufen!

Der Mann, der dies ſprach, iſt uns nicht unbekannt, es iſt niemand anders, als Scholem „Zizesbeißer"; er war nicht nur Gottes Polizei, ſondern er machte ſich, wo er es für nothwendig hielt, auch zum Arm der weltlichen Gerechtigkeit. Zwar verdrehte er dieſe durch ſeine Dazwiſchenkunft nicht ſelten in ihr Gegentheil, und man möchte ihn viel eher als den Arm der weltlichen Ungerechtigkeit zu bezeichnen Urſache haben, allein er wußte die Sache ſchon ſo darzuſtellen, daß ſchwarz weiß und weiß wie ſchwarz erſchien, und da er ſelbſt in die weltlichen Dinge immer auch die Autorität des Himmels hineinzuſpielen wußte, ſo nahm ſich die himmelſchreiendſte Ungerechtigkeit unter ſeiner Leitung doch in der Regel wie die lauterſte Gerechtigkeit aus. So war es auch hier. Der „Sündenverzeiher" wußte ſo ziemlich, was in der Gaſſe von ihm geſprochen wurde, und wenn man ihn mit dem weißen Frackel neckte, welches ihm bevorſtehe, ſo hatte er darauf die Antwort: Das werdet Ihr nicht erleben, daß Ihr mich erwiſcht, ich werd' Euch ſchon einen andern Streich ſpielen! Dieſe Antwort war in Wahrheit mehr als unbeſonnen, denn der feine Kopf des „Zizesbeißer" iſt ihm doch zuvorgekommen. Der „Zizesbeißer" hatte nämlich einen Sohn, der mit dem „Sündenverzeiher" gleichen Alters war. Reich war er nicht, und wenn man ihm denſelben ausgehoben hätte, er wäre nicht im Stande geweſen, ihn loszukaufen und durch einen Stellvertreter erſetzen zu laſſen. Deshalb war es ſeine angelegentlichſte Sorge, einen andern Rekruten zu finden. Die Gemeinde hatte jährlich einen Mann zu ſtellen. Iſt dieſer eine Mann gefunden, dann konnte er für die folgenden Jahre ſchon beruhigt ſein. Der „Sündenverzeiher" war daher ein Menſch, dem der „Zizesbeißer" ſeit jeher mit großer Aufmerkſamkeit folgte, ſelbſtverſtändlich nicht in dem

Sinne, in welchem dieſes Wort ſonſt noch gebraucht zu werden pflegt. Die Aeußerung des „Sündenverzeihers", welche leicht dahin zu deuten war, daß er die Abſicht habe, der Rekrutirung durch die Flucht zu entgehen, war dem „Zizesbeißer" zeitlich genug zu Ohren gekommen und es beſchäftigte dieſen nun nichts lebhafter als der Plan, ſolche Flucht zu vereiteln.

Zu der Zeit, in der unſere Geſchichte ſpielt, war es mit der Rekrutirung nicht wie heute, wo Jeder ſein Loos zieht und dabei auf freiem Fuße herumgeht; damals wurde der Militärpflichtige gewöhnlich bei Nacht im tiefſten Schlafe überfallen, ausgehoben und eingeſperrt. Der „Zizesbeißer" ſann auf Mittel, die Aushebung des „Sündenverzeihers" ſo bald als möglich zu bewerkſtelligen, denn iſt der einmal über die Grenze nach Ungarn entwiſcht, dann können wir hier ſchreien, ſo viel wir wollen! — war ſeine wohlbegründete Ueberzeugung. Er mußte daher dieſe gewaltſame Aushebung des „Sündenverzeihers" dem Gemeindevorſtand als einen Akt der Nothwendigkeit darſtellen und hiezu bediente er ſich, wie in der Regel, der Waffen, die ihm die Religion in die Hände gab.

Nicht ohne Wohlgefallen hatte er das Treiben des „Sündenverzeihers", das nichtsthueriſche Leben desſelben und ſeine Narrenspoſſen betrachtet, dieſes Alles, — hatte er ſich im Stillen oft geſagt, — ſoll mir einſt gute Dienſte leiſten. Den Zeitpunkt, wo er dieſe Dienſte in Anſpruch nehmen wollte, hielt er für gekommen. Deshalb hatte er mit dem Gemeindevorſteher eine geheime Unterredung gepflogen, in der er ihm das gottloſe Treiben des „Sündenverzeihers" mit den grellſten Farben vor die Seele führte.

Man thut eine Sünde und ich möcht' ſie am Tag des Gerichtes nicht verantworten, wenn man den Müßiggänger los läßt, und anſtatt ſeiner, — ferne ſei es, — ein ehrlich' jüdiſch' Kind unter die Soldaten ſteckt. An dem

Jungen iſt keine jüdiſche Ader. Aus Gott macht er ſich ein Geſpaß, geht herum, ein Thunitgut, der nichts mehr kann, als wie den Kindern die Sünden verzeihen. Ich mein', — Bruder-Leben! — über die Sach' ſind wir einig und ich brauch ihn Dir nicht erſt lang zu ſchildern, Du kennſt ihn ebenſo gut, wie ich; wenn man ganz „Marreland" (Mähren) durchreiſt, iſt ein zweiter Cheskel ſicher nicht zu finden. Die Sache iſt aber die — und das iſt es, was ich Dir vertrauen will und wenn Du von mir ein'n Rath anhören willſt, verhoff' ich, daß er uns nicht über den Kopf kommen ſoll. Wenn er uns zwei, mich und Dich foppen will, muß er früh aufſtehn; ha, Bruder? was meinſt Du, wir zwei ſind auch nicht auf den Kopf gefallen. Alſo die Sach' iſt die, verſtehſt Du, — einmal werden wir früh aufſtehn, wird es in der Gaſſ' eine Neuigkeit geben: Cheskel iſt weggelaufen, auf und davon! — wird es heißen; warum? der Jung' hat gar kein' andere Gedanken, verſtehſt Du, als wie davonzulaufen. Und das wird er nicht erleben, daß wir uns werden von ihm foppen und auslachen laſſen. Zu dem „Söchel" (Verſtand) braucht man kein' „Möchel" (Gehirn), ſo geſcheit wie er iſt, wird ein Anderer auch noch ſein, deshalb mein' ich, Bruder-Leben, daß man da nicht erſt warten darf bis zu der Rekrutirung, man muß bei Zeiten ſehn etwas zu thun, wo gar kein Menſch an die Sach' denkt, und wo er ſeine Abſicht ſicher gar nicht darauf hat.

Du biſt gerecht wie Gott „Lehawdil" (zum Unterſchied), — ſagte der Vorſteher, — aber was ſoll man thun, ſoll ich ihn bei Nacht aus 'n Bett rausheben? Das macht ein Geſchrei in der Gaſſ' und geht nur dann, wenn das Waſſer ſchon bis an den Hals geht, aber jetzt —

Das überlaß mir, — fiel ihm der „Zizesbeißer" in die Rede, da er ſah, daß er keinen innern Widerſtand zu bekämpfen hatte, — Du brauchſt Dich um die Sach' gar

nicht weiter zu bekümmern. Ich brauch' nur zu wiſſen, daß ich in Deinem Auftrag handle, das iſt mir genug.

Auftrag? wer red't von Auftrag? hab' ich Dir denn etwas aufgetragen?

Schon gut, ſchon gut, Bruder-Leben, wir verſtehen uns ſchon, ich mein' ja nicht, Du ſollſt mir's geſchrieben und geſiegelt geben, ich brauch ja keine ſchriftliche Vollmacht, genug, ich hab' Dein Wort, daß Du einverſtanden biſt mit dem, was ich thue. Du gib nur Löbele Polizei und dem „Schames" (Gemeindediener) den Befehl, daß, wenn ich ſie brauchen ſollt', ſie wiſſen ſollen, was ſie zu thun haben; für das Weitere laß mich ſorgen. Kann ich ehrlicher mit Dir reden?

Und ſo geſchah es auch. Löbele Polizei und der Gemeindediener waren die beiden Männer, an welche der „Zizesbeißer" jene Worte gerichtet hatte, die wir ihn in dem Momente, als er den „Sündenverzeiher" am Ufer des Fluſſes hinterrücks anfiel, ausrufen hörten.

Der „Sündenverzeiher" war im erſten Augenblicke durch den hinterhältigen Ueberfall ſo überraſcht und erſchreckt, daß er ſtarr dalag und ſich kaum faſſen konnte. Er war aber ein kräftiger Burſch und ſchnell hatte er ſich wieder erholt und Faſſung gewonnen. Mit einem derben Stoß, den er dem „Zizesbeißer" verſetzte, war es ihm gelungen, ſich von ſeiner Hand zu befreien und er wäre ſicher entkommen, wenn nicht andere Hände ihn bereits gefaßt und feſt gehalten hätten. Gegen die vereinigte Gewalt dreier Angreifer vermochte er nichts auszurichten.

Was wollt Ihr von mir haben? — fragte er, da er ſah, daß er ſich nicht mehr los zu machen im Stande ſei.

Was wir von Dir haben wollen? — entgegnete der „Zizesbeißer", — und das frägſt Du noch? Dieb einer, was Du biſt! Gib den Löffel heraus! gleich auf der Stell'!

Was für ein' Löffel?

Was für ein' Löffel, fragſt Du? warum, Du weißt gar nicht, wie er ausſieht? Du haſt Dir gar nicht Zeit genommen, ihn anzukucken?

Einſinken ſoll ich da auf der Stell', wenn ich etwas weiß von ein' Löffel, — betheuerte der „Sündenverzeiher", aber der „Zizesbeißer" entgegnete: Ja, einſinken ſollſt Du, wie Korah iſt eingeſunken, Du Marktdieb! Du Scheuſal!

Reb Scholem, laßt mich aus, ich werd' Euch meine Taſchen umkehren, dann könnt Ihr ſehen, ob ich ein' Löffel bei mir hab'.

Da dazu braucht man Dich nicht, das werden wir ſchon allein auch treffen! Thu ihn viſitiren, Löbele! — wendete er ſich hierauf an den Polizeimann.

Löbele Polizeimann zog aus einer der hintern Rocktaſchen des „Sündenverzeihers" einen ſilbernen Löffel heraus. Der Ueberführte ſtand mit ſtarren Augen da und vermochte vor Schreck kein Glied zu rühren, er konnte ſich nicht erklären, wie der Löffel in ſeine Taſche gekommen ſei, und der „Zizesbeißer" ſchrie triumphirend:

Nu, wirſt Du noch läugnen, Du Dieb, wirſt Du noch ſagen, Du weißt von kein' Löffel? führt's ihn fort in das Gefängniß gleich „ſtantepeh" (stante pede), auf der Stell' marſch fort mit ihm.

Der Knabe, der die ganze Zeit über die Scene mit angeſehen, aber den Vorgang nur halb verſtanden hatte, fing jetzt, als die Männer den „Sündenverzeiher" fortzuführen Anſtalt machten, plötzlich zu weinen an; vom tiefſten Mitleid ergriffen, warf er ſich auf den Boden nieder und ſchrie jämmerlich.

Der „Zizesbeißer" verwehrte ihm aber dieſes auf's Strengſte: Mach kein Geſchrei, Du kleiner „Schegez" (Scheuſal), ihm geſchieht ſein Recht, und Du kannſt froh ſein, daß er Dich nicht weiter verführt.

Die Männer führten den Arreſtanten ab, Ruben lief auf der andern Seite weinend nach Hauſe.

Auf dem Wege ſagte der „Zizesbeißer“ ganz ruhig ohne die mindeſte Heftigkeit: Ich muß mich nur verwundern, wie ein Diebskopf ſo ein Eſel ſein kann. Ein anderer, wenn er ſchon etwas nimmt, verſteckt er's wenigſtens wo in ein' Keller, auf ein' Boden, aber den Diebſtahl ſo mir nichts dir nichts in die Taſch' nehmen, dazu gehört ein Eſelskopf von der erſten Claſſ'! Als wie, wenn er nicht hätt' bedenken können, daß man ihn viſitiren und den Löffel auf den erſten Augenblick bei ihm finden wird. Ja, mein lieber Cheskel, Kopf muß der Menſch haben, Du wirſt noch viel Lerngeld bezahlen, änder als Du uns foppen kannſt.

Cheskel knirſchte vor Wuth mit den Zähnen, er war nicht im Stande etwas zu erwidern auf dieſe ſpitzige Rede. War es der Stolz, der ſich in ihm zu regen begann? Hielt er es unter ſeiner Würde, ſich zu vertheidigen, da er ſich rein und ſchuldlos fühlte?

Ruben und Zittele ſaßen im „Cheder“; beide mit verweinten Augen. Mit dem Lernen war es heute nichts, und als es zum Aufſagen kam, ſtockten ſie beide öfter, und konnten vor Schluchzen oft nicht weiter. Die beiden Kinder hatten ſich gegenſeitig noch nichts mitgetheilt, aber doch verſtand eines den Schmerz des andern. Ruben war Augenzeuge der Gewaltthat geweſen, die an dem Bruder ſeiner Freundin geübt wurde, und er fühlte tief, was ihre Thränen zu bedeuten haben, ohne daß ſie es ihm zu ſagen brauchte. Erſt beim Nachhauſegehen löſte ſich der ſtille, gebundene Schmerz in Worte auf.

Cheskel iſt mir ein groß „Rachmones“ (Gegenſtand des Mitleids), — ſagte der Knabe, — ich bin dabei geweſen,

wie ſie ihn gefangen und weggeſchleppt haben, ſo wie wenn man einen Ochſen in die Bank ſchleppt. —

Cheskel iſt kein Dieb, — ſagte hierauf Jittele, — nein, das iſt nicht wahr, ein Thunichtgut iſt er, das iſt wahr, das ſagt mein Vater ſelbſt, aber ein Dieb iſt er nicht, und er hat den Löffel nicht genommen, mein Vater ſagt's.

Und wie ſo iſt der Löffel in ſein' Taſch hineinkommen? — fragte Ruben verwundert.

Mein Vater ſagt, — entgegnete das Mädchen, — der Zizesbeißer muß den Löffel mitgebracht haben und hat ihn ihm, wie er's nicht geſehen hat, von hinten in die Taſch' hineingeſteckt.

Und warum geht Dein Vater nicht hin und ſagt das beim Vorſteher, daß man ihn herauslaſſen ſoll? — fragte Ruben weiter.

Mein Vater ſagt, — belehrte ihn das Mädchen, — wenn er ein reicher Mann wäre, möcht' er's dem Vorſteher und dem „Zizesbeißer" ſchon weiſen, wer er iſt, aber ein armer Mann, der kein Geld hat, muß ſich leider Alles gefallen laſſen und darf nicht mucken.

Und was werden ſie Cheskel in dem Gefängniß thun? wird er Schläg' kriegen? fragte der Knabe mit einem ſauern Geſichte, in welchem ſich deutlich die ſchmerzliche Erinnerung an das „Herüberlegen" ausdrückte. Das Mädchen aber ſprach:

Das iſt es ja, warum ich wein'! Mein Vater ſagt, die ganze Geſchichte mit dem Löffel iſt gar nicht wahr, und ſie haben ihn nur gefangen damit, daß er nicht weglaufen ſoll, weil ſie ihn wollen zu den Soldaten geben.

Das ganze Gewebe menſchlicher Bosheit, Liſt und Tücke und die Ohnmacht, ſich aus den Schlingen dieſes fein geſponnenen Netzes zu befreien, that ſich vor dem Gemüthe des Knaben auf. Er fragte nichts weiter. Es

beherrſchte ihn eine Fluth von Phantaſiegebilden, die in ſeinem Kopfe hin und her jagten. Die Kinder gingen ſtille neben einander hin und endlich ging jedes nach Hauſe.

Was thut man Einem denn, wenn Einer Soldat wird? fragte der Knabe ſeine Mutter, nachdem ſie ſich mit demſelben zu dem beſcheidenen Mittagstiſch geſetzt hatte.

Wie kommſt Du drauf, Ruben-Leben? fragte die Mutter dagegen.

Weil ſie Cheskel gefangen haben, daß er ein Soldat werden ſoll.

Weißt Du das auch ſchon? wer hat Dir das geſagt?

Jittele hat mir geſagt, das mit dem Löffel iſt gar nicht wahr; ſie wollen ihn nur zu den Soldaten geben.

Hundert Jahr ſollſt Du leben, ja!

Wird man mich, bis ich werd' groß ſein, auch fangen?

Meinen Feinden geſagt! nicht ſollen ſie's erleben!

Haſt Du denn Geld?

Was fragſt Du heut als lauter ſolche Sachen?

Weil Jittele geſagt hat, wer kein Geld hat muß ſich All's gefallen laſſen und darf nicht muckſen. Haſt Du denn Geld? wiederholte der Knabe mit unbeſchreiblicher Wehmuth.

Gott wird ſchon helfen, bis die Zeit kommen wird. In zehn Jahr kann ſich in der Welt viel herumdreh'n; wenn Gott will, kannſt Du noch reicher werden, wie Maier Wollhändler. Thu nur fleißig beten und gut lernen und alleweil gut und fromm ſein; Gott wird Dich nicht verlaſſen, er verlaßt kein Waiſenkind; ein Waiſenkind hat kein' beſſern Annehmer, wie an ihm.

So hatte die Mutter den Knaben beſchwichtigt. Nicht ſo gut gelang es ihr ſich ſelbſt zu beruhigen. Die Worte, die der „Zizesbeißer" an jenem Tage, da er ihr den menſchenfreundlichen Beſuch gemacht hatte, geſprochen, tauchten durch die Fragen des Kindes herbeigerufen, lebhaft in der

Erinnerung des armen Weibes auf, und ſie fühlte nur zu ſehr die Wahrheit deſſen, was Zittele ihrem Ruben geſagt hatte, wie ſich nämlich ein armer Menſch Alles gefallen laſſen müſſe.

Sie wurde aber aus ihrem düſtern Gedankengange aufgerüttelt und mußte lächeln, als der Knabe plötzlich aufſprang und ſagte: Mutter-Leben weißt Du was? ich will ein reicher Mann werden; und weißt Du, wie ich das machen werd'?

Wie? fragte die Mutter.

Thu mich in die Lehr'! werd' ich mir viel Geld verdienen, und wenn ich werd' groß ſein und ſie werden mich fangen, werd' ich viel Geld haben und brauch' mir nichts gefallen zu laſſen.

Du biſt ja erſt neun Jahr alt, wendete die Mutter ein, bis nach dem dreizehnten Jahr zu geſund, wenn Du wirſt Luſt haben in die Lehr zu gehn, iſt gut; und was wirſt Du denn wollen lernen? Schneider?

Nein!

Was denn? Schuſter?

Auch nicht.

Was willſt Du denn lernen, Tiſchler, Schloſſer?

Das Alles nicht, weißt was, gib mich zum Bäck.

Das heißt ein Einfall!

Ja, da kann man am meiſten viel Geld verdienen, wenn alle Leut' kommen Brod kaufen und Semmel und Kipfel und allerhand „Gebacht's". Weißt, Brod kaufen alle Leut' und alle Tag', und ich kann Dir doch dabei am beſten helfen. Ja, wirſt mich laſſen?

Nu wart nur, wir haben ja noch Zeit, jetzt biſt Du neun Jahr alt.

Nein, thu mich gleich. In „Cheder" hab' ich ſchon genug gelernt!

Das braucheſt Du noch! das gehöret Dir noch drauf

zum Bäck in die Lehre zu kommen, man heißt Dich ſo ſchon in der ganzen Gaſſ' Schmule Mad; dann werden ſie Dich noch mehr heißen, wenn Du da mit einem weißen Fürtuch vorne in der Tonne das Brod herumkneten wirſt.

Sollen ſie mich heißen, entgegnete der Knabe, ich mach' mir nichts draus, ich ſchäm' mich nicht, und thu was ich will, ſollen ſie mich heißen, wie ſie wollen. Geh Mutter-Leben, thu mich zum Bäck.

Und nachher, ſagte die Mutter, meinſt Du denn das viel Geld was da eingeht für Semmel und Kipfel und Brod, das gehört als Dir? das g'hört ja dem Bäcker, Du nimmſt's nur ein, mußt's aber in's Lädele hineingeben, nicht ein Kreuzer darfſt Du davon behalten.

Das macht nichts, wendete der Knabe ein, aber nachher bis ich groß bin, dann bin ich ſelber Bäck und nachher gehört als das Geld mir, was ich einnehme, und ich brauch mir dann nichts gefallen zu laſſen, von keinem nichts.

So wurde die Sache zwiſchen Mutter und Kind, wie beim Spiel der Ballen, immer hin und hergeworfen, und man kam zu keinem Entſchluſſe. Erſt einige Monate ſpäter erzählten ſich die Kinder im „Cheder" zwei Neuigkeiten. Der „Sündenverzeiher" war zum Militär abgeführt worden, das war die eine, und Jittele ſagte gefaßt, ſie habe das ſchon lang gewußt; die andere betraf unſern Ruben; denn die Kinder erzählten ſich, Schmul Mad wird nicht mehr in Cheder kommen, er hat ſchon die ganze Gelehrſamkeit ausgelernt, er iſt zum Bäck in die Lehr' gethan worden und dort wird er erſt recht Schmul Mad ſein können.

Zwei Menſchen waren in eine neue Lebensſphäre eingetreten. Cheskel trug bereits das ihm längſt prophezeihte weiße Frackel und einen ſchweren Tſchako auf dem Kopf.

Während er in Brünn in den ersten Anfängen des Waffenhandwerks einexercirt wurde, erhielt Ruben zu Hause eindringliche Belehrungen über die verschiedenen Getreidearten und Mehlsorten von Seiten des Bäckermeisters. Diese Erkenntniß sagte der Neigung Rubens ungemein zu; an den Auseinandersetzungen über Roggen- und Weizenmehl, über Gerste u. s. w. über die Art der Mischung dieser Sorten, so wie über die Weise der Zurichtung zu den verschiedenen Brodgattungen und Luxusbäckereien, fand er großes Behagen, er fühlte sich in die selige Zeit zurückversetzt, da er in ungebundener Freiheit mit Thereska im Walde herumstrich und von ihr die ersten Belehrungen über die verschiedenen Schwämme, Kräuter und Wurzeln erhielt. Sein Meister war ein tüchtiger Mann und machte sich die Unterweisung des eifrigen Knaben zu einer Gewissenssache. Er prägte ihm den Gedanken ein, daß das Brod heilig sei, daß es das unentbehrlichste Nahrungsmittel abgebe, es sättigt den Armen und der Reiche kann es nicht entbehren, sagte er, eine Ansicht, die Ruben so bekannt vorkam, als ob er sie sonst schon wo gehört, oder gar als ob er selbst sie bereits ausgesprochen hätte. Der Meister zeigte dem Knaben, wie hoch das Brod auch vom Volke in Ehren gehalten werde. Trittst Du in ein Bauernhaus, belehrte er ihn, da find'st Du immer den Laib Brod und das Messer auf dem Tische liegen, und wenn Dir der Bauer oder die Bäuerin das Brod anbietet, so unterlaß es ja niemals Dir ein Stück abzuschneiden und zu essen, auch wenn Du gar keinen Hunger hast. Wer das unterläßt, der beleidigt das Hauswesen des Bauers, denn er verachtet die Grundlage, auf dem sein Hauswesen ruht. Der Bauer weiß ganz gut, daß Du sein Brod nicht brauchst, daß Du nicht darum zu ihm kommst, wie der Bettelmann, der darauf wartet, aber er bietet Dir's an als eine Ehre, die er Dir erweisen will, und diese darf der Mensch nicht zurückstoßen. — Der

Meiſter wollte noch fortfahren, da ſagte Ruben: Darf ich auch was ſagen?

Gewiß, red' nur frei 'raus, von der Leber weg, Du biſt jetzt hier daheim und darfſt kein' Rückhalt machen aus dem, was Du denkſt, ermunterte der Lehrherr.

Bei uns Juden iſt ein Brauch, erzählte der Knabe nun, daß man Brod nicht auf die Erde werfen darf. Die Mutter ſagt alleweil, Gott'sgab' darf man nicht auf die Erde werfen, und die Bröſelein, die beim Schneiden herunterfallen, die muß man alleweil ſehr gut aufklauben, daß man nicht darauf treten ſoll, denn das iſt ein' Sünd', auf Gott'sgab' herumtreten.

Das iſt ſehr ſchön, erwiderte der Meiſter, ihr Juden habt überhaupt ſehr viel ſchöne Bräuch', man muß nur die Sach' recht anſchauen, dann verſteht's Einer ſchon, und ſo das Pack, was alleweil auf die Juden ſchimpft, das kennt die Sach' nur von Weitem und kümmert ſich nicht d'rum, ob's auch recht ſieht, oder nicht. Und guck, mir iſt grad' recht, daß Du als Judenbub zu mir in die Lehre kommen biſt. Mir iſt's ſchon recht, daß einmal einer von eurer „Gaſſ'" was andres werden will, als ein Dorfgeh'r, der nichts kann, als den Pinkel hin- und hertragen. Du wirſt rechtſchaffen arbeiten, ſchwitzen wirſt genug, aber dann wirſt auch einmal ein tüchtiger Geſell werden, dann wirſt Dir die Welt anſchau'n, denn ein „Geſell" nimmt ſein Ränzel auf'n Rücken und geht fort in die weite Welt hinein und überall iſt er daheim, wie ein Soldat, und dann kommſt einmal zurück mit ein paar erſparten Gulden in der Taſch' und biſt ein ſchmucker Burſch, wirſt Meiſter, kriegſt ein ſchön's Mädel und biſt der glücklichſte Menſch von der Welt.

Und brauch mir von kein' was gefallen laſſen, ergänzte der Knabe und helf meiner Mutter, daß ſie ſich nicht plagen muß.

Schau, das iſt rechtſchaffen und brav von Dir, ſprach der verſtändige Lehrherr weiter, daß Du alleweil auch an Dein' Mutter denkſt. Sie iſt eine ſehr gute Frau und verdient's um Dich; ſie hat etwas ſo fromm Chriſtliches in ſich, wie man ſich bei uns die Mutter Gottes denkt.

Hat denn Gott auch eine Mutter? fragte der Knabe überraſcht.

Ja, jetzt weißt, das war eigentlich gefehlt von mir, daß ich das zu Dir geſagt hab', denn das kannſt Du nicht verſteh'n, und ich kann's Dir nicht erklären, denn verſteh'n thu ich's ſelber nicht; aber weil ich ſchon davon was geſagt hab', ich red' nicht halb, ſondern immer ganz, alſo, wir Chriſten glauben an die Mutter Gottes, ihr Juden nicht; aber das macht weiter nichts, von deswegen kann der Jud' ein eben ſo guter Menſch ſein, wie der Chriſt, denn wer Recht hat, das weiß man alleweil doch nicht, weil kein Menſch in Himmel nauf gehn kann und zuſchauen, wie's eigentlich wahr iſt.

Ruben wollte ſchon einwenden, daß er im Himmel geweſen iſt, aber er unterließ es, denn er hatte ſich ſchnell beſonneu, daß er vom Himmel nichts zu erzählen wiſſe und er konnte ſich an gar nichts mehr erinnern, was er im Himmel geſehen hatte, deshalb ſagte er blos: Wenn Gott eine Mutter hat, ſo iſt's mir lieber.

Warum denn? fragte der Meiſter.

Weil er dann ſein' Mutter gewiß ſehr gern' hat und wenn mein' Mutter ſo iſt, wie ſein' Mutter, dann thut er mein' Mutter auch nichts.

Weißt! ſagte der Lehrherr, ſo was mußt nicht reden, das heißt, mir kannſt es ſchon ſagen, aber zu kein' Andern darfſt ſo was reden; denn wenn Dich die Leut' ſo da her reden hören, dann glaubens, als daß ich Dich vielleicht anreizen thu, daß Du Dich taufen laſſen ſollſt. Und das mag ich nicht.

Der Meiſter ſuchte nun dem Geſpräche, welches ſich weit ab von dem eigentlichen Ausgangspunkte verlaufen hatte, eine Wendung zu geben, wodurch es in das urſprüngliche Geleiſe wieder zurückkehrte. Er unterwies den Knaben nun in allen Arten von Fälſchungen, die man mit dem Mehl vornehmen kann, wodurch man ein billigeres Brod herſtellt und einen größern Gewinn erzielt.

Ja aber darf man das? — fragte der Knabe.

Nein, — lautete die beſtimmte Antwort, — ich hab' Dir's auch nicht deshalb geſagt, daß Du's ſelber machen ſollſt und mir etwa Wicken, die für die Pferd' gehören, unter's Roggenmehl miſcheſt. Ich hab' Dir's nur gezeigt, daß das geſchieht, um Dich darauf aufmerkſam zu machen. Denn kennen mußt Alles; grad' deswegen, damit daß Du's nicht machen ſollſt, mußt wiſſen, wie's gemacht wird.

Und macht das ein Anderer ſo? — fragte der Knabe weiter.

Jetzt! Lumpen gibt's überall, ob einer das oder das iſt, und ſo muß halt unter den Brodbäckern auch Lumpen geben, die das Brod verderben. Wer ehrlich iſt und ein gut Gewiſſen hat, der thut's freilich nicht. Bei mir wirſt nichts Schlecht's vor Dir ſehen, und wenn Du einmal Dein eigener Herr ſein wirſt, halt's nur ſo mit der Welt, wie ich es halt, und Du wirſt genug Profit haben und dabei ruhig ſchlafen können.

Die Belehrungen des Bäckermeiſters waren für Ruben von dem wohlthätigſten Einfluſſe. Wenn er deſſen Freundlichkeit mit der Art und Weiſe des Lehrers verglich, aus deſſen Schule er eben gekommen war, ſo erſchien ihm der Lehrherr wie ein überirdiſcher Menſch, und doch wieder ſo bekannt und vertraut, daß er ohne Scheu Alles gegen ihn vorzubringen wagte, was er wiſſen wollte, während er beim Lehrer ſich niemals getraut hatte, unaufgefordert ein Wort zu ſprechen.

In die freudige Stimmung, welche ſeine Thätigkeit in ihm hervorrief, miſchte ſich ein leiſer Schmerz; es that ihm wehe, daß er ſeiner Mutter nicht mehr wie bisher in Allem und Jedem beiſpringen und zur Hand ſein konnte. Wohl widmete er ihr noch all' ſeine freie Zeit, aber dieſe war ihm kärglich zugemeſſen, ſein Geſchäft forderte unausgeſetzte Thätigkeit. Auch mit Thereska und Jittele konnte er jetzt nicht mehr, wie ehedem, verkehren, er ſah ſie faſt nur, wenn ſie kamen, um Brod oder Semmel zu kaufen. Aber er hatte den Troſt, daß die beiden Mädchen oft zu ſeiner Mutter kamen, und ihr an ſeiner Statt manche Hilfe leiſteten. Die beiden Mädchen hatten ſich ſeit der Zeit, da er in die Lehre eingetreten war, feſter und inniger an einander geſchloſſen, ſie ſuchten ſich gegenſeitig, ſie fühlten das Bedürfniß gegenſeitiger Theilnahme, und ſo ſetzten ſie oft im Geiſte den Verkehr mit dem Freunde fort, den ſie jetzt nicht mehr beſtändig bei ſich haben konnten. Früher waren ſie einander eher ausgewichen; die eine war auf die andere eiferſüchtig. Jede wollte ihn für ſich allein, wollte ihn ganz haben und gönnte der andern keinen Theil an ihm. Jetzt war es anders geworden, ſie hatten ihn beide nicht mehr und dies bewirkte raſch Ueberwindung jeder Selbſtſucht und feſten Anſchluß an einander.

Ruben zeigte ſich im Geſchäfte in jeder Hinſicht tüchtig. Sein Lehrherr war mit ihm zufrieden und konnte ſich in vielen Stücken auf ihn verlaſſen. Im Winter ging der Junge mit einem Pfeiferl durch die Gaſſen und pfiff recht luſtig trotz Schneegeſtöber und Eiszapfen. Der Pretzelbub! der Pretzelbub! riefen die Kinder auf dem Markt, wenn ſie ihn ſahen; in der „Gaſſe", zu der er eine beſondere Beziehung hatte, nannte man ihn anders: Schmul Mad tragt Pretzen herum! ſagten die Kinder, wenn ſie ihn erblickten oder pfeifen hörten.

Ruben verſchwanden die Lehrjahre ſchneller als er ge-

dacht hatte, und als die Lehrzeit vorüber war, da waren auch die beiden Mädchen, die ſeine erſten Lehrerinnen waren, aus der Schule entlaſſen. Thereska konnte nun wacker auf dem Felde zugreifen, wenn ſie mit ihrer Mutter daſelbſt gebraucht wurde. Jittele war groß genug, um zu Hauſe die Wirthſchaft zu führen, denn ihre Stiefmutter war inzwiſchen geſtorben und für Ruben war die Zeit gekommen, die ihm ſein Meiſter wiederholt als die köſtlichſte geſchildert hatte; er wurde als Geſelle freigeſprochen und ſollte nun ſeine Wanderſchaft antreten.

Ruben war noch nicht ganz dreizehn Jahr alt, als er Geſelle wurde; er war von drängender Wanderluſt erfüllt. Die Mutter hätte ihn gerne noch einige Zeit, wenigſtens bis über die „Barmizweh“ (Confirmation) bei ſich behalten; Ruben aber redete ihr dies aus, indem er ſagte: Wenn ich früher weggeh', ſo komm' ich auch wieder früher zurück, und dann bin ich ſtärker und kann Dir noch beſſer helfen!

So war denn der Tag ſeiner Wanderfahrt für den nächſten Sonntag beſtimmt. Die paar Tage, die er noch zu Hauſe zuzubringen hatte, wollte er aber auch beſtens verwenden, und die Mutter, obwohl an ſeine Art der Hilfleiſtung gewöhnt, ſtaunte dennoch nicht wenig, als er ſich Donnerſtag Nachmittags das Geſchirre nahm und damit weggehn wollte.

Wohin willſt Du damit?

Zum Fluß hinunter!

Ruben-Leben, weißt Du nicht, wie man Dich alleweil heißt? Du biſt ja jetzt ſchon kein Kind mehr, Du biſt ja ein großer Jung'; Du mußt ja anfangen auf die Ehre zu halten.

Ich hab' Dir ſchon geſagt, ich mach' mir aus dem Allen nichts d'raus. Bei ſich ſelber muß man Ehre haben. Mein Meiſter ſagt alleweil: Thue recht und ſcheu' Niemand! — und Recht hat er. Sollen ſie mich heißen, wie ſie wollen.

Er ließ ſich's auch nicht wehren, mit dem Küchengeſchirre zu dem Fluß hinunterzugehen und dort mächtig zu ſcheuern und zu reiben. Leſer von einigem Gedächtniß erinnern ſich leicht, daß wir Ruben in dieſer Situation bereits geſehen und daß wir ihn oben am jenem Donnerſtag Nachmittag beim Fluſſe mit den Mädchen um die Wette arbeitend verlaſſen haben, als wir daran gingen, die Geſchichte ſeines Lebens zu erzählen.

Er mußte ſich da beim Fluſſe von den ſchäkernden Mädchen gar manchen Spott und manche Neckerei gefallen laſſen. Daß er dabei nicht anders, als „Schmul Mad" angeredet und geheißen wurde, iſt ſelbſtverſtändlich; aber wir kennen bereits ſeine Grundſätze, er machte ſich nichts draus; indeſſen freute es ihn doch, daß er auch einige Töne der Herzlichkeit durch das verwirrende Geſpötte und neckende Gelächter durchklingen hörte. Manches der Mädchen war mit ihm an dieſem Tage freundlicher und zutraulicher als je, und fragte ihn während der Arbeit über dies und jenes, wo er zunächſt hingehn werde, und ob er ſich darauf freue in die Welt zu gehn und ob er manchmal auch zurückdenken, und wie lang er ausbleiben werde und dergleichen mehr. Aehnliche Fragen theilnehmender Neugierde und neugieriger Theilnahme wurden auf dem Heimwege, da er das blankgeputzte Blech- und Kupferzeug nach Hauſe trug, auch von einigen Frauen, die vom Fiſcheinkauf mit beladenen Körben heimkehrten, an ihn gerichtet. War er in der „Gaſſe" von jeher als komiſche Figur ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit, ſo war er es jetzt, da er in die Welt gehen ſollte, nur um ſo mehr. In der ganzen „Gaſſe" ſprach man von „Schmul Mad".

Für jüngere Kinder wurde er von den Müttern und ältern Geſchwiſtern als Vorbild, wie als Schreckbild verwendet, je nachdem man es brauchte. Und wenn jede Sach' zwei Seiten hat, warum ſollte er nicht auch zwei Seiten haben!

War ein Kind unfolgsam, nachläſſig, dann ermahnte man zur Folgſamkeit und zum Fleiß mit dem Hinweiſe auf „Schmul Mad", wie der ſeiner Mutter in allen Stücken zu Dienſten ſei und wie er ſich plage, daß ſie ſich nicht die Jahr herunterzureißen braucht. Hatte ein Knabe dagegen Gelüſte, öfter in die Küche zu kommen und die Mutter wollte es nicht leiden, ſo war die ſtehende Redensart: Marſch hinaus aus der Küch'! Willſt auch ein „Schmul Mad" werden, wie Ruben Fradeles?

Mit wenig Koſtbarkeiten beladen zog Ruben in die weite Welt; die Mutter hatte ihm einige neue Hemden gemacht, an denen Jittele nähen geholfen. Neben dem Wanderbuch lag ein Gebetbüchlein und ein Beutelchen mit „Tfillin" (Gebetriemen). Jittele hatte es verfertigt. Ein anderes Beutelchen hatte er von ſeinem Meiſter erhalten, es war ein Lederbeutelchen und drinnen waren einige Silbermünzen; außerdem mußte er vom Bäckermeiſter noch einen Laib Brod mitnehmen als erſte Zehrung auf den Weg. Die Meiſterin, der er manchen Dienſt geleiſtet, der juſt nicht zum Bäckergeſchäfte gehörte, bedachte ihn ebenfalls mit einem Andenken. Sie gab ihm einige nöthige Utenſilien, die ſie für ihn beſonders eingekauft hatte, auf den Weg mit und ermahnte ihn dabei, ſtets etwas auf ſich zu halten und ſauber her zu gehen. Es war ein kleiner Spiegel, einige Kämme und Kopfbürſten, Kleider- und Stiefelbürſten, ein Pomadentigel, Stiefelwichs und mehre andere Kleinigkeiten, wie Nähnadeln, Zwirn u. ſ. w., worauf nur die vorſorgliche Verſtändigkeit einer erfahrenen wackern Hausfrau bedacht iſt. Thereska ſchenkte ihm einen Stahlring, den ſie von ihrer Mutter hatte und bat ihn, denſelben nicht zu verlieren, was er heilig verſprach. Dorotka bedauerte ihm nichts geben zu können, da ſie ſelbſt nichts habe. Ruben aber hatte ihr die kluge Antwort gegeben, daß er von ihr am allermeiſten beſchenkt worden ſei, denn

ſie habe ihn zuerſt zur Arbeit angetrieben und ihm die Augen geöffnet, die er fortan allzeit offen behalten hat.

Die Mutter und die zwei Mädchen hatten ihn am Sonntag Morgen eine Strecke Wegs das Geleite gegeben. Sie gingen nicht den Fahrweg, ſondern quer über die Wieſe hin gegen die Krautgärten. Als ſie da anlangten, ſagte Ruben: So, bis daher, jetzt aber geht zurück!

Die Mutter wollte noch nicht und die beiden Freundinnen auch nicht, und ſo gingen ſie noch weiter, die Krautgärten durch, ſchweigſam, in heiligen, erhebenden Gedanken. Die Morgenglocke läutete zur Kirche; von den umliegenden Dörfern kamen Bauern und Bäuerinnen zur Kirche nach dem Städtchen. Die Bauern entblößten den Kopf und machten das Zeichen des Kreuzes. Thereska hielt eine Weile ſtill und ließ die anderen vorausgehen. Sie betete für Ruben und für eine glückliche Fahrt durch die weite Welt. Als ſich die anderen umſahen, kam ſie raſch herbeigeſprungen. Ruben ſah ſie ſcharf an, er ſah eine Thräne in ihrem Auge. Er reichte ihr die Hand und ſprach: Thereska! da — denkſt Du noch daran — da auf dieſem Ort! — Mehr konnte er nicht hervorbringen, die beiden lagen einander in den Armen und weinten. Die Gruppe ſtand ſtill; es war ein ergreifendes Bild; die glänzend ſich erhebende Sonne blickte freudig auf dasſelbe nieder.

Jetzt kehrt aber um! drang Ruben. Er nahm von der Mutter und den beiden Mädchen mit herzlichen Küſſen Abſchied und riß ſich dann aus ihren Armen los. Die Zurückbleibenden ſtanden noch lange da und ſchauten ihm nach mit Freude und Trauer im Herzen. Als er an einer Biegung des Weges angelangt war, wo er unter einem Gebüſche verſchwinden ſollte, da hörte er noch ſeinen Namen rufen; er wendete ſich um, ſie winkten einander noch die letzten Grüße zu, und fort war er, verſchwunden aus dem Geſichtskreis.

Die Mutter und Jittele weinten ſtille, indem ſie den Rückweg antraten, aber Thereska ſagte: Jetzt machet als kein Geflenn, der Ruben iſt nicht geſtorben, er geht ja nur ein Biſſele in die Welt hinein ſpazieren, und wenns ihn nicht mehr g'freut, ſo kann er ja wieder zurück kommen. Richtig, Ihr habt ihm doch ſicher aufgetragen, daß er einmal auch Brief ſchreiben ſoll. Wozu iſt er denn in der Schul geweſen? und wozu hat er ſchreiben gelernt; jetzt kann er's zeigen, und jetzt wird er's auch wiſſen, wozu es als gut iſt, wenn Einer was gelernt hat.

Die Mutter blieb einſam zurück im gewohnten beſchränkten Kreiſe ihrer häuslichen Thätigkeit, aber bei jedem Schritte, den ſie that, empfand ſie die Lücke, welche der Davoneilende zurückgelaſſen. Zum Mittagbrod hatte ſie weniger zuzubereiten, den Tiſch brauchte ſie nur für ſich allein zu decken, Alles erinnerte ſie daran, daß Einer fehle, der früher dageweſen. Die zwei Mädchen ſuchten ihr die Einſamkeit erträglich zu machen; aber ſelbſt dieſe Freundlichkeit und Dienſtfertigkeit erinnerte nur allzeit an den, dem ſie ſie zu danken hatte. Ruben hingegen ging mit ſeinem Ränzlein in die Welt hinein, und bei jedem Schritte, den er that, öffnete ſich ihm in dieſer eine neue Ausſicht. Es war ein frohes Gefühl, das ihn belebte und ſeinen Schritt beflügelte. Er gab ſich nicht weichſelig dem Schmerz der Trennung hin, wie lieb er ſeine Mutter und die beiden Mädchen auch hatte; er fühlte die Nothwendigkeit ſich auf eigene Füße zu ſtellen, und er koſtete jetzt zum erſten Male bereits den Vorgeſchmack jener Selbſtändigkeit, die in ſich ſelber feſt ruhend, nicht leicht von dem Andern aus ihrer Gleichgewichtslage gebracht werden kann.

Schon als er auf ſeiner Wanderſchaft in das erſte Dorf kam, war es ihm eigenthümlich froh zu Muthe. Wie

ganz anders fand er ſich da, als zu Hauſe. Von allen dieſen Leuten, ſagte er ſich, kennt Dich Keiner und Du kennſt wieder Keinen; hier heißt es, ſich ſelber helfen und auf eigenen Füßen ſtehn, und als er vollends in's Wirthshaus eintrat und ſich ein Glas Bier geben ließ, dünkte es ihm herrlich, wie gut eigentlich die Welt eingerichtet ſei.

Es war eben eine Schlägerei vorüber, wie das in den Dorfwirthshäuſern nicht ſelten vorzukommen pflegt, die damit endete, daß ein Betrunkener, der ſeinen Rauſch nicht bezahlen konnte, zur Thüre hinausgeworfen wurde. Ruben wunderte ſich über den Gleichmuth des Wirthes, der eben erſt noch voll von Zorn über den Hinausgeworfenen, ihm ſein Glas Bier mit einer Ruhe auf den Tiſch ſtellte, als ob gar nichts vorgefallen wäre. In der erſten Aufwallung des Mitleids wollte Ruben für den Betrunkenen die Zeche bezahlen; ſchon hatte er das Wort auf der Lippe, als es noch zur rechten Zeit durch die Bemerkung eines Andern zurückgedrängt wurde. Ein Bauer erklärte nämlich, daß der bucklige Kilian an dem Unglück des Betrunkenen Schuld ſei, der hab' ihn anfänglich immer frei gezahlt und habe ihn ins Trinken hineingebracht, und jetzt könne der Mattoſch das verfluchte Saufen nimmer ſein laſſen. Ruben fühlte, wie übereilt er habe handeln wollen, und ließ ſein Wort unausgeſprochen; dafür aber regten ſich in ſeinem Kopfe allerlei Gedanken: Ich bin doch hier ein ganz fremder Menſch, dachte er bei ſich, und der Wirth gibt mir das Bier her, und iſt freundlich mit mir, wie wenn ich ihm was zu befehlen hätt'! das Alles weil er denkt, daß ich mein Bier bezahlen kann; wenn ich's dann nicht bezahlen könnt', was möcht' er für ein Geſicht ſchneiden, er möcht' mich eben ſo gut hinauswerfen, wie den Bauer Mattauſch. Da ſeh' ich gleich, wie wahr es iſt, was Jittele mir von ihrem Vater nachgeſagt hat: Wenn einer Geld hat, brauch' er ſich nichts gefallen zu laſſen. Mit einer Art von Wohl-

behagen nahm Ruben einige Kreuzer aus der Taſche und fragte nach ſeiner Schuldigkeit, und als ihm der Wirth beim Weggehen ſein Ränzlein, das er während des Trinkens abgeſtellt hatte, ſelber auf den Rücken half, da konnte er ſich gar nicht genug wundern, was die Menſchen alles für Geld thun. Hat er denn das Bier umſonſt? fing Ruben auf dem Wege zu philoſophiren an, er muß doch das Bier eben ſo gut kaufen, wie ich es von ihm kaufe, nur hat er's vom Bräuhaus wohlfeiler, und hat ſeinen Gewinn dabei. Und wie viel kann er da an mir gewinnen bei meinem Glas Bier? ſag' gar einen ganzen Kreuzer, und dafür bedankt er ſich bei mir und bedient mich, wie wenn er mein Diener wär! Ruben mußte ſich beſinnen, daß dieſe ganze Prozedur für ihn ja eigentlich nichts Neues ſei, er habe ja dasſelbe eigentlich beim Bäckermeiſter auch Tag für Tag vor ſich geſehen und es ſei ihm gar nie aufgefallen. Der Bäckermeiſter, dachte er alſo weiter, kann doch bei einer Kreuzerſemmel nicht einmal einen Pfennig gewinnen, und doch muß er gegen jeden Einzelnen freundlich thun! Die Menge macht es aber aus, die Menge iſt es, denn aus allen dieſen einzelnen Semmeln und einzelnen Gläſern Bier kommt dann ein Gewinn heraus, da davon man ſich Häuſer kaufen kann. So lange er ſelber beim Bäckermeiſter war, iſt ihm eine ſolche Betrachtung nicht eingefallen, jetzt beim erſten Schritte aus dem gewohnten Daſein in die fremde Welt ergab ſie ſich auf den erſten Augenblick. Ganz natürlich. Zu Hauſe war man eben ſo gut für geringen Verdienſt gegen Jedermann höflich, wie hier im Wirthshauſe; aber zu Hauſe war man es eben gegen alle andern Leute, nur nicht gegen ihn; daher fiel es ihm nicht auf. Hier betraf die Höflichkeit ſeine eigene Perſon, flugs war ſie ihm aufgefallen. Menſchen, die nicht aus Büchern ihre Weisheit ſchöpfen, lernen ſie aus dem Leben; aber im Leben lernen heißt erfahren, und der Menſch erfährt nur das eigentlich, was

ihn ſelbſt betrifft. So hatte der erſte Schritt aus dem Hauſe ihn zu einer Betrachtung angeregt, die er in mehreren Jahren daheim nicht hätte machen können.

Er ging nun fröhlich ſeines Wegs dahin und ſchüttelte von da an in mancher Herberge den Staub vom Fuß. Sein Ziel war vorläufig die Landeshauptſtadt; er wollte nach Brünn, um da als Geſelle einzuſtehen. Aber neben dieſem äußern Ziele trug er noch ein anderes Ziel in der Bruſt, ein Ideal, das ihm vorſchwebte, und deſſen Verwirklichung er ſein Leben zu widmen beſchloß. Das Ideal, das ihm vorſchwebte, war, einmal ſo heimkehren zu können, daß er ſich auch zu Hauſe von Niemand etwas gefallen zu laſſen brauche; und da er von ſeiner Freundin die richtige Lehre erhalten und auch bereits aus eigener Erfahrung bewährt gefunden hatte, daß dies dem Armen nicht möglich ſei, ſo nahm er ſich ernſtlich vor, reich zu werden. Ohne die mindeſte Habſucht, ohne jene Bedürfniſſe, zu deren Befriedigung Andern das Geld unentbehrlich iſt, ſehen wir den jungen Menſchen ſeine Wanderung antreten, mit dem Vorſatz Geld zu erwerben, in gar keiner andern Abſicht, als daß er ſich von Niemand etwas gefallen zu laſſen brauche. Dabei war er der willfährigſte Menſch. So zeigt uns ſein äußeres Thun mit ſeinem innern Gefühlsleben zwei ſcheinbare Widerſprüche auf. Bei dem einzigen Trachten nach Freiheit von der Willkür Anderer, war er freiwillig der Diener eines Jeden, und ohne das Geld als ſolches auch nur im Geringſten zu ſchätzen und zu begehren, konnte er, wie erpicht er auf jeden Kreuzer war, für den größten Geizhals gelten.

Solche Widerſprüche aufzulöſen, wird meinen Leſern, die unſerm Ruben auf ſeinem bisherigen Lebensgange treulich gefolgt ſind, nicht ſchwer fallen. Das Geld an ſich hatte für ihn gar keinen Werth, denn er hatte bisher ohne daſſelbe ſorglos und glücklich gelebt und wußte noch nicht, daß ſich mit den Jahren auch die Sorgen einſtellen, und

die Bedürfniſſe mehren. Seitdem er aber von ſeiner Freundin und Lehrerin erfahren hatte, wozu das Geld berechtige, da erhielt es in ſeinen Augen einen wunderbaren Glanz und er ſtrebte darnach als nach einem Mittel ſeiner künftigen Freiheit; er hatte von Natur ein gut geartetes Gemüth und eine ſeltene Willfährigkeit. Er wäre nicht nur für ſeine Mutter, die er über alles liebte, ſondern auch für andere Menſchen in's Feuer gegangen; aber er war Augenzeuge der Gefangennahme des „Sündenverzeihers" geweſen, und dieſe Mißhandlung eines Menſchen hatte ſein kindliches Gemüth aufs tiefſte erregt und gegen die Gewalt der Mächtigen empört. Eine entſetzliche Furcht hatte ſich ſeiner Seele bemächtigt, es könne ein Tag kommen, wo es ihm ebenſo ergehen würde, wie es Cheskel ergangen iſt. Der Bitte eines Andern etwas zu verweigern, wäre ihm unmöglich geweſen; ſich aber auf Befehl eines Zweiten in ſeine Gewalt zu begeben, weil er der Schwächere ſei, davor ſchauderte er innerlich zuſammen, ſo oft er ſich einen ähnlichen Fall in ſeiner eigenen Zukunft lebhaft vor die Seele führte. Seine Freundin und Lehrerin hob ihn durch ihre Mittheilung, die ſie von ihrem Vater gehört hatte, über dieſe Angſt hinüber, da ſie ihm das Mittel der Selbſtändigkeit kennen gelehrt. So erzeugte ſich in Ruben neben dem unbändigen Freiheitsdrang oder beſſer durch denſelben eine Begierde nach Geld, die ihre Quelle keinesfalls in der Habſucht hatte.

Die Menſchen, mit denen er auf ſeinem Lebenswege zuſammentraf, konnten ihn allerdings zumeiſt nur nach ſeinem äußern Thun beurtheilen. Von einem auch nur ſcheinbaren Widerſpruch wurden ſie nichts gewahr; in's Herz konnten ſie ihm nicht hineinſehen und ſo hielten ihn denn die meiſten für pudelnärriſch gutmüthig, aber für knickeriſch und knauſerig, und wenn die anderen Geſellen ihn nicht dazu vermögen konnten, mit ihnen des Sonntags

im Wirthshaus zu zechen, so ließen sie sich nichts desto minder von ihm allerlei Dienste leisten, die er ohne Unwillen für sie übernahm.

Ruben war nämlich, nachdem er sich bis nach der Landeshauptstadt durchgefochten hatte, in Brünn bei einem Bäckermeister als Geselle eingestanden, wo er ziemlich viele Kameraden hatte, unter denen er der jüngste war.

Dem Meister war sein willfähriges Benehmen nicht entgangen, er verbesserte seinen Lohn, und während die anderen Gesellen ihren Wochenlohn gewöhnlich des Sonntags durch die Gurgel gejagt hatten, wanderten die Silberzwanziger bei Ruben in das Lederbeutelchen zu den Münzen, die er von seinem Lehrherrn als Andenken aufbewahrte. Der Meister stellte ihn nicht selten den übrigen Gesellen als Muster auf, wenn er bei einem oder dem andern irgendwie zur Unzufriedenheit Ursache hatte; er nannte sie oft liederliches Volk, das auf nichts denke, als an Fressen und Saufen und gern hätte, daß alle Tag Sonntag wär; der Ruben hingegen, der sei zwar nur ein Jud', aber mehr werth, als sie alle, der mache seinen Sabbath zum Wochentag und denke an die Zukunft. Man sieht's ihm an, daß ihm die Arbeit ein Vergnügen sei, und nicht eine bloße Last, die man abschütteln muß; das beste Brod und die besten Kipfeln seien diejenigen, die der Ruben mache, 's ist grad, wie wenn's gar nicht von demselben Teig geknetet wären, und am Sonntag, wenn sie nichts anderes wüßten, als in Beiseln umherzulungern, da sitze er oft still in seiner Kammer über einem Buch, was doch viel gescheiter ist, und wenn er sich einmal was vergönne, so ist's höchstens ein Ausgang in den Augarten zu der Regimentsmusik oder auf den Franzensberg oder sonst wohin, was ein Vergnügen ist, das kein Geld kostet.

In ähnlicher Weise hatte der Meister den Gesellen manchmal gepredigt, und die Folge davon war, daß Ruben

nicht sehr in ihrer Neigung stand. Zwar wagten sie's nicht, ihm offen etwas anzuhaben, aber sie spielten ihm versteckt desto lieber allerlei Schabernack, um ihm das gerade Leben auch ein bischen krumm zu machen.

Eines Sonntag Abends kam einer der Gesellen in das Beisel, wo er die andern zechend beisammen fand, schlug wild auf den Tisch und rief: Hol' mich der Teufel, jetzt ist's draußen. Ich hätt' meiner Seel selber niemals glaubt, daß der Jud so ein Duckmäuser ist und sich so verstellen kann, aber ich sag's Euch er ist ein Erzschelm, spielt vor uns allen und vor dem Meister alleweil den Heiligen und den keuschen Josef, thut wie wenn er Bier und Wein nicht riechen könnt, und dem Teufelskram auf hundert Meilen aus dem Weg geh'n möcht und lumpt da mit einem Soldaten herum, wo kein Mensch nichts davon weiß.

Von wem red't er denn, von Ruben? fragten Mehrere überrascht.

Von wem anders, als von dem Judas; ich hab' ihn ja selbst mit meinen eigenen Augen gesehen; jetzt soll der Meister nur wieder einmal predigen, ich werd' dem Duckmäuser schon ein's aufpelzen, daß es eine Freud' sein wird.

Der von Leidenschaft beherrschte, sieht ganz unscheinbare Handlungen im schwärzesten Lichte. So war es auch hier. Ruben saß in der That mit einem Soldaten in einer Kneipe, diese Thatsache ließ sich nicht verleugnen, nur war sie ungewohnt; aber eine kurze Aufklärung hätte jeden Verdacht seiner Kameraden, daß er etwa ein heimlicher Schlemmer sei, leicht zerstreuen können. Wer sollte ihnen jedoch diese Aufklärung geben? Ruben etwa? wußte er denn, daß jetzt über ihn ein streng Gericht gehalten wurde? er saß ja eben jetzt mit seinem Soldaten im lebendigsten Gespräche!

Ruben war eines Tages, da er sich gerade frei machen konnte, denn die Gesellen hatten wegen der unausgesetzten

Arbeit bei Tag und bei Nacht, die Verpflichtung, ſich gegenſeitig auszulöſen, nach ſeinem Lieblingsplatze, dem Augarten, gegangen, wo er ſich dem Eindrucke, den der herrliche Wald, die große Menſchenmenge und die Militärmuſik auf ihn hervorbrachte, willig hingab. Er war da eben in Gedanken verſunken, als er hinter ſich den Namen „Schmul Mad" rufen zu hören glaubte. Es entfiel ihm das Herz und ſeine Kniee wankten; er wagte nicht ſich umzuwenden und überredete ſich lieber, daß er ſich geirrt habe, jedoch der wiederholte Ruf: „Schmul Mad, Schmul Mad!" überzeugte ihn ſogleich, daß er nicht träume, ſondern wache, und daß der ihn neckende Kobold kein leeres Spiel ſeiner Einbildung, ſondern rauhe Wirklichkeit ſein mußte. Er faßte ſich raſch und ſprach zu ſich ſelber: G'rad nicht, und wenn er das Gallfieber kriegt! Das g'hört mir noch drauf, daß man mich hier in Brünn auch „Schmul Mad" heißen möcht. Er blieb feſt ſtehen, ohne ſich umzuwenden, als ob er noch nichts gehört hätte, aber der Boden brannte ihm unter den Füßen, und ſein Herz war zugleich von Zorn und Neugierde erfüllt. Da klopft es ihm endlich auf die Schulter und ſagte: Schmul Mad! biſt denn taub? ich hab' Dich ſchon zweimal gerufen! wie kommſt Du daher?

Ich heiß nicht Schmul, ich heiß Ruben, ſagte der Angeredete beſtimmt.

Und biſt kein' Mad mehr, biſt ein großer Jung geworden! ergänzte der „Sündenverzeiher"; denn Niemand anders war es, der ihn hier angerufen hatte. Das ironiſche Lächeln, mit welchem der Sündenverzeiher die letzten Worte begleitete, that Ruben wehe; er überflog ſchnell in Gedanken das tiefe Mitleid, das er für dieſen Menſchen ſeit der Stunde ſeiner Gefangennahme im Herzen getragen, und wie es dieſer ihm vergelten wolle, da er ihm den ſpöttiſchen Namen, mit den man ihn in ſeiner Heimath belegt hatte, auch hier aufbringen wolle. Dies Gefühl der Bitterkeit

ſteigerte ſich noch, als der „Sündenverzeiher“ in demſelben ironiſchen Tone fortfuhr: Seit wann biſt Du ſo ein großer Jung' geworden? wie lang' iſt's her, was Du das Geſchirr' abgerieben haſt?

Ruben erwiderte: Hör' an, Cheskel! ich könnte Dich auch, wie man Dich daheim heißt, „Sündenverzeiher“ heißen, aber ich thu es nicht, ich heiß' Dich bei Dein' ehrlichen, hörſt Du, bei Dein' ehrlichen Namen, ſag' ich; wenn Du mich heißen willſt, wie ich heiß', iſt gut; wenn aber nicht, geh' Du Dein' Weg und ich geh' mein' Weg. Ob ich ein großer Jung' bin oder nicht, das geht Keinen nichts an. Meinetwegen biſt Du ein größerer, hab' ich nur noch nachzuwachſen, aber was ich geſagt hab', hab' ich geſagt. Ich laß mich nicht mehr „Schmul Mad“ heißen, jetzt iſt eine andre Zeit. Wenn Du dazu zufrieden biſt, komm, und wir werden uns gegenſeitig verzählen, was wir zu verzählen haben!

Da haſt Du meine Hand drauf, ſagte der Soldat gutmüthig, daß ich Dich nicht mehr „Schmul Mad“ heißen werd', und biſt Du jetzt zufrieden?

Die beiden Landsleute hatten ſich gefunden und gingen nun mit einander fort. Der Soldat hatte den Vorſchlag gemacht, in eine Kneipe zu kommen, weil es ſich beim Glaſe Wein oder Bier beſſer plaudern laſſe, und ſo finden wir die Beiden denn in Wahrheit, wie ſie von dem Kameraden Rubens geſehen wurden, im traulichen Geſpräche.

Was fallt Dir ein, belehrte Cheskel den Jüngern, ich ſag' Dir, mein alter Feldwebel hat Recht. Der ſagt: Wer viel erlebt, hat viel gelebt, und wer viel gelebt, hat lang' gelebt. Mancher Menſch lebt lang' in kurzer Zeit und andere wiederum gibt es, die in langer Zeit gar nicht leben. Und nun ſollſt Du hören von ſeinem eigenen Hauptmann, bei dem er in Ankona in Italien Privatdiener geweſen iſt und wie er es ſelbſt von dieſem gehört hat, da wirſt Du

die Augen aufſpannen. Dieſer Hauptmann iſt nämlich daſelbſt tödtlich verwundet worden und geſtorben; vor ſeinem Tod aber hat er ſeine Lebensſchickſale erzählt.

Der Soldat erzählte nun dem neugierig horchenden Geſellen die Lebensſchickſale des merkwürdigen Hauptmannes und knüpfte, nachdem er ſie zum Ergötzen ſeines Zuhörers vorgetragen hatte, noch mehrere Schilderungen aus ſeinem eigenen Leben im Soldatenſtande während der Zeit, die er in Italien zugebracht daran.

Wenn man vielleicht annimmt, daß er dabei ein wenig ſtark aufgetragen, ſo wird man ſich von der Wahrheit nicht allzuſehr entfernt haben. Warum fragſt Du mich gar nicht, wie es daheim iſt, ſagte der Geſelle, indem er eine Pauſe in der Schilderung des Soldatenlebens benutzte, biſt Du denn auf gar nichts neugierig?

Wenn ich an daheim denke, antwortete der Soldat, rührt ſich mir die Gall' hundertmal im Leib' herum. Ich hätt' Dich gern auch etwas gefragt, aber ich hab' auf daheim gar nicht kommen wollen, denn Eins bringt doch das Andere, und ich hab' kein vergeſſigen Kopf.

Der Geſelle ſah ihm ſteif und feſt in die Augen, um zu ſehen, ob er den Blick werde aushalten können, und dachte bei ſich, der iſt entweder wirklich unſchuldig oder er iſt ſchon ſo in die Grundhöll' hinein verdorben, daß er gar kein „Scheu und Schäm" mehr hat. Der Soldat aber fuhr fort:

Was kuckſt mich ſo feſt an?

Nichts! ſagte der Geſelle, wie Du da ſo gered't haſt von daheim, bin ich auch ſo vom Hundertſten auf das Tauſendſte kommen, und da hab' ich ſo allerhand Gedanken und Erinnerungen.

Beide verſtummten. Sie ſaßen da und waren dennoch abweſend, aber wo ſie ſich im Geiſte hinverſetzten, da waren ſie doch wieder beiſammen.

Trink! ermahnte der Soldat endlich, Ruben aber ergriff deſſen Hand und ſagte: Cheskel! heut iſt es vorbei, ob es geſchehn iſt oder nicht, ſag' mir, mir kannſt Du's ſagen, wie war das damals mit dem Löffel?

Aha! — ſprang der Soldat wüthend auf, — ſiehſt Du ſchon, warum ich nichts von daheim wiſſen will. Du haltſt mich alſo auch für ein' Dieb.

Der Geſelle hatte Mühe, ihn zu beruhigen. Der Soldat fuhr fort: Die ganze Welt kann der „Heuteguter" (Teufel) holen, an Euch liegt mir alle nichts, was Ihr von mir denkt, Ihr ſeid alle lauter „Zizesbeißers", groß und klein, keiner red't ehrlich, wie er's meint, ich möcht' nur Eines wiſſen! Das nur, wenn ich wiſſen könnt'!

Was denn?

Du wirſt mir's grad' ſagen können, „Chamriel" (Dummkopf)!

Vielleicht doch!

Wenn ich nur wüßt', was mein Jittele von mir denkt? ob ſie auch meint, daß ihr Bruder ein Dieb iſt! — Dabei ſtanden dem Soldaten die Augen voll Waſſer.

Nein, ſagte Ruben, das denkt ſie nicht, und ich hab's auch nicht gedacht, aber jetzt ſeh' ich, daß Du ehrlich biſt.

Der kurz zuvor Erzürnte war jetzt weich wie Wachs.

Soll mich Gott ſtrafen! ſiehſt Du, begann er jetzt äußerſt wehmüthig, wenn ich von dem Löffel damals etwas gewußt, wie er mir in die Taſch' hinein kommen iſt. Der Wein, den ich da trink', ſoll mir zu Gift werden im Leib', wenn ich das weiß.

Schwör' nicht! ermahnte Ruben, ich glaub' Dir's ohne Schwur auch.

Nein, ſagte der Soldat, wie Du ſagſt, ich ſoll nicht ſchwören, glaubſt Du mir noch nicht recht, denn da fürchtſt Du noch als, ich ſchwöre falſch; grad nicht, ich muß ſchwören bei dem, was mir das Liebſte iſt auf der Welt. Bei

Jitteles Kopf! Nicht erleben ſoll ich, ſie wieder lebendig zu ſehen, wenn das wahr iſt, was mir der „Zizesbeißer“ aufgebracht hat; hinaustragen ſoll man ſie auf den „guten Ort“, juſt wie ich heimkomm', wenn ich den Löffel genommen hab'. Er wird's aber nicht geſchenkt haben, der alte Scheinheilige, ich werd' ihm ſchon einmal heimzahlen, er wird ein Vergnügen von ſich haben.

Haſt Du denn Jittele wirklich ſo gern? fragte Ruben ablenkend.

Dir kann ich's ſagen, entgegnete der Soldat, zwei Menſchen exiſtiren auf der Welt, für die möcht' ich durch Feuer und Waſſer geh'n, wenn's ſein müßt'.

Dein Vater und Jittele! fiel ihm Ruben in die Rede.

Der Soldat aber ſagte: Weit gefehlt! Mein Vater iſt mir ſo fremd wie ein Menſch, den ich in mein' Leben nicht geſehen hab', denn glaub' mir, heut bin ich in einem Alter, wo ich das verſteh' und einſeh'; er iſt zwar ein armer Menſch, aber er hätt' mich nicht müſſen ſo verkommen laſſen; es gibt noch mehr arme Leut', und ihre Kinder ſind anders gerathen, als wie ich geweſen bin. Er hätt' mich können in Dienſt geben, wo ich ein arbeitſamer Menſch geworden wär'; hätt' er mich laſſen ein Roßjung werden oder ein Trägler, als beſſer wie nichts. So hat er mich laſſen herumgehn für alle Leid' und hat ſich gedacht, lieg' Dir auf tiefe Löcher und Bein'. Das iſt kein Schnitt von einem Vater, an ihn denk' ich nicht. 's iſt noch ein groß Glück, daß ich Soldat geworden bin, und das, was in der „Gaſſ“ ein jedwidriger als ein Unglück betrachten thut, iſt für mich ein Glück, weil es zum Guten ausgeſchlagen iſt; denn ich kann ſagen, daß ich beim Militär erſt ein Menſch geworden bin, der etwas von ſich zu ſagen weiß. Und das hab' ich kein' Andern zu verdanken, als wie mein' Feldwebel. Das iſt ein Menſch, verſtehſt Du, den wünſcht' ich Dir zu kennen. Wenn man ihn anſieht, mit dem

großen Schnauzbart, meint man, er frißt einen im Kraut auf, aber ein feiner Menſch, der iſt mir lieber als Chriſt wie hundert Juden. Streng iſt er, das iſt wahr, und man muß ſich gut in Acht nehmen, daß man ſein' Sachen in Ordnung macht, Gott behüte, ich hätt' einmal meine Köpf am Frackel da ein Biſſele weniger glänzedig geputzt, da macht er keine lange Geſchichten, gleich laßt er die Bank herbringen und laßt einem ſeine Fünfe herunterzählen, daß Alles krachen thut, und da nutzt kein Schreien und kein Weinen, kein nichts, kleben thut es, weiter „poter aus" (punktum). Aber ein feiner Menſch dabei, er kann nicht ſehen, daß Einer dem Andern nur ſo ein „pitzele" (Stückchen) Unrecht thut, und auf die Juden! Gott ſollet in dem ſei Hilf' ſein, der ſich's thät einfallen laſſen, einen wegen ſein' Religion zu beleidigen. Da hörſt Du keine ſolche Stücklein wie in der Gaſſ'; Religion, das exiſtirt da gar nicht. Alle ſind gleich, alle ſind Menſchen, und der Feldwebel ſagt: Einem Soldaten ſein' Religion iſt das Exerziren und alles Andere geht ihn nichts an. Der hat aus mir ein' Menſchen gemacht, der ſich in der Welt ſehen laſſen kann, ſiehſt Du, und den hab' ich gern, wie wenn er mein Vater wär', für den möcht' ich Alles thun, für ihn und für Jittele, ſie iſt leider ein unſchuldig Kind geweſen, wie man mich gefangen hat, jetzt muß ſie ſchon ein ſchön' Madel ſein. Die iſt die einzige in der Gaſſ', auf die ich Dich gefragt hätt', aber ich hab' nichts davon reden wollen', jetzt, hopſa, jetzt iſt Alles draußen.

Auf die Art mußt Du ja dem „Zizesbeißer" noch Dank ſagen, daß Du durch ihn Soldat geworden biſt!

Was? — rief der Soldat nun wieder wuthentbrannt, Dank ſagen? dafür, daß er mich in den Augen der Menſchen als ein' Dieb hingeſtellt und verächtlich gemacht hat? Wart' nur, Ruben-Leben, es iſt noch nicht die Nacht vom letzten Tag vorbei, ich werd' ihm ſchon ein' Dank ſagen,

daß ihm wird Hören und Sehen vergeh'n; der Lump einer!

Thu Dich nicht ſo ereifern, beſänftigte Ruben, Du ſchreiſt ja, wie wenn Du den Scholem da bei der Gurgel hätt'ſt!

Haſt Recht, haſt Recht, beſann ſich der Soldat, gut, daß Du mich ermahnen thuſt, denn weißt Du, wenn da eine Patrouill' mich ſo ſchreien hört, kann ich auf die Wach' kommen und krumm geſchloſſen werden, da heißt es gleich, man macht ein' „Ekzeß" (Exceß).

Nu, alſo darum! ſtimmte Ruben bei.

Aber weißt Du, Brüderl, Du haſt ſo etwas in Dir, was mir gefällt, und Dich könnt' ich auch gern haben. Weil wir uns heut da ſo unverhofft gefunden haben, wo einer ſicher nicht an den andern gedacht hat und weil ich Dir ſchon mein Herz hab' ausgeſchütt', ſo ſchließen wir Freundſchaft. Du biſt in der Fremd', ich bin in der Fremd', Du biſt Geſell, ich Soldat, das kommt auf Eins heraus, wir müſſen zuſamm' halten. Schlag ein und trink.

Der Freundſchaftsbund wurde mit einem Bruderſchaftstrunke beſiegelt. Der Wein, der jetzt ihr Blut in edle Wallung trieb, hat eine heilige Flamme der Begeiſterung und der Freundſchaft in dem Herzen zweier Menſchen angezündet.

Ruben hatte längſt Brünn im Rücken; er befand ſich bereits wieder auf der Wanderſchaft und ſchritt fürbaß, wie er einſtens vom Hauſe weggegangen, mit ſeinem Ränzlein auf dem Rücken fröhlich in die weite Welt hinein, als ſeine Mutter in der „Gaſſe" mit Mühe folgenden Brief las:

Meine gute Mutter, bis hundert Jahr!

Ich hab' mit dieſem Brief als gewart', weil Du ja gewußt haſt, daß es mir hier in Brünn bei mein' Meiſter

gut geht und ich mit der Feder auch nicht alleweil viel zu Hand sein kann; denn warum, weil ich im Bäckengeschäft andere Sachen zu thun hab, als Brief schreiben, und ein Bäck in Brünn und ein Bäck bei uns daheim, das ist noch ein „Schied" und ein „Unter" (Unterschied). Ja richtig, weil ich grad vom Bäck red', grüß mir mein' alten Meister daheim viele Mal und auch die Meisterin, und ihm kannst Du sagen, daß das mit der Mutter Gottes so ist, daß auch nicht einmal alle Christen da dran glauben; denn bei uns weiß man nur von einerlei Christen, aber in der Welt gibt es mehrerlei Arten und die, was sich nennen Protestanten, das sind auch Christen, und glauben doch nicht drau. Mir hat das Einer gesagt, ein Gesell, der selber ein Protestant ist, er sieht aber sonsten grad so aus, wie ein anderer Mensch. Aber nein! sag's ihm lieber doch nicht; warum, er könnt meinen, daß ich ihm vielleicht darüber etwas ausspöttelen will von seiner Religion, und das will ich nicht. Aber der Meisterin kannst Du sagen, daß ich oft an sie denk, und alleweil, wenn ich ein Rock oder ein paar Hosen zerrissen hab', so geb' ich sie nicht zum Flickschneider, ich flick mir das Sachen selber und ich hab' noch alleweil die Nadeln, die sie mir mitgeben hat, und die andern Sachen hab' ich auch, den Spiegel und die Bürsten, aber von dem Spiegel ist schon auf der andern Seit so viel Queckſilber heruntergeschabt, daß man sich drin schon gar nicht mehr gut ansehen kann, weil die Gesellen, was mit mir da bei dem Meister einstehen, sind solche Leut, daß sie einem nur gern' als Schaden zufügen, und wenn sich Einer da drüber ärgern thut, dann ist's ihnen erst recht, dann haben sie eine Hätz und lachen einen noch aus, da muß man sich noch dazu so stellen, als wie wenn es Einem gar nicht aufliegen möcht. Aber was zu viel ist, das ist zu viel, und Alles kann sich der Mensch doch nicht gefallen lassen, das heißt, wenn er Geld hat. Wenn er aber keins hat,

nutzt nichts, und da liegt der Hund begraben,' weil ich nämlich ein Esel bin, wie Du gleich sehen wirst, wenn ich Dir sagen werde, warum als ich Dir diesen Brief schreibe. Thu Dich aber nicht betrüben, weil ich jetzt mehr kein Geld hab und wieder da steh' mit der leeren Tasch, das heißt, das Andenken von mein' Meister, was er mir gegeben hat, wie ich in die Fremd' bin, das hab' ich noch, und das greif ich auch nicht an, und wenn ich sollt verhungern; lieber verhunger' ich, aber das Beutele bleibt zu. Das sag' ihm auch nicht, bis ich einmal heim komm, alsdann weis' ich's ihm. Ich hab' aber schon ein schön paar hundert Gulden gehabt, und wenn ich sie Dir geschickt hätt', wie mir oft eingefallen ist, hätt' ich sie noch; ich hab' aber als gewollt ein „Oberchochem" (superklug) sein, und jetzt stehen die Ochsen am Berg; aber nichts gesorgt, wie ich's hab' früher verdient, kann ich's jetzt wieder noch einmal verdienen und dann werd' ich schon besser wissen Obacht zu geben und der alte Gott lebt noch und verlaßt mich nicht. Ich kann hier zwar nicht mehr so sein, wie man bei uns daheim fromm ist, und das „Tfillembeutele" (das Beutelchen, worin die Gebetriemen enthalten sind), das hab' ich schon nicht in der Hand gehabt es denkt mich gar nicht die Zeit. Warum, wenn Einer früh aufsteht, heißt es gleich an die Arbeit, und da hat Einer nicht Zeit, erst da lang „Tfillem" zu legen. Von deswegen aber denk ich doch oft an Gott und an Jittele, weil sie mir das Beutele gemacht hat. Ihr kannst Du sagen, daß Cheskel sie sehr gern hat. Ich muß Dir nämlich schreiben, daß Cheskel vor längerer Zeit mit seinem Regiment von Italien zurückgekommen ist, wo sie gelegen sind, und er red't „Talgenisch" wie Wasser. Wie er mich gesehen hat, hat er mich als per „Schmul Mad" angered't, das hab' ich aber nicht gelitten, und seit jener Zeit heißt er mich Ruben, wie sich gebührt. Wenn ich zu gesund einmal werd' heim kommen,

werd' ich mich auch von Keinem mehr „Schmul Mad" heißen laſſen, das heißt, wenn ich werd' Geld haben und anders komm ich nicht heim, als wie mit vollen Taſchen. Cheskel hat ein Schnauzbart, Du möcht'ſt ihn gar nicht erkennen, wie er ausſieht in ſeiner „Uniform", ſie paßt ihm aber ganz gut, und er wird bald G'freiter werden; ich geb' ihm kein' Schuld, daß ich jetzt kein Geld mehr hab und daß ich fort muß von mein' Meiſter in die weite Welt hinein; denn warum, wenn ich ihm auch Schuld geben möcht', ſo hab' ich doch nichts davon und verſpielt iſt verſpielt. Daß Du aber nicht ſollſt meinen, daß ich hab' Karten geſpielt, ſo ſollſt Du gleich wiſſen, daß das nicht wahr iſt. Ich kann Dir ſchwören, Mutter-Leben, daß ich noch in mein' Leben kein Kart hab angerührt und daß ich gar nicht weiß, wie alle die Karten heißen. Aber die Lotterie! Ich hab' früher gar nicht gewußt, daß das auch eine Spielerei iſt, denn bei uns daheim weißt Du ja, ſagt man als in die Lottrie ſetzen, aber nicht ſpielen. Da drauf hat mich erſt mein Meiſter gebracht, wie er mir's geſtern tüchtig hat heruntergeputzt und hat mir aufgekündigt. Wie ich auf Brünn gekommen bin, die erſte Neu hat mich mein Meiſter ſehr gern gehabt, lieber als wie alle andern Geſellen und jetzt iſt er auf einmal fuchsteufelswild auf mich geworden und Cheskel ſagt, daß die andern Geſellen, weil ſie auf mir Neid haben, müſſen auf mich haben alles Böſe angereb't und ſo lang geht der Krug zum Brunn', bis der Bäckermeiſter ihnen ihre Rederei geglaubt hat; denn was geht es ihn an, ob ich mir mein Geld in die Sparkaſſe geb, oder nicht? Gehört es denn ſein? ich kann doch, ſcheint mir, mit mein' Geld machen, was ich will? Cheskel iſt Dir ein ſo geſcheiter Kopf, wie wenn er zwölf Schulen ſtudirt hätt. Weißt Du, der „Zizesbeißer" daheim kann ſich ſchon freuen, wenn Cheskel einmal ſeinen Abſchied wird kriegen und nach Haus kommen wird. Er iſt gern Soldat, aber

dem „Zizesbeißer" kann er das in ſein' Leben nicht vergeſſen, daß der ihn als ein Dieb hat fangen und einſperren laſſen. Alſo früher wie Cheskel noch in Italien geweſen iſt, hab ich alleweil, wenn ich hab Zeit gehabt, mir ein Buch hergenommen, das nennt man hier eine Bibel, es iſt aber nichts anderes als wie ein „Chumeſch", nur ſtehn die Wörter drin nicht auf hebräiſch, es ſteht alles auf teutſch, was mir noch lieber iſt, weil ich das beſſer verſteh und ich hab, wie ich daheim bin in Cheder gangen, gar nicht gewußt, daß in „Chumeſch", das heißt in der Bibel, ſo ſchöne Geſchichten ſtehen, als wie in Tauſend und eine Nacht, was auch ſehr ſchön iſt. Und da hat alleweil mein Meiſter geſagt zu den andern Geſellen, daß ich ſehr fromm bin, wenn er geſehen hat, wie ich die Bibel leſe. Es iſt aber nicht wahr, Mutter-Leben, ich will Dir keine Lügen ſagen und ſchreiben, ich kann hier gar nicht fromm ſein, das geht nicht; denn eſſen muß ich, was gekocht wird. Man wird mir da keine extere „Meneſchterlech" (Koſtbarkeiten) kochen, und ſoll ich alleweil zu Mittag zu „Ernſt" auf die „Kröne" hinausgehn in jüdiſchen Trakteurhaus? da dazu hat ein Geſell kein' Zeit und kein Geld, und Cheskel ſagt als, ich brauch mir da draus nichts zu machen, ein Geſell iſt wie ein Soldat und darf ſich nichts anfriemen, er muß für lieb nehmen mit Allem. Bis ich zu Gutem einmal werd' wieder heim kommen und bei Dir ſein, werd' ich auch wieder können gut und fromm ſein, wie ich es all' mein Lebetag bei Dir hab' vor mir geſehen. Für derweil muß mir Gott die Sünden verzeihen und ich hab' noch einen weiten Weg; denn ich muß jetzt wieder in die Welt hinein, weil mich mein Meiſter nicht mehr behalten thut. Alſo wie Cheskel iſt von Italien auf Brünn zurückkommen, und mich im Augarten bei der Regimentsmuſik gefunden hat, ſeit der Zeit hab' ich weniger in der Bibel geleſen, denn warum, wenn ich hab' frei gehabt, hab' ich

ein' Ausgang gemacht, wie die andern Geſellen, und da bin ich als mit Cheskel zuſammenkommen, weil wir uns alleweil beſtellt haben, damit wir mit einander plaudern können. Weißt Du, Mutter-Leben, was das für ein Vergnügen iſt, wenn man ſo in einer großen Stadt, wie Brünn, wo man kein' Menſchen kennt, und jedwidriger an einem vorbeirennt, weil man ihn gar nichts angeht, wenn man da ſo auf einmal einen Bekannten von daheim treffen thut, hier heißt man das ein' Landsmann, Mutter-Leben, das iſt Dir grad ſo, wie wenn man ſelber daheim wär, ſo ein Vergnügen iſt das. Mit dem kann man von Allem reden, der weiß alles, wie es daheim ausſieht, und wie jeder heißt. Neulich hab' ich auf der „Kröne" von Weiten auch Einen geſehen, Du wirſt nicht errathen wen? Maier Wollhändler. Er hat mich nicht geſehen. Das Herz hat mir gepocht, wie mit eiſerne Hämmerlein, denn ich hab' als gewollt hingehn zu ihm, und mit ihm ſprechen und ihn fragen, wie es daheim geht, und was es Neues gibt. Ich hab' mir's aber überlegt und hab' mir gedacht, was thu ich, wenn mich der Reb Maier da mit „Schmul Mad" öffentlich vor alle Leut' anred't? Ich hab' mir gedacht, Reb Maier iſt kein ſo freundlicher Menſch, daß er ſich da lang mit Dir herſtellen wird „ſchmuſen" (diskuriren) und dann kann er meinen, ich red' ihn an, daß ich etwas von ihm haben will, hab' ich gemacht, als wie wenn ich ihn gar nicht ſehen möcht, und bin mein' Weg gangen. Aber bei Cheskel iſt das etwas ganz Anderes. Du kannſt Dir gar nicht denken, was wir zwei in einer Stund alles von daheim zuſammenſchmuſen. Bald muß ich ihm ſagen, wie groß Jittele ſchon iſt, und was ſie in Cheder alles noch gelernt hat, bald verzähl' ich ihm von Thereska, dann wieder von Dir und ſo geht das in Einem fort, wenn der Tag 25 Stunden hätt', wir möchten als nicht fertig werden. Denn er iſt viel beſſer als er ſelber

ſich gibt. Cheskel iſt ein ganz feiner Menſch, und anfänglich hat er alleweil geſagt, er will nichts wiſſen von daheim als wie von Jittele, die hat er ſo gern, wie ſein' Feldwebel, aber ich hab' mir da draus gar nichts gemacht und hab ihm Alles forterzählt von daheim, und er hat ſehr fein zugehört und hat ſich doch alleweil gefreut, wenn ich ihm etwas geſagt hab', was ihm neu war und was er noch nicht gewußt hat. Einmal kommen wir wieder ſo zu reden und unter dem Geſpräch ſag' ich ihm, daß ich mir ſchon ein ſchön Geld zuſammengeſpart hab' und daß ich durchaus reich werden will, damit ich mir einmal von Keinem brauch etwas gefallen zu laſſen. Auf die Art, wie Du's machſt, ſagt er da drauf zu mir, — wirſt Du nicht reich werden, Ruben. Warum? frag ich ihn. Warum? ſagt er, reich kannſt Du ſchon werden, aber nur Schad, daß Du's nicht erlebſt. Weil ich weiß, daß er ein feiner Kopf iſt, ſo hab ich gleich gemerkt, daß hinter dem, was er da geſagt hat, etwas ſteckt. Deshalb frag' ich ihn weiter warum er als meint, daß ich's nicht erleben werd', reich zu ſein. Er aber ſagt: Du biſt ein Weiſer vom Boden herunter, wie alt willſt Du denn werden? Weißt Du nicht, daß der Menſch nur 70 Jahr alt wird, und was darüber iſt, iſt lauter Mühſeligkeit. Und geſetzt Du wirſt 100 Jahr alt, willſt Du mit Dein biſſel Zuſammenſparen Dir gar Reichthum erwerben, Du wirſt froh ſein, wenn Du wirſt all' Dein Lebtag ſatt zu eſſen und zu trinken haben. Wenn Einer reich werden will muß er andere Weg einſchlagen. Was für andere Weg? frag' ich ihn drauf. Warum ſetzeſt Du nicht in die Lottrie? fragt mich Cheskel, iſt Dir das noch nicht eing'fallen? da kannſt Du in einer Stund mehr Geld gewinnen, als in vielen Jahren beim Bäckerg'ſchäft. Mein Bäckerg'ſchäft geb ich nicht auf, geb ich ihm zur Antwort. Er aber ſagt: Wer ſagt denn, daß Du's aufgeben ſollſt? kannſt denn nicht in die Lottrie ſetzen von

Dein Geld, was Du bis jetzt z'ſammklaubt haſt? Wie viel ſoll ich ſetzen? frag' ich ihn. Wie viel Du willſt, ſagt er. Probir's erſt einmal und ſetz' wenig, Du mußt nicht meinen, daß Du gleich auf's erſte Mal gewinnſt, aber wenn Du nur fleißig bei jeder Ziehung in die Lottrie ſetzen thuſt, dann mußt auch einmal ein' Treffer machen, das kann gar nicht ausbleiben. Ich laß mir das keine zweimal ſagen und geh' hin und ſetz'. Wie die Nummern herauskommen ſind, hopſa, hab' ich kein' Treffer. Siehſt Du, ſag' ich zu Cheskel, mit der Lottrie iſt nichts. Chamriel, ſagt er drauf, hab' ich Dir's nicht gleich voraus g'ſagt, beim erſten Setzen gewinnt man nichts. Was meinſt denn, die ganze Lottrie iſt nur für Dich allein gemacht? andere Leut' wollen gar kein' Treffer nicht machen? da muß man auch warten können und Geduld haben. Geh' nur hin und ſetz' noch einmal, und wenn Du wieder kein' Treffer machſt, dann ſetz noch einmal, dann wieder noch einmal, und ſo bei jeder Ziehung bis der Treffer kommt. Ich denk' mir Cheskel verſteht das ſicher beſſer als wie ich, und geh' hin und ſetz Dir wieder in die Lottrie. Wie die Nummern heraus ſind, hab ich Dir richtig zwei Nummern davon auf mein Zettel und hab' ein' Ambe gemacht. Da hab' ich Dir gleich 4 Gulden Münz gewonnen auf ein Ja und Nein, ehe man ſich herumdreht. Das hat mir ſehr gut geſchmeckt. Ich erzähls Cheskel und er ſagt: Siehſt Du, Chamriel, wenn Du aber kein ſolcher Geizkragen geweſen wärſt, und hätt'ſt anſtatt mit Kreuzern gleich mit Gulden geſetzt, ſo hätt'ſt Du jetzt ein' andern Treffer gemacht, der ſchon für die Müh geſtanden wär. So! was haſt Du gewonnen? ſchäbige 4 Gulden Münz, nicht werth, daß man darum ſoll ein Glück gehabt haben. Anſtatt mich zu freuen über den Treffer hab' ich angefangen mich zu ärgern, daß ich nicht mehr geſetzt und mehr gewonnen hab. Das hab ich mir hinters Ohr geſchrieben und hab' mir vorgenommen kein ſolcher Cham-

riel mehr zu ſein, der ſich ſelber im Licht ſteht. Ich hab' Dir angefangen zu ſetzen, als wenn der „Heuteguter" (Teufel) in mir geſteckt wär. Bei jeder Ziehung hab' ich die Taſchen voll mit Zetteln gehabt; alle Arten, „Extrate", „Ambe", „Terne Zecke" alles hätt' ich haben können, wenn nur die Nummern hätten wollen herauskommen. Kurzum, ich will Dir keine lange Geſchichte erzählen, es hat kein halb Jahr gedauert bin ich mit mein' Geld fertig geweſen, bis auf die Münzen, die ich noch hab', und die mir mein alter Meiſter gegeben hat. Wie ich kein Geld mehr gehabt hab' in die Lottrie zu ſetzen, komm' ich mit Cheskel zuſamm', und wir gehen in ein Beiſel, wo wir mit einander noch eine Flaſch Bier trinken und ich ſitz Dir da ſtumm wie ein Fiſch und red' kein Wort. Cheskel fangt erſt an, warum ich nicht red', und ich ſag' als, er ſoll mich gehn laſſen und ſoll mich nicht zornig machen. Er aber fangt an, mich zu häkeln, daß ich ſo ungeſchickt bin, und mein ganz Geld in die Lottrie hineinverſetzt hab', dabei trinken wir Beide immer mehr; mir geht die Gall über und wie er mich wieder häkelt, ſpring ich auf und geb ihm ein „Patſch" (Ohrfeige). Mein lieber Cheskel iſt nicht faul, ſpringt auf und zieht ſein Bajonett aus dem Leder und will mir damit eine aufhauen. Du brauchſt aber nicht zu erſchrecken, Mutter-Leben, daß Du wirſt vielleicht meinen, er hat mich damit todt geſtochen; nein, ich bin ganz friſch und geſund, ſonſt könnt' ich Dir ja das Alles nicht ſchreiben. Er hat mir auch gar nichts thun wollen mit dem Bajonett, er hat mir nur gewollt ein biſſel Furcht machen, denn er hat als dabei gelacht. Ich hab' das aber nicht gleich verſtanden, und hab gemeint, weil er lacht, er freut ſich da drüber, daß er ein Bajonett hat und ich keines, und da bin ich immer mehr wild geworden und hab' mich gar nicht gefürcht' vor ihm mit ſammt ſein Bajonett und wie er alles mehr iſt auf mich zugegangen, hab' ich ihm alleweil mehr an-

gepackt und will ihm das Bajonett aus der Hand reißen, und wie wir uns beide da so herumbalgern, als wie die Kinder daheim, wenn sie am Sabbath Nachmittag miteinander auf ein' Niederwurf gehen, da geht auf einmal die Thür auf, und wer hereinkommt, Du wirst nicht errathen, kein anderer als mein Meister und einige von unsern Gesellen. Wie die uns sehen, bleiben sie stehen, und wir zwei sind auch gleich ganz ruhig. Der Meister aber sagt zu einem Gesellen, er soll die Patrull holen, und jetzt halt er mir eine Predigt, daß es mir schwarz und grün vor den Augen gewesen ist, und ich gar nicht gewußt hab', in welcher Welt ich bin. Das ist also Dein Ausgang? sagt er zu mir, so verbringst Du Dein' freie Zeit? ich hab' Dich bisher für ein „ordtlichen" Bursch gehalten, jetzt seh' ich aber, daß Du ein Liedrian bist, ein Lump ein nichtsnutziger, ein Säufer und ein Raufbold, Du scheinheiliger Duckmäuser Du, stellt sich zu Hauf' an, als ob er kein zwei zählen könnt, und prügelt sich da mit einem Soldaten herum, daß der das Bajonett gegen ihn ziehen muß, sitzt zu Hauf' über der Bibel, wie wenn er sonst von der ganzen Welt nichts wissen wollt, indessen ist er ärger, wie der niedrigste Hackerbub. Das sind mir schöne Sachen. Und so hat er alles fortgered't, bis die Patrull kommen ist, die hat Cheskel weggeführt und er ist sicher krumm geschlossen worden, weil das ein groß Verbrechen ist beim Militär, wenn einer sein' Säbel oder Bajonett ziehen thut. Zu mir aber hat der Meister weiter gesagt, ich soll gleich nach Hauf' marschiren, und er wird mir schon erst zu Hauf' recht die Leviten lesen. Da bin ich in ein Schrecken nach Hauf' gangen, weil ich nicht gewußt hab', was er damit meint und was er da machen will. Es ist aber nichts anderes, als wie ein Ausputzer, das heißt, wie man bei uns daheim sagt, „gute Red", und das heißt man hier Leviten lesen, und wie wir nach Hauf' kommen sind, fangt

er erſt recht an, ſchimpft herum, und heißt mich ein ſchlechten Kerl über den andern und fragt mich, wo ich mein Geld hab? mein Geld, ſag' ich ihm, hab ich nicht mehr. Glaubſt, ich weiß es nicht, ſchreit er da drauf, ein Spieler biſt auch geworden, an Dir iſt mehr kein gut Haar. Jetzt hat ſich mir angefangen wieder die Gall zu rühren, und ich ſag' ihm: das iſt nicht wahr, ein Spieler bin ich nicht, ich hab mein Geld in die Lottrie geſetzt. Da fangt er an zu lachen wie ein „Schickernik" (Betrunkener), und alle Geſellen mit ihm, die dabei geweſen ſind, und er ſagt, bei alledem biſt noch ein „Dummrian" dazu; das pfeifen ja ſchon die Spatzen auf'n Dach, was der Kaiſer Joſeph vom Lottrieſpielen geſagt hat. Wer gar nicht ſpielt iſt ein Narr und wer zu viel ſpielt iſt auch ein Narr Und da hab' ich erſt gehört, daß man hier das in die Lottrieſetzen auch ſpielen heißt, was mich ſehr gewundert hat, und der Meiſter hat alleweil fort geſchimpft und hat mir geſagt, ich kann mich packen und kann gehn, wo ich herkommen bin, er kann kein ſolch' lumpigen Geſellen nicht brauchen, der ihm die andern anſteckt, und ich ſoll froh ſein, daß er mich nicht in Zuchthaus gibt, wo ſie mir meine Lumpereien ſchon austreiben möchten, aber er will nichts von mir wiſſen, und ich kann gehn. Kannſt Dir denken, Mutter-Leben! wie es mir da ſchwer iſt gelegen auf dem Herzen, weil ich nichts gewußt hab', was ich ſagen ſoll, und wie ich mich vertheidigen kann, und wenn ich hab angefangen ein Wort zu reden, hat er gleich geſagt: Halts Maul, Du Hund, oder ſo etwas, und ſo bin ich fortgangen, und hab' als nur gedacht, wenn nur dem Cheskel meinetwegen nichts geſchehen möcht, denn ich hab's dann gleich eingeſehen, daß er ſich mit mir nur ein „Spaßele" gemacht hat, und da hab' ich ein' von ſeine „Kamraden" angetroffen und den hab' ich gefragt, hat er mir erzählt, der Cheskel iſt beim „Proſoß", das iſt ſo viel, wie eingeſperrt, und daß Cheskel geſagt

hat, er hat gar nichts ernſt gemeint, er hat mich nur erſchrecken wollen, und dieſe Geſellen ſind Lumpen, die nur drauf neidig ſind, daß ich alleweil mehr Geld hab gehabt wie ſie, und daß mich der Meiſter lieber hat gehabt, als wie ſie, und ſie haben ſpionirt und den Meiſter hingebracht, und er hat gar nichts gebraucht, als wie dem Meiſter zu ſagen, wie die Sach iſt, wär alles anders geweſen, aber der Meiſter hat gleich nach der Patrull geſchickt, änder er hat ein Wort ſprechen können, und da hat er ſchon lieber gar nichts gered't und hat ſich einführen laſſen. Er wird aber doch G'freiter werden, denn ſein Feldwebel hat's ihm verſprochen, und was der ſagt, das iſt auch wahr. Nun aber muß ich in die weite Welt, und komm nicht änder heim, als bis ich die Taſchen voll hab mit Maxen, das heißt man hier die Zwanziger. Thereska und Jittele thu mir grüßen, und ihnen kannſt auch die ganze Geſchichte ſagen, denn ich bin dabei doch unſchuldig und nur ein Eſel, weiter aber bin ich ſchon gar nicht betrübt und geh' luſtig in die Welt hinein, und ich bin ſchon gewitzigt für ein ander Mal, denn es iſt auch gut, wenn der Menſch Erfahrungen macht. Kannſt Thereska ſagen, daß ich den Ring, den ſie mir gegeben hat, alleweil am Finger trag' und daß ich ihn nicht weggeb', wenn mir einer hundert Gulden Münz dafür geben möcht, und grüß' mir auch mein' Meiſter und Meiſterin, und vergeß nicht auf Thereska's Mutter, ſie laß ich ganz beſonders grüßen, und wen Du noch Alles von mir grüßen willſt, kannſt Du Alles grüßen, denn ich hab' alle Leute gern, nur zwei nicht, den Lehrer und den „Zizesbeißer". Wenn der Lehrer den Brief da ſehen möcht, ſo möcht er die Augen aufſpannen und möcht ſich wundern, wie ein' Kuh bei ein' neuen Thor; denn ich hab im ganzen „Cheder" in der ganzen Zeit nicht ſo viel zuſammengeſchrieben, als wie in dieſem Brief. Aber das iſt alleweil ſo, Mutter-Leben, wenn man die Sachen nur

lernt, wie eine Spielerei, ſo kommt nichts damit heraus, wenn man ſie aber braucht, dann geht es von ſelbſt, und man braucht das gar nicht gelernt zu haben; ich ſchreib' Dir das, weil ich mich erinnere, daß wenn ich im Cheder hätt' ſollen ein' Brief ſchreiben, hab' ich als die Feder in Maul genommen und hab daran herumgekäut, wie wenn ich die Feder hätt eſſen wollen, warum, weil ich als nicht gewußt, wie ich den Brief anfangen ſoll, und wenn der Lehrer geſagt hat, ich ſoll mir denken, ich ſchreib an ein' Vetter oder an ein' Muhme, und ſoll das ſo aufſchreiben, was ich mir dabei denk, ſo hab' ich mir als gedacht, daß ich mir gar nichts denk, und deshalb hab ich auch gar nichts aufſchreiben können; jetzt aber wenn ich Dir ein' Brief ſchreib' iſt das ganz anders, ich ſtell's mir vor, wie Du da ſtehſt und den Brief „leinen" (leſen) thuſt, und da thue ich mein ganzes Herz vor Dir ausſchütten, und die Wörter gehen grad ſo, als wie wenn Einer da bei mir wär und thät mir diktiren, ich brauch als gar nichts nachzudenken, was ich Dir ſchreiben ſoll; wie ich mich herſetz', hopſa, da hab' ich ſchon angefangen und ſo könnt' ich fortſchreiben bis nach dem letzten Brünner Markt. Jetzt aber will ich doch ſchon aufhören, denn ich muß mir vor meiner Abreiſe noch Manches zuſammenrichten. Bleib geſund, wie es wünſcht Dein treuer Sohn

Ruben.

Nachſchrift: Richtig, bald hätt' ich vergeſſen, Dir zu ſchreiben, wo ich jetzt hingeh'; das weiß ich aber ſelbſt noch nicht, entweder auf Ungarn, oder hinaus in das Reich. Sobald ich werde bei einem neuen Meiſter eingeſtanden ſein, dann werd' ich Dir's ſchon zu wiſſen machen. Thu Dich nur meinetwegen nicht ſorgen und bleib geſund und grüß' mir Thereska und Jittele.

Dieſer Brief verſetzte die Mutter in tiefe Bekümmerniß. Jittele war noch trauriger, und konnte ihr keinen Troſt zuſprechen; es that ihr wehe, daß Ruben durch ihren Bruder eigentlich in's Unglück geſtürzt worden ſei. Nur Thereska behielt eine edle Faſſung und vermochte die beiden andern zu tröſten und ihren Muth aufzurichten. Jetzt flennt nicht, ſagte ſie, mit dem Flennen kommt doch nichts heraus, und ich ſeh' das Unglück gar nicht ein. Ich freu mich über den Brief. Aus dem Brief könnt' ihr ſehen, was der Ruben für ein Menſch geworden iſt, der wird ſich durch die Welt ſchon durchbringen. Was liegt an dem Biſſel Geld, was er verſpielt hat. Er wird ſchon jetzt wieder lernen ſparſam ſein, und wird ſchon ein anderes erwerben. Die Hauptſach iſt, daß er wirklich kein Lump iſt, wenn ihn ſein Meiſter auch ſo geheißen hat. Und Dein Bruder, wendete ſie ſich zu ihrer Freundin, iſt auch kein Lump, er iſt noch immer der alte Spaßvogel, aber doch ein ehrliches Herz. Brauchſt Dir von ſeinetwegen keine Vorwürf' zu machen. Wirſt ſehen, an dem wirſt einmal noch Deine Freud haben, und es wird Alles noch gut ausgeh'n.

Während Thereska ſo ſprach und durch ihre verſtändige Rede zwei gebrochene Gemüther aufrichten und erheben konnte, lag nicht weit entfernt in einem andern Hauſe der „Gaſſe" ein Mädchen auf dem Angeſicht, das gar ſehr des tröſtlichen Zuſpruchs und der Erhebung bedurft hätte, und weinte bittere Thränen in quälender Reue und Gewiſſensangſt. Statt des erlöſenden Troſtes aber erfuhr ſie harte und ſtrenge Vorwürfe. Der ihr ſie machte, war ihr Vater, der „Zizesbeißer."

Der Bruder der Unglücklichen kam nach Hauſe und hörte noch die letzten Worte der Strafpredigt.

Was iſt da mehr? fragte er mit Beſtürzung.

Was ſoll da mehr ſein? Gott wollte es wär' weniger. Wenn Du blind biſt, nimm Dir die Augen in die Hand.

Weh geſchrieen! rief der Bruder im tiefſten Mitleid, wie iſt das zugegangen?

Wie es zugegangen iſt, ſoll ſie Dir ſagen! antwortete der Vater ſpitzig.

Vater! ſagte der Sohn, nachdem er einige Zeit in ſtummem Schmerz dageſtanden hatte, komm hinein in die andere Stub', ich hab' Dir was zu ſagen.

Die beiden Männer begaben ſich in die anſtoßende Stube, die Unglückliche ihrer Qual überlaſſend.

Wie verſteh' ich das? fragte der Sohn.

Und was kann ich dafür, wenn Du ſo ein „Chamer" (Eſel) biſt und den Kopf mit Brettern verſchlagen haſt?

Red' deutlich mit mir, Du weißt, ich verſteh kein „Gedreh", ich bin kein Gelehrter. Aber Händ' und Füß' hab ich und das Maul auch nicht auf dem unrechten Fleck' ſtehn. Kann ich ihn erwiſchen, ſteh ich Dir gut dafür, iſt Malkele eine Braut und macht in Kurzem Hochzeit.

Zu dem „Sechel" (Verſtand) braucht man kein „Möchel" (Gehirn). Wenn ich den „Bocher" (Talmundjünger) erwiſchen könnt', möcht' ich ihm ſchon ein biſſele die „Megilleh vorleinen" (eine Geſchichte erzählen). Hat man nicht gemeint er „chappt" (fängt) Gott bei die Füß an, wenn man geſehen hat, wie er ſich beuteln thut beim „Dawenen" (Beten) in Schul; und wie man ihn hat aufgerufen, hat er nicht den Segen gemacht, wie wenn er geweſen wär' etwas ein Allerheiligſter. Ich hab' mir noch eine Ehre draus gemacht, daß er bei mir iſt über den Sabbath im Quartier geweſen, paketel ein' frommen Menſchen und ein' Gelehrten hat er vorgeſtellt als wie ja, dieweil nein. Ich werd' mir's aber überlegen, änder ich einem andern werd' wieder einmal Quartier geben über Nacht.

Was hab' ich da davon, ſagte der Sohn, wenn Du Dirs wirſt überlegen, wirſt Du's doppelt haben. Was nutzt jetzt das Ueberlegen? wenn die Kuh geſtohlen iſt, ſperrt

man den Stall zu. Man muß ihn aber früher zusperren. Leider Gottes thust Du selber Jahr aus Jahr ein den frommen Mann spielen, und kümmerst Dich darum, was in der ganzen „Gass'" vorgeht, und gibst nicht Acht, was daheim geschieht, und nachher kommt es so heraus!

Was? schrie der „Zizesbeißer", willst Du mich gar zurecht weisen? will das Ei schon gescheiter sein, wie die Henn'? wo wärst denn Du heut' ohne mein' Verstand, laß mich hören. Du wärst ja heut' ein Soldat und möcht'st herumgehn in gedemüthigter Lage, wenn ich nicht gewesen wär. Hast Du denn schon vergessen, wie ich es angestellt hab', Cheskeln zu fangen?

Schrei nicht so, besänftigte der Sohn, und mach kein Gelärm und kein Aufsehen, daß die Leut' stehn bleiben, wenn sie vorm Fenster vorbeigehn. Was Du mit Cheskel gethan hast, hast Du gethan. Wär es nicht geschehn, wär mir lieber. Ich bin damals leider noch zu jung gewesen, wär ich älter gewesen und hätt die Sach' angesehn' wie heut, hätt ich's nicht gelitten, daß man meinetwegen einen unschuldigen Menschen als Dieb hinstellt, und wer von uns zwei Soldat geworden wär, der wär's geworden. Jetzt aber mein' ich, da man den Lumpen, der uns das Haus verschändet hat, nicht erwischen kann, weiß Gott, wo er ist, ich glaub' nicht einmal, daß er auf Palästina gereist ist, denn ich hab', damals, wie er da war, und beim Reden als die Augen verdreht hat, auch nichts von ihm gehalten, jetzt mein ich, soll man sehen was zu thun ist, daß man die Sach' geheim halt, und daß die Schande und Schmach nicht öffentlich wird.

Nu laß mich hören, was Du für ein feiner Kopf bist, wenn Du so gescheit da her reden kannst? fragte der „Zizesbeißer", laß mich hören wie Du das anstellen willst? Ha? nicht wahr, Du schweigst jetzt und bist mit Dein' narrischen Verstand fertig? Kommt doch wieder die alte

Geſchichte heraus, daß es nicht geht, wenn ich nicht dabei bin, und daß ich für Euch ſorgen muß? Nu, laß hören, was Du kannſt!

Ich will ja mit Dir keine Wett' machen, wer von uns zwei geſcheiter iſt, ſagte Kalman, ich weiß, Du biſt geſcheiter, wie ſolche zwanzig, wie ich bin; ich will nur ſagen, daß Du ſie in Ruh' laſſen ſollſt und alles Mögliche thun, damit die Sach' nicht klar wird und unter die Leut' kommt.

Jetzt red'ſt Du wieder wie ein Menſch, und wie es ſich gebührt, und jetzt hör' an, was Du zu thun haſt.

Was? fragte der Sohn.

Vor Allem ſetz Dich gleich ein' Brief ſchreiben, und mach die Schrift ſo, daß man Deine Hand nicht erkennen kann.

Ein Brief? mit verſtellter Hand? warum?

Das wirſt Du gleich hören. Du haſt nichts zu fragen, Du haſt zu thun, was ich Dir ſag.

An wen ſoll ich ſchreiben?

An mich. Du ſchreibſt ſo, wie wenn mein Bruder in Ungarn den Brief an mich ſchreiben möcht, und da drin ſchreibſt Du mir, und bitteſt mich, ich ſoll ihm, weil ſein Weib krank iſt, mein' Malke auf einige Monate hinunterſchicken. Verſtehſt Du mich? den Brief nimmſt Du, geſiegelt mit ein' fremden Siegel zu Dir in die Taſch, und gehſt damit fort auf ein unbekannt Dorf und dort nimmſt Du ein' Boten und ſchickſt mir durch den den Brief da her. Verſtehſt Du mich?

Und hernach?

Arbeit nicht, 's wird ſchon Alles kommen, ſtat und ſtat, fahrt man in die „Khille" hinein. Du wirſt ſehen, daß ich an nichts vergeſſen hab. Sobald ich den Brief bekomm', mach ich Lärm, daß mein' Schwägerin leider ſo krank geworden iſt, und geh zum Rabbi und laß ihr ein

„Pidjen“ (Auslöſung der Perſon) machen, und laß in Schul Pſalmen ſagen.

Und fürcht'ſt Dich dabei vor keiner Sünde?

Willſt ſchon wieder geſcheiter ſein, wie ich, Du freches Geſicht? Alſo verſtehſt Du mich, als wie fähr Du den Brief abgeſchickt haſt, kommſt Du dann heim, gehſt aber nicht den kürzeſten Weg; mach lieber ein' Umweg, meinetwegen von einigen Stunden. Für's erſte, damit Du auf dem Weg nicht mit Deinem Boten zuſammenkommſt, und für's zweite, daß er Dich auch hier nicht ſieht, und Alles zuſammenklappt. Ich werd' ſchon dafür ſorgen, daß Malkele unterdeß auf kein Taglicht kommt. Dann kommſt Du heim, verſtehſt Du, und nimmſt eine Gelegenheit auf Ungarn, und machſt dabei ein groß Gelärm, daß jeder in der „Gaſſ“ und auch im ganzen Ort davon wiſſen ſoll, daß Du mit Malkelen auf Ungarn fahrſt zu mein' Bruder, weil ſein Weib krank iſt.

Und was ſoll ich mit Malkelen in Ungarn thun?

„Chamer lemaſſe“ (Eſel zum Laſttragen). Ein' Narren ſoll man kein ungebaut Haus weiſen. Hab' ich denn ſchon ausgeredt? und kannſt Du denn nicht warten bis ich fertig bin? Wer hat Dir denn geſagt, daß Du in Ungarn mit ihr etwas thun ſollſt? Du wirſt mit ihr von hier aus bei Nacht wegfahren, und fort über die „Gräniz“ auf Ungarn. Im erſten ungariſchen Dorf ſteigt ihr ab und ſchickt die Gelegenheit leer zurück; dort nimmſt Du Dir eine andere Gelegenheit, verſtehſt Du mich, und fährſt mit ihr von dort aus auf Brünn.

Und in Brünn?

Das ſoll ich Dir auch noch ſagen? ſoll ich Dir den Finger in Maul hinein ſtecken, ob Du beißen kannſt?

Und wird ſie wollen?

Ich werd ihr ein' Kren dazu machen mit rothen Rüben Was heißt, ob ſie wird wollen?

Ich mein' wegen dem Kind!

Hiermit waren alle Maßregeln angegeben, der Plan aufs Genaueſte entworfen, und dem fügſamen Sohn blieb nichts weiter übrig, als die Befehle des Vaters pünktlich auszuführen.

Als der Bruder mit ſeiner Schweſter in Brünn an einer gewiſſen Pforte Einlaß begehrte, konnte er nicht bemerken, daß von zwei eben vorbeigehenden Soldaten der Eine mit dem Ausruf: Malke! wie feſtgewurzelt am Boden ſtehen blieb, als ob er das achte Weltwunder geſehen hätte.

Cheskel befand ſich in einer wunderbaren Aufregung. Wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er nun an ſeinem Erzfeinde eine bittere Rache erlebe; und doch fühlte er in ſeinem Herzen ein Etwas, das er nicht begreifen konnte, den unerklärlichen Wunſch, er möchte ſich in der Perſon geirrt haben, es möchte eine Täuſchung ſein, eine überraſchende Aehnlichkeit möchte die Täuſchung bewirkt haben. Aber wie ſollte ſie das? hat er doch nicht ſie allein, hat er doch ihren Bruder bei ihr geſehen! Und ſollte die Natur in ihrem oft unerklärlichen Spiele die Wunderlichkeiten ſo häufen, gleich zwei ſolche Ueberraſchungen neben einander ſtellen, wo eine allein ſchon merkwürdig genug wäre. Er mußte es erfahren, ob es eine bloße Augentäuſchung ſei, oder Wirklichkeit, was er wahrgenommen hatte, denn der Mann, der da mit hinein gegangen, ſo dachte der Soldat, muß doch, mag er nun ſein, wer er will, wieder herauskommen. Der andere Soldat, der ſich die plötzliche Veränderung des Kameraden nicht erklären konnte, blickte ihn eben ſo verwundert an, als dieſer ſelbſt die entſchwundene Erſcheinung angeſtaunt hatte. Die Aufforderung zum Weitergehen blieb von Cheskel unerwidert, und erſt nach längerem Warten, nachdem der

Mann, welcher das Mädchen hiehergebracht, das Haus wieder verlaſſen hatte, zog Cheskel ſeinen Kameraden von dem Platze weg, indem er ſagte: Merkwürdig! wer hätte das denken ſollen? es iſt doch Malke geweſen und keine andere!

Iſt das vielleicht Deine ehmalige Geliebte? fragte der Kamerad.

Nein, antwortete Cheskel, das nicht, aber Du kannſt mir glauben, es thut mir doch weh. Du kannſt gar nicht begreifen, wie merkwürdig das iſt. Wenn mir Einer geſagt hätt', heut wird die Sonn' vom Himmel auf die Erd runter fallen, hätt' ich's ihm eher geglaubt, als wie daß die da hinein kommt.

Der Tag, an welchem ſich dies ereignete, war für Cheskel auch ſchon ohne die erlebte Ueberraſchung bedeutungsvoll genug; er hatte kurz vorher erſt ſeine Freiheit erlangt, nachdem er die über ihn verhängte Strafe wegen des Exceſſes im Wirthshauſe abgebüßt hatte. Heute aber war er zum „Gefreiten" avancirt. Sein Feldwebel hatte die Wirthshausgeſchichte weniger grell angeſehen, als man hätte vermuthen ſollen, und die ihm bevorſtehende Vorrückung zum „Führer" war nur verſchoben, aber nicht aufgehoben. Heute war nun zum erſten Male der farbige Aufſchlag ſeines Frackes mit jenen weißen Streifen geſchmückt, welcher die Charge, die er nun bekleidete, anzeigte, und auf ſeinem Tſchako befand ſich bereits jenes ſchwarz-gelbe Schnürchen als Einfaſſung, das ihm in ſeiner gegenwärtigen Stellung von rechtswegen zukam. Auf dem erſten Spazierwege, den er nun als Gefreiter machte, hatte er nicht Hände genug all das Salutiren zu erwidern, mit dem er von vorübergehenden „Gemeinen" vorſchriftsmäßig beehrt wurde; er war plötzlich über die ganz gemeine Alltäglichkeit um eine Stufe emporgehoben und er fing an ſich ſelber zu fühlen. Schon dieſes erhöhte Selbſtgefühl verſetzte ihn in

einen begreiflichen Grad lebhafter Erregung. Die ganze Welt dünkte ihm ſeit heute viel ſchöner zu ſein, als ſie es bisher geweſen. Die Straßen ſchienen ihm belebter, die Häuſer und Palläſte herrlicher, die Bäume blühender, die Sonne heller, der Himmel freundlicher, und die Menſchen geputzter und heiterer als je; in der Lebhaftigkeit ſeines Gefühls übertrug er die innere Freudigkeit und den Glanz des eigenen Herzens auf alle Gegenſtände der Außenwelt, alles erſchien ihn im herrlichſten Schimmer, er hätte die ganze Welt umarmen mögen, ſo lieb war ſie ihm auf einmal geworden, obwohl oder vielleicht des Contraſtes halber, gerade weil — er ſie kurz vorher noch mit einem Gefühl der Bitterkeit über erlittenes Unrecht betrachtet hatte. In dieſem Gefühl der aufgeregten Herzensfreudigkeit ſah er jenes Mädchen, deſſen Anblick ihn zum Stillhalten gezwungen. Ein Strahl dieſer ſeine Bruſt erfüllenden allgemeinen Menſchenliebe, hatte ihn zu ſolcher Theilnahme an dem Schickſal des unglücklichen Mädchens bewegt, über deſſen Erſcheinung er ſich nicht genug wundern konnte.

Im Hauſe des „Zizesbeißer" ging Alles wieder den gewöhnlichen Lauf. Ueber das unglückſelige Ereigniß waren einige Jahre dahingefloſſen; an die ehemalige plötzliche Abreiſe ſeiner Tochter, ſo wie an die entfernte Muhme in Ungarn, die ſie während der Krankheit mit großer Liebe und Treue gepflegt haben ſollte, dachte Niemand mehr; nur er, der „Zizesbeißer" ſelbſt, rieb ſich im Stillen vergnügt die Hände, wenn er überlegte, wie fein und witzig er Alles angeordnet, daß kein Menſch mit Fingern auf ihn deuten und er in der „Gaſſe" noch immer nach wie vor zurechtweiſen dürfe. Nur Eines ſchien ihm Sorge zu bereiten. Ruben, der Sohn der armen Wittwe, trieb ſich nach ſeiner Meinung ſchon allzulange in der Fremde herum,

denn man kann nicht wiſſen, ſagte er ſich, ob ſich ſo ein Jung nicht unterwegs in ein ſchön Geſichtchen vergafft, und dann iſt all' meine Weisheit umſonſt geweſen, die ich auf den Jungen von ſeiner Kindheit an aufgewendet hab. So traf ihn denn auch der Sohn in Gedanken vertieft; er kannte dieſe in Falten gezogene Stirne des Vaters ſehr wohl, das heißt, er wußte, daß ſich in ſolchen Momenten hinter derſelben etwas Beſonderes und Wichtiges vollziehe. Deshalb wollte er ſich wieder entfernen, war aber ſehr überraſcht, da er vom Vater zurückgehalten wurde.

Kalman ſetz' Dich da ein Biſſel zu mir, ſagte der Vater, und der Sohn kehrte um, trat näher und ſetzte ſich zum Vater.

Malken red't man eine Parthie. Was meinſt Du zu Chaim Landsdorf?

Ich mein', er iſt ein guter Jung.

Gut? ja! — gut iſt er!

Und ernähren thut er ſich auch.

Ernähren! — All's heißt ernähren! Wie aber, wenn ich höcher hinauf will? wenn ich durchaus haben will, daß Malke mit Gottes Hilfe ihre zehntauſend Gulden im Kaſten ſoll liegen haben?

Der Sohn ſah den Vater verwundert an.

Was ſiehſt Du mich ſo an? Du meinſt Joſſef Kreßeles wird ſie nicht nehmen! nicht wahr, das meinſt Du? aber an den denk' ich gar nicht, ich denk' an ein' andern. Sag' mir, ich bitt' Dich, was hört man von Ruben Fradel Maierns? Hört man nichts, daß er bald heim kommen wird.

Er iſt ja ſchon hier! ſagte der Sohn.

Was? rief der „Zizesbeißer" in freudigſter Aufregung; der Sohn aber, der die Urſache dieſer Aufregung nicht kannte, ſagte gleichgiltig und trocken: In der Gaſſ' erzählen ſie, „Schmul Mad" iſt aus der Fremde heim gekommen.

Mit der überraschenden Mittheilung hatte es seine vollkommene Richtigkeit. Kurze Zeit bevor der „Zizesbeißer" seinem Sohne Enthüllungen von wichtiger Natur zu machen im Begriffe war, schritt derjenige, den sie am allermeisten angingen, mit pochendem Herzen von einem fernen Hügel dem Städtchen zu, und sah den Schauplatz seiner Kindheit freundlich vor sich liegen. Er lenkte, um rascher seine Sehnsucht zu befriedigen, von der Fahrstraße ab und betrat einen Fußsteg, der quer durch die zunächst an das Städtchen grenzenden Felder hinführte. Es war gerade die Erntezeit und ein geschäftiges Leben trat ihm da allenthalben entgegen. Er wußte noch den Namen eines jeden Bauers zu nennen, durch dessen Feld er eben hindurchwanderte. Jeden Strauch am Rain des Feldes grüßte er als einen alten Bekannten, die Arbeiter und Arbeiterinnen blickten nach ihm auf, und kümmerten sich nicht weiter um den fremden Handwerksburschen, der sein Ränzlein auf dem Rücken und sein Glück im Herzen seinen Weg ging. Als er durch das letzte Feld, schon ganz nahe bei den Scheuern, die vor dem Städtchen stehen, hinschritt, schauten zwei Arbeiterinnen nach ihm auf und als sie sich wieder niederbückten um Garben zu binden, sagte die ältere zu der jüngern: Aus Kindern werden Leute.

Was meinst damit? fragte Thereska.

Nun, ich mein' halt! daß der Ruben merkwürdig da her gewachsen ist.

Wie fallt Dir der jetzt ein?

Ja, wann einer vorbei geht, da kann er einem doch einfallen!

Der Ruben?

Hast ihn denn nicht erkannt? fragte die Mutter.

Thereska hatte auf diese Frage aber mehr keine Antwort gegeben, den Bund von Halmen, mit dem sie beschäftigt

war, ließ sie ungebunden und eilte dem stillen Wanderer nach, den sie nach wenig Minuten eingeholt hatte.

Bist's wirklich, Ruben?

Thereska! lautete die Jubelantwort, und entzückt lagen die beiden einander in den Armen.

Was macht Dein' Mutter und mein' Mutter? und Jittele? fragte Ruben.

Thereska ließ ihn rasch wieder los; es war, als ob etwas ihren Leib durchzuckt hätte, und unbefangen gab sie ihm nun auf alle Fragen Antwort und über Alles Auskunft und begleitete ihn bis zum Eingang in das Städtchen, da wo ehemals das Thor gestanden hatte. Hier trennte sie sich von ihm, um zu ihrer Feldarbeit zurückzukehren. Der Sohn eilte in die Arme seiner Mutter.

Während man in der „Gasse" schilderte, wie er aussehe und was für ein schöner Jung er geworden sei, erzählte Ruben zu Hause seiner Mutter, den beiden Freundinnen und dem geliebten Meister, die sich des Wiedersehens mit ihm freuten, seine weitern Lebensschicksale seit der Zeit, da er von Brünn wegwanderud, zum zweiten Mal das Handwerksburschen-Ränzel auf den Rücken genommen hatte.

Wie ich von Brünn weg bin, erzählte Ruben, hab' ich mir gedacht, jetzt stehst Du da, wie das Sprichwort sagt: Nichts hab' ich gehabt und um Alles bin ich 'kommen. Ich hab' mir's aber nicht sehr stark zu Herzen gehn lassen und bin lustig fortmarschirt. Ich hab' mir vorgenommen, mich nun ein Bissel durch die Welt durchzufechten und mir die Welt anzusehen. Ich weiß selbst nicht warum, denn ich hab's früher nicht hin und her überlegt, und hätt' können eben so gut zu jedem andern Thor hinausgehn, ich bin aber durch das Ferdinandsthor gegangen und über die Kröne fort in die Ollmützer Gass', bei der Ollmützer Linie hinaus, und so war ich auf der Straße und bin mein' Weg gegangen, ohne daß ich ihn gesucht hätt. Wie ich da

ſo einige Stunden in einem fort geh, treff' ich ein' andern Handwerksburſchen und der ſagt zu mir: das iſt ein gut' Zeichen, daß wir uns da grad an der Stell' begegnen. Ich ſchau ihn an, wie ein Narr, weil ich nicht gewußt hab', was er damit meint, und er ſagt: Siehſt, da hier ſteht das Denkmal von Kaiſer Joſeph, wie er einmal da auf dem Feld geackert hat. Ich lach ihn aus, weil er mir ein' Bären aufbinden will —

War's denn ein Bärenführer? Du haſt ja g'ſagt, 's war ein Handwerksburſch! unterbrach Thereska den Erzähler.

Ruben lachte herzlich und erklärte, daß man in der Welt, wenn man ſagen will: Einen foppen, immer ſagt: Einem ein' Bären aufbinden, worüber ſich Thereska nicht genug wundern konnte! aber Ruben ſetzte fort:

Alſo wie ich ihn auslach', fragt er, warum ich als lach', und ich ſag ihm, ob er denn meint, daß ich geſtern aus der Wieg' herausgefallen bin, weil er mir einreden will, daß der Kaiſer geackert hat. Der wundert ſich, daß ich mich da drüber wundern thu' und daß ich von der Sach' gar nichts weiß und erzählt mir die ganze Geſchichte wie der Kaiſer Joſeph, ſein Andenken ſei geſegnet, einmal da vorbeigefahren iſt auf ſein' Hofkaleſſ' und hat geſehen wie ein Bauer ackert, da hat er wollen probiren, wie es ſo einem Menſchen zu Muth iſt, der ſich im Schweiße ſeines Angeſichtes, wie es in der heiligen Schrift ſteht, ſein Brod verdient, und da iſt er abgeſtiegen und hat den Bauer, der ihn gar nicht gekannt hat, gebeten, er ſoll ihn laſſen ein biſſel ackern, und da hat der Kaiſer geackert, wie ein Bauer. Grad ſolche Augen, wie Ihr jetzt da Alle macht, hab' ich gemacht und grad ſo hab' ich das Maul aufgeſpannt, wie er mir das erzählt hat, und dabei ſind mir ſo viel Sachen eingefallen und im Kopf rumgangen, daß ich gar nicht gewußt hab', wo mir der Kopf ſteht; das weiß ich noch, daß ich vor allem an Deine Mutter gedacht

hab', hiemit wendete ſich der Erzähler an Thereska, wie ſie mir geſagt' daß ein jedwidriger Menſch muß arbeiten und daß ich ſoll mein' Mutter helfen, und ſoll kein liederlicher Lump werden; dabei hab' ich bei mir überlegt, ob ich ihr gut gefolgt hab' und ob ſie mit mir zufrieden ſein könnt und daß mein Brünner Meiſter mich doch Lump geheißen hat, wie wenn ich nicht arbeiten thät, und da hab' ich wieder an mein' erſten Meiſter da gedacht, was der für ein feiner Menſch iſt und wie er mir erklärt hat, daß das Brod heilig iſt, und da hab' ich als gedacht, daß der Kaiſer Joſeph muß auch ein ſo feiner Menſch geweſen ſein und daß er ſehr gut verſtanden hat, auf was die ganze Welt ruht; denn das iſt mir dabei aufgegangen, daß der Bauer für die Welt noch mehr iſt, wie der Bäck; denn der Bäck macht das Brod nur fertig, wenn er das Mehl ſchon hat. Wenn er aber kein Mehl hätt', ſo könnt' er zwanzig Mal den Ofen heizen, er bringt doch kein Bröſele Brod heraus. Das Mehl macht der Müllner. Der Müllner aber läßt nur das Korn aufſchütten und weiter geht ihn nichts an. Wenn man ihm anſtatt dem Korn lauter Kieſelſtein' in die Mühl' hineingeben thät', möcht' ich mir gern das Mehl anſeh'n, was da herauskommen ſollt; die Mühl' könnt' ſcheint mir lang klappern, aber der Magen möcht' es auch; deshalb hab' ich eingeſehen, daß eigentlich der Bauer, der ackern thut, am meiſten dazu beitragt, daß wir Menſchen Brod haben, denn er liefert das Getraid'. Und wie ich ſo nachdenk, fragt mich der Geſell, warum ich als ſo in Gedanken vertieft ſteh', und ich ſag' ihm, was ich mir denk. Fangt der zu lachen an und ſagt: Narr, der Du biſt, was kann denn der Bauer dafür, und wenn er auch ackert; ſag' ihm er ſoll Kieſelſtein' einſäen, wirſt ſehen, ob er dann Korn ſchneiden wird. Ich ſeh' ihn wieder an mit offenem Maul und er ſagt weiter: Beim Bauer kannſt nicht ſtehn bleiben, der Bauer kann nichts aus eigenem

Willen hervorbringen, das bringt die Erd' hervor. Lebt denn die Erd? frag' ich ihn. Nein, ſagt er. So kann ſie auch nichts hervorbringen aus eigenem Willen, geb' ich ihm zurück, und dann kann man bei der Erd' auch nicht ſtehn bleiben. Wie ich das ſag', ſchlagt er mir auf die Achſel und ſagt: So Bruder, jetzt biſt auf dem rechten Weg, die Erd iſt nicht das letzte, die Natur macht Alles. Wer iſt die Natur? frag' ich gleich weiter. Die Natur, ſagt er, das iſt Alles zuſamm' die Erd', der Himmel, die Sonne, der Mond, die Sterne, die Wolken, das Waſſer, die Bäume, das Feuer, die Luft, kurz Alles, was der Menſch ſieht und hört, Alles um uns rund um und um herum. Und woher kommt die Natur? frag ich, ſagt er mir: die Natur kommt nicht her, die iſt da. Wie ſo? frag ich, iſt ſie da, wer hat ſie hergeſtellt? fangt er an zu lachen und ſagt: das weiß kein Menſch, mit dem haben ſich ſchon viele Menſchen den Kopf zerbrochen und bringen's nicht heraus. Was braucht man ſich da viel den Kopf zu zerbrechen, ſag' ich wieder, das weiß bei uns zu Haus jedes Kind. Das Alles was Du hergerechnet haſt, das Alles hat Gott gemacht. Und wer hat Gott gemacht? fragt er mich und ſchaut mich feſt an, wenn Du willſt bei Gott ſtehn bleiben, kanſt Du auch beim Bäckermeiſter ſtehn bleiben. Ich ſteh' noch alleweil verblüfft, und kann ihm da drauf keine Antwort geben, weil ich ja nicht weiß, wer Gott gemacht hat, und wie er das ſieht, fangt er wieder an zu lachen und fragt mich, von wannen ich bin, und wie ich's ihm ſag', und er den Namen hört, fangt er auf einmal an jüdiſch mit mir zu reden, und ſagt: das iſt ein fein „Khilele" (Gemeindchen), ich kenn's gut, ich hab' dort eine „Königin" erobert. Jetzt mein' ich, daß er wahnſinnig iſt, und er bemerkt das und ſagt weiter: Es iſt nicht jeder das, für was man ihn hält. Du hälſt mich für ein' Handwerksburſch', und bei Euch daheim hat man mich für einen „Choſſid" (Frommen)

gehalten, und damit ist er fort gegangen und hat mich stehen lassen.

Die Zuhörer staunten über diese merkwürdige Begegnung und über die romantische Gestalt des wunderlichen Unbekannten.

Ruben fuhr fort in der Erzählung seiner Erlebnisse. Er schilderte nun die Städte, die er gesehen, manche Menschen, die er kennen gelernt, und wie er von Stadt zu Stadt wandernd beinahe durch ganz Deutschland gekommen sei, weil er sich vorgenommen hatte die Welt zu sehen, bevor er wieder bei einem Meister einstehe, und wie er sich auf seiner Wanderung überall bald gut bald schlecht durchgebracht, und wie es ihm gelungen sei endlich in Prag einen guten Meister zu finden, wo er wieder zu sparen angefangen habe. Mit dem Geld, sagte er, bin ich jetzt schon gescheiter umgangen, denn warum, wie das Sprichwort sagt: Das gebrannte Kind fürcht't das Feuer, so hab' ich mich vor jeder Lottrie in Acht genommen, daß ich nicht wieder dastehn soll mit leerer Hand. Und wie ich, Gott sei Dank, ein paar hundert Gulden beisammen gehabt hab', ist mir eingefallen, jetzt heim zu kommen und nun selber mein Bäckengeschäft aufzumachen. Die Welt hab' ich gesehen, jetzt will ich wieder daheim sein. Fremde Menschen hab' ich genug kennen gelernt, jetzt will ich bei mein' Mutter-Leben bleiben, und Geld hab' ich auch, und brauch' mir Gottlob von Keinem etwas gefallen zu lassen, und so hab' ich mir mein' sieben Sachen zusamm'gepackt und hab' mein' Meister Adje gesagt, und bin schnurstracks heim gangen, und da bin ich.

Am Hause von Ruben Fradels wurde über der Thür ein Schild befestigt, auf welchem in großen Buchstaben sein Name mit der Bezeichnung: bürgerlicher Bäckermeister, zu lesen war, eben so wurden zu beiden Seiten der Thüre

zwei ſchön bemalte Tafeln angebracht, auf denen allerlei Gebäck, Brod und Kipfel in Körben abgebildet war, und die Kinder ſtanden mit glotzenden Augen da, als ſie ſolches gewahrten. Nicht, wie es ſonſt zu geſchehen pflegt, daß der Brodneid einem Ankömmling allerlei Zunfthinderniſſe und Schwierigkeiten bereitet, gab ſich im Gegentheile der ehemalige Lehrherr alle Mühe ſeinem Schützling in kurzer Zeit zum Meiſterrecht zu verhelfen. In der „Gaſſe" lobte man allenthalben Rubens Gebäck und behauptete, ſolch ein ſchönes „Gebachts" kann gar kein anderer zuſammenbringen, wie „Schmul Mad", worauf ſich denn von einigen die Erklärung vernehmen ließ, daß dies gar kein Wunder ſei, dafür ſei er eben von ſeiner Kindheit an ein „Schmul Mad" geweſen.

Es fehlte auch nicht, daß man ihm bald paſſende Parthien antrug, aber der „Schadchen" (Ehevermittler) ging das eine wie das andere Mal unverrichteter Sache von ihm weg.

Während die Leute ſich beſtrebten, für Ruben eine paſſende Parthie ausfindig zu machen und halb ſcherzend, halb ernſtlich die heirathsfähigen Mädchen der Gaſſe Revue paſſiren ließen, quälte dieſer ſich ab, den Ausweg aus einem ihm unentwirrbaren Labyrinthe zu finden.

In dieſes Labyrinth war er durch ſein Verhältniß zu den beiden Mädchen verſtrickt, die ſeit der früheſten Kindheit auf ihn den größten Einfluß geübt hatten. Die beiden Mädchen traten dem wiederkehrenden Manne als wohlgebildete Jungfrauen entgegen und er war von der Geſtalt der einen nicht minder getroffen, wie von der Schönheit der andern. Doch währte dies Oſcilliren zwiſchen beiden nicht lange; ſobald die Zeit des erſten Wiederſehens vorbei war, entwickelte ſich ſeine Neigung zu Jittele mit viel intenſiverer Kraft zu einem heftigen Liebesfeuer, während ſich ſein Gefühl für Thereska zu einer ruhigen freundſchaft-

lichen Wärme abdämpfte. Das Benehmen der beiden Mädchen aber gegen den gemeinſchaftlichen Freund verſetzte dieſen in tiefe Traurigkeit. Thereska benahm ſich gegen ihn mit der Naivetät und Offenheit eines unbefangenen, argloſen Gemüths. Gerade darum, weil ſie in ihm den Freund und nichts anderes als dieſen ſah, konnte ſie in ihrem Umgange mit ihm jene Rückhaltsloſigkeit zeigen, welche ſo wohlthuend auf ein liebebedürftiges Gemüth einwirkt. Dieſe einfache, ſchlichte Ehrlichkeit ihres Benehmens erzeugte aber in ihm eine Täuſchung über das wahre Weſen ihres Gefühls und ihrer Neigung für ihn. In ganz entgegengeſetzter Weiſe war das Verhalten des andern Mädchens. Jittele liebte ihn; beim erſten Wiederſehen zitterte ihre Hand in der ſeinigen, was er aber vor Aufregung kaum bemerkte. Liegt es ſchon in der Mädchennatur im Allgemeinen ein tiefes Gefühl für einen Mann nicht gerne verrathen und preisgegeben zu ſehen, ſo war dies bei Jittele deſto mehr der Fall, da ſie ſich auf die Erreichung ihres Herzenswunſches durch die veränderten Zuſtände kaum eine Hoffnung machen durfte. Von einem nur einigermaßen günſtiger geſtellten Standpunkte aus war wohl in ihren Verhältniſſen keine Kluft, ja nicht einmal ein Unterſchied. Kreſſele „Kezinetin" (eine reiche Frau), welche der feſten Ueberzeugung lebte, daß das Beſitzen erſt bei zwanzigtauſend Gulden beginne, hätte vor Verwunderung die Hände in einander geſchlagen, wenn ſie erfahren hätte, daß Jittele ſich dem neugebackenen Bäckermeiſter nicht genug ebenbürtig fühle. Innerhalb dieſer Sphäre aber beſtehen der eingebildete Unterſchied von Stand und Rang und alle die daran hängenden Vorurtheile nicht minder, wie in den ſogenannten höheren Geſellſchaftskreiſen. Jittele's Urtheil in Bezug auf Ruben war falſch. Wäre ſie ihm mit der Offenheit und Unbefangenheit entgegengetreten wie Thereska, er hätte ſie liebevoll an ſein Herz gedrückt; ſie fürchtete das Gegentheil

und so entstand in ihrem Verkehr mit ihm ein Zwang, eine Art Verschlossenheit, die niemals ganz das sagt, was sie meint, die mehr errathen sein will, als sie sich ausspricht, aber selten ihr Ziel erreicht. Ruben nahm ihre Art mit ihm umzugehen, für Kälte, besonders wenn er sie mit der Thereskas verglich. Während er von dieser sich geliebt glaubte, fand er bei der andern nur eine das gewöhnliche Maß nicht viel übersteigende freundschaftliche Theilnahme. Widerstreitende Empfindungen tobten in ihm und wogten auf und nieder. Bald bereute er es, nach Hause gekehrt zu sein; wäre er in der Fremde geblieben, meinte er, so hätte er sich all' die Leiden erspart; dagegen hielt er sich wieder vor, wie er ja den ganzen Weg in die Fremde nur gemacht habe, um einst zu seiner Mutter zurückzukehren und ihr beizustehn. Er schalt sich, daß ihn die Liebe so eigennützig gemacht, sein Interesse an dem geliebten Gegenstande über seine Liebe zur Mutter gesetzt zu haben, und kaum hatte er einen solchen Gedanken ausgedacht, wurde er von der Heftigkeit der Leidenschaft wieder übermannt und alle vernünftigen Gedanken waren wieder davon geflogeu und überließen ihn seiner Pein. In diesem Zustande traf ihn denn nun wieder der Ehestifter, welcher diesmal von Scholem „Zizesbeißer" und dessen Tochter Malke vieles zu erzählen wußte.

Es war dieser Antrag von Seite des „Schadchens" kein bloßer Einfall, kein sogenannter „Aufthuer", der Ehevermittler handelte im Auftrage und konnte die Sache, wenn er gewollt hätte, mit großer Bestimmtheit vertreten; allein er müßte sein Geschäft schlecht verstanden und stümperhaft betrieben haben, wenn er mit der vollen Sprache herausgerückt und mit der Thüre ins Haus gefallen wäre. Der Ehevermittler suchte im Gegentheil die Sache so darzustellen, daß er an der Einwilligung des „Zizesbeißer" von vornherein zweifeln müsse, daß er sich aber, wenn Ru-

ben auf ſeinen Antrag eingehe, alle mögliche Mühe geben wolle, um den „Zizesbeißer“ ſeinem Antrage günſtig zu ſtimmen.

Ehe der „Zizesbeißer“ aber ſich entſchloſſen, dieſes Manöver bei Ruben durch einen Abgeſandten ausführen zu laſſen, berief er noch ſeinen Sohn, dem er einige Enthüllungen zu machen im Begriffe war.

Vater und Sohn ſaßen nebeneinander; es herrſchte eine feierliche Stille, ehe der erſtere zu reden begann.

Kannſt Du Dich noch auf Reb Oſer Sankt-Jörgen beſinnen? fragte der Vater endlich das feierliche Schweigen brechend.

Sehr ſchwach, gab der Sohn zur Antwort.

Setz Dich etwas näher zu mir Kallmann, gebot der Vater, ich bin alt und will noch erleben Malken unter die „Chuppe“ (Traubimmel) zu führen; drum gib Achtung auf das, was ich Dir jetzt ſagen werd'.

Der Sohn rückte geſpannt etwas näher und der Vater begann folgendermaßen:

Reb Oſer, Friede mit ihm, iſt ein feiner Jüd geweſen, nur ein' Fehler hat er gehabt, er ſoll mir's vergeben, ein großer „Gaiwenik“ (ſtolz) iſt er geweſen. Ein Vermögen hat er gehabt, ſollſt Du's und ich mein Eigenes haben. Ein Gewölb mit Waare iſt da geſtanden, auf'n Jahrmarkt find'ſt Du keine ſchönere und beſſere, und ſeine Weinkellern und ſein Silber und Gold und Roß und Wagen und baar Geld, kurz was ſoll ich Dir da viel ſagen, denk Dir drei Kreſſele Kezinntins zuſammen, biſt Du auch noch nicht fertig. Wenn es aber vom Himmel iſt, daß ein Menſch ſoll Herzleid haben, ſo nutzt einem der ganze Reichthum nichts. Leider hat er ſich mit ſeinen Kindern viel ausgeſtanden und hat viel Schmerz gehabt, bis er gar geſtorben iſt. Zwei Kinder hat er gehabt, Jocheue und Maier. Jochene iſt all' ſein Lebetag ein Gaſſenjung geweſen und hat all's

Böſ' angeſtellt, Maier war ein ſtill und fromm Kind. Reb Oſer aber hat es nicht hören können, wenn man ihm auf dem ältern etwas geſagt hat, er hat ſich alleweil getröſt, und hat geſagt, den Jochene verſteht Ihr nicht, er iſt ein ganz fein Kind; er hat ihn lieber gehabt, wie Maiern. Jochene hat das gemerkt, und wenn ein Kind weiß, daß es ſich viel herausnehmen darf, weiter „poter" aus (Punktum), dann iſt man ſchon fertig. Ich hab' ihm's mehr wie einmal geſagt. Reb Oſer, hab' ich geſagt, Du ſtehſt Dir mit dem Jungen im Licht, verſtehſt Du, der Jung treibt keine grade Streich, aber wie geſagt, in der Sach' war nichts mit ihm zu reden und man hat ihn nur damit zornig gemacht; ſo hab' ich mir am End' gedacht, wenn du's ſo willſt, meinetwegen, und hab' die Sach' laufen laſſen. Einmal, ich hab' mit Reb Oſern etwas zu reden gehabt, geh' ich hin zu ihm, und wie ich hineinkomm in die Stub', ſteht mein lieber Jochene über'n Geldkaſten und ſtopft ſich die Taſchen voll. Was treibſt Du da, Du Scheuſal? ruf ich ihn an; er aber, kaum hat er mich erblickt, hopſa, iſt er mit einem Satz zum Fenſter draußen. Ich will ihm nach und will ein Gelärm machen, aber verſteht ſich, nicht durch das Fenſter, ſondern durch die Thür; wie ich nun bei der Thür hinaus will, kommt Reb Oſer grad herein. Geſchwind! ſag' ich zu ihm, lauf was Du kannſt, Dein „Bennak" (Sohn) iſt Dir da über'n Geldkaſten geweſen! Wer weiß, wie viel er Dir herausgenommen hat! Geſchwind, daß wir ihn noch erwiſchen, ſo lang er das Geld bei ſich hat! — Scholem! ſagt er da drauf zu mir und ſieht mich an von oben bis herunter, arbeit' nicht, was machſt Du für ein Gelärm? was iſt? paketel! und wenn ſich das Jüngel ein paar Groſchen genommen hat! von deswegen iſt er ja noch kein Dieb, es bleibt ja in der Familie. — Und warum, frag ich, iſt er, wie er mich erblickt hat, zum Fenſter hinaus? — Sicher haſt Du ihn abgeſchreckt! ſagte Reb Oſer, jetzt

aber mach kein Gelärm und kein Aufſehen, ich will das nicht, ſolche Gaſſenjungereien darf man gar nicht bemerken, wenn er größer wird, hört das Alles von ſelbſt auf. Was hätt' ich ihm da drauf noch ſagen ſollen? Wenn es ihm ſo recht iſt, hab' ich mir gedacht, kann es mir auch recht ſein: Wenn es dich nicht brennt, brauchſt du nicht zu löſchen. Thuts dem Hund Ehre an, bellt er noch! deshalb hab' ich geſchwiegen und ich hab' dann mit ihm geredt von mein' Geſchäft, von deswegen ich zu ihm hingegangen bin, und wir haben das abgemacht ganz ſtat und ruhig, wie wenn Dir gar nichts vorgefallen wär'. Wie es aber Nacht geworden iſt und Jochene iſt nicht heim gekommen, da muß ihm, verſtehſt Du, ein Licht aufgegangen ſein, und er ſchickt zu mir, ich ſoll verzeihen und ein biſſel zu ihm hinüber kommen. — Bruder-Leben! ſagt er zu mir, wie ich eintret, und ſieht aus blaß wie Kreiden, Bruder-Leben! Jochene iſt nicht daheim! — Nu, ſag ich, er wird ſich nicht verlaufen! er iſt ja kein Kind mehr! und wenn ihn heut Einer ſtiehlt, bringt er Dir ihn ſicher morgen zurück! — Reb Scholem, ſagt er, ich bin gar nicht „ſpaßedig" aufgelegt, Du kannſt mir glauben, ich bin ſehr beſorgt! — Ich ſuch' ihm ſeine Sorgen auszureden und bleib bei ihm, und vertreib ihm die Zeit mit allerhand Anekdoten, aber er hat kaum zugehört, und wie ſich etwas gerührt hat auf der Gaſſ', iſt er alleweil gleich aufgeſprungen und hat zum Fenſter hinausgeſehen, und hat alleweil gemeint, Jochene kommt. Wer aber nicht gekommen iſt, das war Jochene. Ich werd' an die Nacht mein Leben nicht vergeſſen. Kurz, was ſoll ich Dir da viel ſagen, Jochene iſt am andern Tag auch nicht gekommen, und am andern Tag wieder nicht, fort war er, verſchwunden. Man hat geſucht und geſucht, man hat ihn ausgetrommelt auf'n Markt, man hat den Teich abgelaſſen, man hat Boten herumgeſchickt auf alle

Dörfer in der Gegend, Keller und Boden hat man faſt umgekehrt — Jochene war nicht zu finden.

Und was hat die Mutter da dazu geſagt? fragte Kallmann.

Ja, fuhr der Erzähler fort, wenn Sarah noch gelebt hätt', wär' das ſicher anders geweſen; das war ja aber das Unglück, daß die Kinder ohne Mutter aufgewachſen ſind, und Oſer nicht verſtanden hat, wie man Kinder erziehen und halten muß. Wär' es denn, wenn Sarah gelebt hätt', mit Maiern ſo weit gekommen? das wär' auch ganz anders geweſen! Aber durch unſere großen Sünden — — alſo, wo bin ich ſteh'n geblieben? bei Jochene! ja, ich weiß ſchon, alſo Jochene war fort, und kein Menſch hat von ihm etwas zu ſagen gewußt. Und was hätt' mein lieber Reb Oſer thun ſollen? Thränen hat er genug vergoſſen, Gott gebe, ich möcht' die Tauſend haben, aber was hat es genützt? nichts. Jochene iſt von deswegen doch nicht zurückgekommen. Der alte Rabbi, ſein Andenken ſei zum Segen, hat ihn getröſt't, und hat ihm geſagt, er ſoll ſich aufrichten an dem Erzvater Jakob, der auch ſeinen Joſeph verloren hat, und der iſt dann ein König geworden, — er ſoll nicht verzweifeln, Jochene kann auch noch groß werden und Glück über ihn bringen. — So ſind die Jahr vergangen, unterdeſſen iſt Maier, der jüngere Sohn, ein ſchöner Jung geworden und Fradel drüben, der ſieht man es jetzt auch nicht mehr an, die war Dir damals ein Madele, ein Bild, etwas Merkwürdiges, ſag' ich Dir, und wie die Jungen und Mädchen heutzutage ſind, ſo ſind ſie zu jenen Zeiten auch geweſen; alle Sabbath-Nachmittag iſt man ſpazieren gegangen hinaus in Wald und dort hat man geſungen und getanzt, was brauch' ich Dir das Alles zu ſagen, Du kennſt ja die Geſchichten, kurz Maier Oſerns und Fradel haben ſich gern gehabt und in der „Gaſſ" hat man davon geredt, daß er ſie nehmen will. — Nu, hätt'ſt Du ſollen Oſern

ſpringen ſehen, wie dem das zu Ohren gekommen iſt. Ich hab' gemeint, er kriegt eine bittere Krankheit. Warum — Fradele, verſtehſt Du, wär' zufrieden geweſen, wenn ſie Anſchel Klesmer genommen hätt', ſie hat nicht im Vermögen gehabt, was unter den Nagel von mein' Finger da herunter-geht, und da hab' ich geſehen, was Reb Oſer für ein „Gai-wenik" (Stolzer) iſt! Paketel hat ſich mit ihm gethan! das kannſt Du Dir gar nicht denken. Kurz er hat ſich dagegen geſpreizt mit Händ' und Füß'; aber — es hat nichts genutzt. Maier iſt bei ſein' Red' geblieben, er muß Fradele kriegen und eine andere nimmt er nicht. Oſer hats mit ihm verſucht im Guten wie im Böſen. Er hat ihm vorgeſtellt, was er mit Jochene ſchon für ein Unglück gehabt hat, und ſoll jetzt noch mehr Unglück mit dem zwei-ten Sohn haben, der jetzt ſein einziger iſt, und der will Schande und Schmach über ſein Haus bringen und will eine „Schnorrerin" nehmen. Er hat ihn gebeten und hat geweint, dann hat er ihm wieder die Jahr verſcholten und hat ihm geſagt, wenn er die „Schnorrerin" nimmt, ſo ſoll er auch ſehen, wie er mit ihr leben wird, denn von ihm wird er kein' Kreuzer kriegen. Aber Maier iſt zu alle dem da geſtanden wie eine Mauer. Red' da in die Wand hinein, red' hinein wie in ein' naſſen Froſch. Man hat ihm ſagen können, was man hat gewollt, es hat Alles nichts genutzt, er iſt, wie ein Tückeſchkopf bei ſein' Red' ſtehn geblieben, ein' andere, wie Fradele nimmt er nicht, und wenn er die nicht kriegt, ſo wird man ſchon ſehen, was er thun wird. — Ich kann Dir ſagen, in mein' Leben hätt' ich nicht ge-glaubt, daß in dem Maiern ein ſolcher Tückeſchkopf ſteckt. Man hat ihn all' ſein Lebtag für ein gut und fromm Kind gehalten, und er iſt auch allezeit ein ſtiller Menſch geweſen und auf einmal iſt er da geſtanden, feſt, nicht von der Stell' zu rühren und nicht vom Fleck zu bringen. Der alte Rabbi, ſein Andenken ſei zum Segen, der alleweil gleich etwas bei

der Hand gehabt hat, ist wieder gekommen Reb Ofern zu begütigen und hat ihm vorgehalten, wie er jetzt erst recht mit dem Erzvater Jakob zu vergleichen ist; denn auch dieser Fromme hat nicht nur Josef verloren, er hat auch Benjamin müssen freiwillig fortgeben und hat viel Leid erduldet und dann ist Alles zum Guten ausgegangen; so soll er sich auch nicht darüber betrüben, daß Gott ihm ein Unglück zufügt; denn der Mensch kann niemals voraus wissen, was ein Glück ist und was ein Unglück, und oft halt er etwas für schlecht, derweil ist es gut, und so kann das hier auch noch zum Guten ausgehen und wenn Fradel auch ein arm' Madel ist, das macht nichts, das Geld ist nicht Alles, sie ist doch brav und gut und es kann noch von ihr manches Gute herkommen, und er kann noch von seinen Enkelkindern, die sie zur Welt bringen wird, große Freud' erleben und kann an diesen eine große „Sz'chie" (freudiges Erlebniß) haben. Und mehr dergleichen, was ein Rabbi, der so ein feiner Gelehrter ist, wie der ist gewesen, Alles weiß, hat er da hergesagt, aber — es hat Alles nichts genützt; Ofer ist steinhart geblieben und ist darauf bestanden, wenn Maier Fradele nimmt, bekommt er von ihm kein' Kreuzer Geld und er halt ihn gar nicht mehr für sein' Sohn. — Und so ist es auch gewesen. Ofer hat als gemeint, verstehst Du, wenn er so fest auftreten wird, so wird sich Maier doch schrecken und wird auf andere Gedanken kommen; aber wie er gesehen hat, daß bei Maiern alles Reden umsonst ist, und daß Maier Ernst macht, hat er geschwiegen und hat weiter über die Sach kein Wort gered't. Maier hat mit Fradel Hochzeit gemacht; wer mir Böf' gönnt, soll so eine Hochzeit haben, wo das Kind da allein ist, und der Vater nicht dabei. Ofer hat gethan, wie wenn ihn die ganze Hochzeit gar nichts angehen möcht'. Er ist gar weggefahren über Feld, daß er nicht einmal in der Gass' zu sein braucht, um das beständige Gelauf nicht vor sich zu sehen, was doch

immer bei einer Hochzeit in der Gaſſ' iſt. Aber von der Stund' an, hat er angefangen zu kränkeln. Der eine Sohn iſt ihm vor vielen Jahren davongelaufen und kein Menſch weiß: wohin, und der andere hat ſeinem Stolz ſo einen Streich geſpielt. Das hat er nicht überleben gekonnt. Er iſt da geſtanden ganz allein, ganz vereinſamt, hat ſich von der Welt angefangen zurückzuziehen, hat von nichts etwas wiſſen gewollt, und hat ſich immer mehr und mehr verbittert, ſo daß er gefühlt hat, er wirds nicht lang mehr aushalten. Er hat ſich das Herz abgegeſſen; er hat zwar gedoktert, aber die Medizin hat nichts genutzt, denn das Uebel war ein ganz anderes, als ein ſolches, für das man in der Apotheke Medizin einkaufen kann. Von Maiern hat er durchaus nichts wiſſen gewollt und von Fradel, kannſt Du Dir denken! noch weniger; man hat ihm den Namen gar nicht melden gedurft, ſonſt iſt er gleich grün und gel (gelb) geworden. — Ein' Tag ſchickt er zu mir, ich ſoll verzeihen und ſoll zu ihm kommen und wie ich hinkomm, iſt auch der Rabbi da, und da ſagt er zu uns, er will uns ſein Herz ausſchütten und will ſein Teſtament machen. Und da hat er geweint, daß ſich hätt' ein Stein über ihn erbarmen können und hat Reue gehabt, daß er auf Jochenen in der Kindheit nicht beſſer Acht gegeben hat. An ihm, ſagt er, hab' ich eine Sünde begangen, und wenn er noch lebt, ſo will ich, was in meiner Macht ſteht, noch gut machen. Der Rabbi merkt, daß er an den andern Sohn ganz vergeſſen will und ermahnt ihn daran, und ſagt ihm: In der Thora ſteht: Du ſollſt Dich nicht rächen und er ſoll doch bedenken, — und Blut iſt kein Waſſer und dergleichen, er aber bleibt unbeweglich, da ſagt ihm der Rabbi, wenn er ſchon gegen Maiern ſeinen Haß nicht beſiegen kann, ſo ſoll er doch an die Leibesfrucht denken, die aus der Ehe hervorgehen wird, denn Fradel befindet ſich in geſegneten Umſtänden. Das hat auf ihn ein bischen eingewirkt, und das Teſtament iſt

darnach ausgefallen. Das meiſte Geld hat er auf Stiftungen in der Gemeinde vermacht; alle Vereine ſind reichlich von ihm bedacht und zum Schluſſe ſind für den abweſenden Sohn Jochene zehntauſend Gulden feſtgeſetzt. Dabei ſteht die Bedingung: Sollte er aber geſtorben ſein, und der Beweis ſeines Todes aufgebracht werden, ſo ſoll das beiliegende verſiegelte Kodizill eröffnet werden, welches die Beſtimmung enthält, wie über die zehntauſend Gulden weiters zu verfügen ſein wird. — Was das für eine Beſtimmung iſt, verſtehſt Du, das kannſt Du Dir, wenn Du Verſtand haſt, denken; genug, ich ſag' Dir, da der alte Rabbi, ſein Andenken ſei zum Segen, ſchon lang geſtorben iſt, ſo lebt auf dieſer ganzen Welt kein Menſch außer mir, welcher weiß, was in dem verſiegelten Kodizill für ein Geheimniß enthalten iſt. — Maier ſelbſt iſt in dem Teſtament richtig leer ausgegangen und wie nach Oſerns Tod die Sach' klar geworden iſt, hat ſich Maier auch angefangen das Herz abzueſſen. Theilweiſe hat er ſich Vorwürfe gemacht, daß er den Vater in die Grub gebracht hat, theilweiſ' hat es ihn wieder verdroſſen, daß der Vater ſo hart gegen ihn geweſen iſt und ſo ſchlecht an ihm gehandelt hat, kurz, was ſoll ich Dir da viel ſagen, Maier hat ſich das Herz abgegeſſen, und bald darauf iſt Fradel eine Wittwe geweſen, kurze Zeit nachdem ſie mit Ruben niedergekommen war. Nun mußt Du wiſſen, iſt vor einigen Jahren ein „Schnorrer" hier geweſen, der hat bei mir am Sabbath eine „Plett" gegeſſen. Es war ein ausgedienter jüdiſcher Soldat, der viel in der Welt herumgekommen iſt, und ich hab' mir, weil er viel geſehen und gehört hat, von ihm mehrere Geſchichten erzählen laſſen. Er hat mich angeplauſcht genug. Unter anderem aber erzählt er mir auch, doch ganz abſichtslos, ohne dabei an etwas beſonderes zu denken, und ohne daß er hat wiſſen können, wie viel mir an der Sach' gelegen iſt, eine Geſchichte von einem jüdiſchen Hauptmann, bei dem er ſelber

Schreiber geweſen iſt, wie der Hauptmann, von dem man gemeint hat, er iſt ein Chriſt, in Ankona in Italien iſt umgekommen, und wie der Hauptmann auf dem Todtenbett ſich hat nach dem Rabbi ſchicken laſſen und hat angegeben, daß er ein Jud iſt und daß er will auf dem „Guten Ort" begraben werden. Ich frag' ihn wie der Hauptmann geheißen hat, und er ſagt, man hat ihn alleweil nur den Hauptmann Johann geheißen. Der Name „Johann" macht mich aufmerkſam und ich hab' ihn noch über einige andere Umſtände ausgefragt und ſo hab' ich erfahren, wie der Rabbi heißt, den er ſich hat vor ſeinem Tod kommen laſſen, und daß er dieſem Rabbi jüdiſche Schriften übergeben hat. Wahrſcheinlich, hat mir der Schnorrer geſagt, iſt in dieſen Schriften über die Abſtammung des Hauptmanns und über ſeine Lebensſchickſale Aufſchluß gegeben worden, denn ich habe als Schreiber, der alle ſeine Sachen gearbeitet hat, niemals dieſe Schriften zu Geſicht bekommen, und hab' ihn oft genug ſelber ſchreiben geſehn. — Nun kannſt Du Dir leicht denken, daß ich gewußt hab', was zu thun iſt. Ich hab' mich an den Rabbi gewendet, um Aufſchluß über die Sache zu erhalten; es hat lang gedauert, bevor ich eine Antwort bekommen hab', endlich aber hab' ich ein' dicken Brief bekommen mit beglaubigten Abſchriften von den Dokumenten, die der Hauptmann Johann dort niedergelegt hat. Und was ſoll ich Dir da ſagen, der Hauptmann Johann iſt kein anderer geweſen, als wie Jochene Reb Oſerns, ich hab' es Schwarz auf Weiß. Dieſe Schriftſtücke dienen mir aber gegenwärtig als ein Inſtrument, mit welchem ich das Glück von Malke zu gründen geſonnen bin; denn damit Du alles wiſſen ſollſt: In dem Kodizill ſteht, da die Eröffnung dieſes Kodizilles erſt ſtattfindet, wenn Punkt 26 des Teſtamentes erfüllt iſt, das heißt, wenn nachgewieſen iſt, daß mein Sohn Jochanan geſtorben iſt, ſo verordne ich hiermit unbedingt, daß die nachgeborene

Leibesfrucht aus der Ehe von meinem Sohne Maier mit Fradel, gleichviel welchen Geschlechtes dieselbe auch sein sollte, dem verstorbenen Jochanan in dem Erbschaftsanspruche auf die besagten zehntausend Gulden zu folgen habe. Verstehst Du mich jetzt? fragte der „Zizesbeißer", und blickte den Sohn bedeutsam an.

Der Sohn konnte sich vor Verwunderung über die ihm gemachten Enthüllungen kaum fassen. Du wirst jetzt auch verstehn, fuhr der Zizesbeißer fort, warum ich auf den Ruben Fradels von seiner Kindheit an ein ganz besonderes Aug gehabt hab', und warum ich mir beständig auf ihn so Obacht gegeben hab', daß er nicht ausarten thut. Du wirst jetzt Dir das Alles erklären können, warum ich als zu Fradeln gegangen bin und sie gefragt hab', was ihr Sohn macht in der Fremd und warum ich erst in der letzten Neu ihr zugered't hab', sie soll ihm schreiben, er mög' schon einmal von der Fremd heim kommen; denn der Jung, verstehst Du, ist jetzt kein Kind mehr und Malke ist auch keins. Aber jetzt hör mich noch an, was ich Dir da werd' sagen: Auf dem Geheimniß, was ich besitz, ruht das Glück von Deiner Schwester. Ich hab' es lange Zeit mit mir allein herumgetragen; ich hab' jetzt an Dir einen Mitwisser. Mehr red' ich nicht, denn ich halt Dich für so klug, daß Du Dich, Gott behüt, nicht durch ein unbedächtig Wort irgendwie verrathen wirst. Du weißt jetzt, wer Ruben ist, und was auf ihn wartet, so wie ich das Maul aufthu; jetzt werden wir sehen, was der „Schadchen" für Neuigkeiten bringen wird.

In einem dunklen Kämmerlein in der „Gasse" saß ein Mädchen einsam und weinte still. Vater und Mutter waren todt, der Bruder Soldat und in der Ferne, und der Geliebte ihrer Seele verstand sie nicht. Das Weinen that

ihr wunderbar wohl; sie fühlte sich erleichtert, wie lange nicht. Die Sonne war niedergegangen und hatte einen letzten Abschiedsgruß in das dunkle Kämmerlein gesendet, ein vergoldeter Strahl hatte ihn dahingetragen. Die Dämmerung war hereingebrochen, da öffnete sich die Thüre, ein Soldat in Corporalsuniform, eine männlich-stolze Gestalt, stand plötzlich vor ihr, wie aus dem Boden herausgewachsen. Ein Schrei der Ueberraschung und Bruder und Schwester lagen einander hoch entzückt in den Armen.

Warum weinst Du, Jittel-Leben? fragte der Soldat, indem er den Kopf des Mädchens sanft zu sich emporhob.

Vor Freude! antwortete die Schwester mit verstelltem Lächeln.

Du hast aber ausgeweinte Augen, wendete der Bruder ein, Du siehst aus, wie wenn Du schon früher geweint hättest, ehe ich 'kommen bin.

Das Mädchen schwieg. Der Bruder verfolgte die Sache nicht weiter; er sprach von anderen Dingen.

Was macht Ruben? fragte er.

Man sagt in der „Gass'", er soll ein Bräutigam werden.

Ruben? mit wem?

Mit Malke Scholemens!

Mit Malke Scholemens? nein, das nicht! rief der Soldat wie außer sich, riß sich los aus der Umarmung der Schwester und stürzte ohne jede weitere Erklärung fort.

Sein Weg war direct zum „Zizesbeißer".

Dieser wartete ungeduldig auf die Antwort, die der „Schadchen" bringen werde und machte große Augen statt des Ehevermittlers einen Soldaten eintreten zu sehen.

Friede mit Euch, Cheskel! sagte der „Zizesbeißer", er hatte ihn trotz der Länge der Jahre erkannt.

Der Soldat antwortete: Kein Friede, spricht Gott, mit den Bösewichtern!

Biſt Du beim Militär gar ein Gelehrter geworden? fragte der „Zizesbeißer“ ironiſch.

Laßt mich geworden ſein, was ich will. Ich komm Euch etwas zu fragen, und da drauf verlang ich Antwort von Euch. Iſt es wahr, daß Malke mit Ruben Fradels ſoll eine Braut werden?

Was geht das Dich an? fragte der „Zizesbeißer“, uud wenn es juſtement wahr wär?

Und wenn es juſtement wahr wär, ſagte der Soldat, ſo ſag ich drauf juſtement: Nein!

Der Zizesbeißer ſah ihn erſtaunt an, und wußte nicht, was er von ihm halten ſolle. Er begriff nicht, woher der Soldat die Keckheit genommen habe, ihm gegenüber eine ſolche Sprache zu führen, dieſer aber wiederholte: Ich ſag Nein! ich leid's durchaus nicht!

Jetzt rührte ſich dem „Zizesbeißer“ die Galle. Was für ein Leid auf Dir? begann er, biſt Du juſt und „ſinnedig“ oder verrückt! Was heißt, Du ſagſt: Nein? was heißt, Du leidſt nicht? haſt denn Du da etwas zu befehlen?

Zu befehlen hab' ich Euch nichts, ſagte der Soldat ruhig, aber ruft mir Malke herein, das heißt, wenn ſie ſchon von Brünn zurück iſt, vielleicht wird ſie mich beſſer verſtehn, als Ihr mich verſteht.

Dieſes Wort machte auf den Zizesbeißer einen Eindruck, wie wenn ein Blitz vom Himmel über ſeinem Haupte niedergefahren wäre. Er ſank auf den Stuhl zurück, von dem er ſich in der Aufwallung des Zorns früher erhoben hatte.

Der Soldat war mit dem Reſultate ſeines Manövers vorläufig zufrieden und wollte ſich entfernen; der „Zizesbeißer“ aber hatte ſich wieder ermannt. Ich kann den Menſchen nicht ſo fortgehen laſſen, ich muß ihm das Maul ſtopfen! dachte er bei ſich und hielt den Soldaten zurück.

Bleib Cheskel! ſagte er bewegt. Laß mich hören, Cheskel, was Du thun willſt? willſt Du mein' Malkele ins Unglück ſtoßen? willſt Du hingehn auf die Gaſſe und ſagen, was Du weißt. Willſt Du Dir eine Pauk' anhängen und die Schande meines Hauſes auspauken? was hat Dir Malke denn gethan?

Malke hat mir nichts gethan, entgegnete der Soldat, aber ich bin Rubens Freund!

Nun, ſagte der „Zizesbeißer" mit ſchwerem Herzen, wenn Du durchaus willſt, daß Ruben ſie nicht nehmen ſoll, auch gut, wird ſie keine Braut mit ihm werden, aber Du verſprichſt mir, daß Du ſchweigſt.

Das iſt mir noch nicht genug!

Was willſt Du denn noch haben?

Wir zwei haben noch eine andere Sach' mit einander abzumachen; von lang her.

Kannſt Du's vielleicht nicht vergeſſen, daß ich Dich hab' zum Militär gebracht?

Das iſt es nicht, ſagte der Soldat, es iſt für mich ein Glück geweſen, aber etwas anderes iſt es!

Was?

Nun, wenn ihr ein ſolch' ſchlechtes Gedächtniß habt, ſo will ich Euch zu Hilf' kommen. Ihr werdet jetzt gleich, wie Ihr da geht und ſteht, mit mir zum Rabbi hinaufgehn, und oben werdet Ihr dem Rabbi die Hand geben, und werdet geſtehen, daß Ihr mir den ſilbernen Löffel in die Taſch' geſteckt habt, damit man mich für einen Dieb halten ſoll.

Was verlangſt Du von mir? wie kann ich mich ſo demüthigen?

Thut, wie Ihr wollt, und nach dem wie Ihr thun werdet, werd' auch ich thun!

Cheskel-Leben! hab' doch Einſicht! ſei doch ein Menſch!

Ja, ich will ein Menſch ſein! und grad darum beſteh' ich darauf; Ihr habt die Menſchheit in mir zertreten, ich muß mir ſie wieder aufrichten.

Was wird der Rabbi von mir denken, wenn ich ihm das eingeſteh?

Der Rabbi wird von Euch denken, wie es Euch gebührt, und wie Ihr's verdient. Iſt es Euch aber lieber, daß Euch die ganze Gemeinde kennen lernen ſoll, ſo bleibt!

Dem „Zizesbeißer" blieb kein Ausweg übrig. Es war ein ſchwerer Gang, den er da in Gemeinſchaft des Soldaten zu machen hatte. Nachdem er beim Rabbiner ein Bekenntniß des an Cheskel begangenen Unrechts abgelegt hatte, ſagte dieſer: Man hat mich hier in der „Gaſſ" all' ſein Lebetag den „Sündenverzeiher" geheißen, weil ich mir in meiner Jugend einen Spaß gemacht hab'; heut' bin ich zum erſten Mal wirklich ein Sündenverzeiher.

In echt menſchlichem Sinne! ſchaltete der Rabbiner ein, zwiſchen einem Menſchen und ſeinem Nebenmenſchen.

Ich verzeih' Euch dieſe Sünde, die Ihr an mir begangen habt, vollſtändig und nun könnt Ihr auch darauf rechnen, daß ich ſtumm bleib', wie ein Fiſch!

Ohne Groll im Herzen ſchied der Soldat von dem „Zizesbeißer" und nun eilte er wieder nach Hauſe zu ſeiner Schweſter.

Ruben hatte ſich in ſeiner Gemüthslage nicht zu helfen gewußt; er war allen Ernſtes rathlos. Wie aber oft ein freundlicher Lichtſtrahl vom Himmel herab in ein dunkeles Kämmerlein eindringt und darin die Gegenſtände mit wunderbarer Klarheit beleuchtet, ſo fährt auch oft ein heller Gedanke in das untröſtliche Gewoge bitterer Empfindungen und klärt und ſchaffet Licht. Sein Gehirn drohte zu zerſpringen, da fiel ihm jener Tag aus ſeiner Kindheit ein,

wo er zu Gott gegangen, um für die Mutter um Schonung zu flehen, und er erinnerte ſich des tröſtlichen Geſchenkes, das er von dieſer erſten Wanderung nach Hauſe gebracht. Dorotka! — Dorotka! ſagte er halblaut zu ſich ſelbſt. Sie hat mir durch ein einziges Wort mein ganzes bisheriges Leben vorgezeichnet, ſie muß mir auch jetzt den Ausweg zeigen, den ich nicht finden kann.

Während der Soldat und der „Zizesbeißer" beim Rabbiner waren, klagte Ruben der gemüthsſtarken Frau ſein tiefes Leid, und ward faſt ſtarr vor Wonne, da ſie ihm die Augen geöffnet und ihn über ſich ſelbſt zur Klarheit brachte.

Aus Allem, was Du mir da ſagſt, belehrte ihn die Frau, ſeh' ich nur, daß Du die Welt und die Menſchen noch nicht genug kennſt; Du beurtheilſt Alles noch zu viel nach dem Schein — und der Schein trügt. Mein' Thereska könnteſt Du nicht kriegen, auch wenn es wahr wär', was Du meinſt, und ſelbſt wenn Du ſie haben möchtſt. Denn ich kann nicht wünſchen, daß Du Dich taufen laſſen ſollſt; das möcht' Dein' Mutter unter die Erd' bringen. Aber ich ſag' Dir, Du biſt im Irrthum. Thereska iſt alleweil freundlich und gut gegen Dich, ja, ja, das iſt richtig! aber grad' darum, weil ſie dies offen zeigt, ſollteſt Du wiſſen, daß ſie Dich ganz anders gern hat, als wie das Weib den Mann. Hätt' ſie Dich auf dieſe Art gern, wie Du es meinſt, ſo wär' ſie verſchämt gegen Dich, kannſt Dich ververlaſſen drauf — ganz ſo wie Jittele gegen Dich iſt, die Dich in Wahrheit liebt. Du biſt aber ganz blind und ſiehſt es nicht. Die möcht Dir jeden Augenblick um den Hals fallen, ich leſ' es ihr von der Stirn herunter, und wartet nur auf ein ermunternd Wort von Dir, und Du ſprichſt es nicht aus und ſchauſt ſie nicht an, weil Du glaubſt, ſie hat Dich nicht gern. Juſt umgekehrt iſt's wahr.

Grad' weil ſie Dich gern hat, ſo ſchämt ſie ſich, es Dir zu zeigen. Schau ich hab' mit mein' Thereska kein Wort von dieſer Sach' noch gered't. Aber frag' die, wenn Du Courage haſt und gib Acht, was die Dir ſagen wird.

Nur gut, daß Du's ihm recht runter ſagſt von der Leber weg! ließ ſich eine Mädchenſtimme dazwiſchen vernehmen. Thereska war während des Geſpräches in die Thüre getreten und hatte eine Weile der Auseinanderſetzung zugehört. Jetzt ſchau Einer den Menſchen an! fuhr ſie fort, am End' wird man gegen Einen nicht mehr freundlich ſein dürfen! wirſt gehn mit ſolchen Dummheiten? Da könnt' Dich ja Dein' Mutter auch heirathen! iſt die nicht freundlich gegen Dich? glaubſt, daß die Dich nicht gern hat? ich hab Dich auch nicht anders gern, wie Dein' Mutter und wenn Du willſt, kannſt mich Schweſter heißen. Aber eine Andere ſitzt in der „Gaſſ", die Dich noch ein Biſſel anders gern hat. Das ſiehſt aber nicht, weil Du blind biſt. Und doch kannſt mit keiner ſo glücklich werden, wie mit ihr.

Wonnerfüllt verließ Ruben das Häuschen ſeiner Wohlthäterin; er hat ſich kurz und entſchloſſen zu einer männlichen That aufgerafft, denn als der Soldat vom Rabbiner nach Hauſe kam, fand er ſeine Schweſter Jittele als glückliche Braut in Rubens Armen. Die Thränen, die ſie kurz zuvor noch vergoſſen hatte, waren verwiſcht; Ruben hatte ihr ſie weggeküßt.

Schmerz und Freude wohnen oft hart an einander; am allernächſten wenn der grimme Wolf das Lamm zerreißt. Wann ſoll das unſchuldige Lamm aber Freude haben? Doch nur, wenn der Wolf, wie es in der Fabel

heißt, einen Knochen im Halſe ſtecken hat. Der „Zizesbeißer" lag zuſammengebrochen auf ſeinem Bette. Er war alt und ſchwach, ſein Stolz vor dem imponirenden Weſen des Soldaten und vor dem Rabbiner gedehmüthigt, ſein Plan, der ihn viele Jahre beſchäftigt hatte, geſcheitert. Er fühlte, daß ſeine Stunde geſchlagen. An ſeinem Bette ſtanden der Sohn und die Tochter und noch ein Mann — Chaim Landsdorf.

Nicht weit davon wurde eine Hochzeit gefeiert. Eine luſtige Geſellſchaft ſaß beim fröhlichen Hochzeitsmahle und der Schalksnarr rief unter allerlei vorgebrachten Narrenspoſſen die Geſchenke aus, die dem Brautpaar zugedacht wurden. Da trat, während er die Geſchenke enthüllte und ihren Werth in den kühnſten Hyperbeln vertauſendfachte, der Sohn des Zizesbeißer in die Hochzeitsſtube — ein Trauernder unter die Fröhlichen. Auf ſein erſtes Wort hörte man nichts als: Gelobt ſei der wahrhaftige Richter! zur Antwort.

Ich bring, ſagte Kalman, von meinem Vater auch noch das Hochzeitsgeſchenk! — und hiemit überlieferte er dem Bräutigam eine Abſchrift des Teſtamentes von Oſer Sankt-Jörgen und die Dokumente, welche der „Zizesbeißer" über den Tod des Jochanan aus Italien erhalten hatte.

Die Enthüllungen, die auf dieſe Weiſe gemacht wurden, verſetzten die Geſellſchaft in Staunen und in eine feierlich-ernſte Stimmung.

Wie wunderbar iſt das Leben! ſagte Cheskel zu dem Bräutigam. Erinnerſt Du Dich an die Geſchichte von meinem alten Feldwebel? — ich hab' Dir alſo damals die Lebensgeſchichte Deines eigenen „Vetters" (Onkels) erzählt.

Der Sohn des „Zizesbeißer" hatte ſich wieder ent-

fernt und nach und nach kehrte die fröhliche Stimmung, freilich mit einem aufgesetzten Dämpfer, wieder zurück.

Wer hätt' denken sollen, was aus „Schmul Mad" Alles geworden ist. Wie er beim Fluß die Töpf' abgewaschen hat, damals hat man nicht gewußt, daß Ihr solche Freud' an ihm erleben werdet, mit diesen Worten hatte sich eine etwas vorlaute Stimme an Rubens Mutter Fradel gewendet, welche Freudenthränen vergoß, wenn sie den herrlichen Sohn an Seite der glücklichen Braut betrachtete.

Aber Dorotka, der diese Bemerkung nicht entgangen war, nahm solche Rede sehr übel und rügte sie scharf: Da sieht man, wie Ihr seid, sagte sie, weil Ihr ihn niemals verstanden habt, darum wundert Ihr Euch. Meint Ihr, die zehntausend Gulden haben ihn jetzt erst zu etwas gemacht? Er ist von jeher eine starke und eigenwillige Natur gewesen und Ihr habt ihn für ein' „Schmul Mad" gehalten. Was er gethan hat, daß er Euch so geschienen, das hat er aus Liebe zu seiner Mutter gethan und grade darin hat er die größte Stärke bewiesen! Ich hab' ihn verstanden!

Meine zweite Mutter! rief Ruben bewegt dazwischen und die beiden Mütter Rubens flogen einander an die Brust und hielten sich fest umschlungen. Die zum Tanz einladende Musik löste mit einigen Takten die Gruppe auf.

Wenn man in der „Gasse" von einem Knaben sagen will, daß er's zu etwas bringen wird, so sagt man: der bringt es einmal noch so weit, wie der Bäck da! — Von „Schmul Mad" ist mehr keine Kenntniß zurückgeblieben; nur Thereska, mit einem Bauer glücklich verheirathet, pflegt,

wenn ſie gut aufgelegt iſt, ſcherzweiſe zu bedauern, daß Cheskel kein Chriſt ſei, ſo ein' Soldat mit ſo einem Schnauzbart, meint ſie, wär' ihr ſchon recht geweſen, und in ſolch guter Stunde pflegt ſie ihren Jugendfreund auch ſpottweiſe noch „Schmul Mad" zu heißen. Chaim Landsdorf weiß nichts von Scherz und nichts von andern Dingen. Er hält Malke hoch in Ehren und zündet jedes Jahr am Todestage des „Zizesbeißer" in Schul ein großes Wachslicht an. Kalman und Cheskel aber ſind unzertrennliche Freunde geworden.

Der Zigeuner-Hannes.

I.

In der Chaluppe.

Groß und prächtig war die Baulichkeit eben nicht, wohl aber gut und geräumig genug für ſtille, zufriedene Leute, und ſolcherart waren Zallel Kralitzer und ſein Weib Rachel gemuthet, daß ſie ſich mit ihren drei Kindern darin recht wohlig und glücklich fühlten. Es iſt doch beſſer man wohnt in ſeinem Eigenthum, und wenn dies auch ein biſſel klein und eng iſt, als wie daß man zu jedem Halbjahr ſeine ſieben Sachen zuſammenpacken muß, wenn es dem fremden Eigenthümer gefällt, einem die Wohnung aufzukündigen. Dies war Zallels Maxime. Und er ſtieß bei ſeinem guten Weibe mit derſelben nicht auf den mindeſten Widerſtand; im Gegentheile ſie verſäumte nicht ihren Mann zur Herſtellung eines Stückchen Eigenthums in jeder Weiſe zu ermuntern. Ich hab' einmal gehört, erzählte ſie ihm, als er ſich mit der verſtändigen Frau berathſchlagte, daß ein großer römiſcher Kaiſer geſagt hat, er will lieber in einem Dorf der Erſte ſein, als wie der zweite in Rom. Das mein' ich auch. Ich behelf' mich lieber ſo gut ich kann auf meinem eigenen Grund und Boden, wo mir kein Menſch etwas zu befehlen hat, als wie daß ich in einer ſchöneren und größeren Wohnung bei mehr Bequemlichkeit in einem fort von der Laune eines Andern abhängig ſein ſoll. So waren denn die guten und verſtändigen Eheleute eines und desſelben Sinnes, und wo dies der Fall iſt, wird die Ausführung auch der ſchwierigen Arbeit leicht, und wie unter

dem Segen des Himmels geht Alles von Statten. Zallel Kralitzer, ſo genannt, weil er das Dorf Kralitz zur Stätte ſeines Fleißes und Erwerbes ausgewählt, ging Sonntag früh ins Dorf hinaus, und wenn er Donnerſtag oder Freitag wiederkehrte, überzählte er mit ſeiner treuen Rachel den Gewinn, den die Mühe einer ganzen Woche abgeworfen. Es war nicht in jeder Woche gleich viel erworben worden, doch auch mit dem geringeren Gewinn wußten ſich die anſpruchsloſen Leute zu begnügen, und wie der fleißige Mann es verſtand den Groſchen ins Haus zu bringen, ſo verſtand es die treffliche Hausfrau den einmal erworbenen feſtzuhalten. Sie hatte noch von ihrem Vater her ein gar löblich Sprüchlein im Gedächtniß. Man muß jeden Kreuzer dreimal herumdrehen, bevor man ihn ausgibt, hatte ihr der ſparſame Mann oft genug eingeſchärft, und ſie erprobte zu ihrer großen Freude die Trefflichkeit der väterlichen Lehre und ſah wohl, daß ein jedes Ding zwo Seiten hat, und ſo auch der Kreuzer. Auf der einen ſteht gleichſam geſchrieben: Gib! das iſt die Lockung für den Kaufluſtigen; auf der andern aber ſteht dagegen das Heilmittel und dies heißt: Behalt! und wenn ſie dann die Münze regelrecht dreimal herumgedreht hatte, ſo ſteckte ſie dieſelbe auch wohlgemuth wieder in die Taſche und ſagte: Behalt. So haben ſich die Groſchen gemehrt und die Münzen mälig angehäuft. Aus den Groſchen ſind ſpäter Gulden geworden und, als deren eine erkleckliche Anzahl beiſammen war und Zallel einmal fragte: Nun, Rachel! bauen wir? da antwortete Rachel ſtillvergnügt lächelnd: Ja, Zallel! wir bauen. Und nach kurzer Zeit ſtand das Häuschen da.

Der Drab (Gerichtsdiener) des Ortes pfuſchte auch ins Maurerhandwerk. Wenn er nicht mit der großen Trommel behangen durch die Gaſſen und über den Marktplatz ſchritt, um eine neue Verordnung des hochwohlweiſen Magiſtrats zu verkünden, oder wenn er nicht die ihm noch

viel angenehmere Beschäftigung hatte, einem Steuerrückständigen militärische Exekution ins Haus zu legen, oder gar einen besonders Renitenten einsperren zu dürfen, dann gab es für ihn nur noch zwei Dinge in der Welt: der Wein und eine Bauunternehmung. Durch den Verdienst bei der letzteren konnte er sich den erstern in reicherem „Maße" gönnen; aber Zallel Kralitzer wollte sich seinen Bau durch ungeschickte Hände nicht verpfuschen lassen, und so blieb der Drab bei demselben denn unberücksichtigt. Darob entbrannte Zorn in des Drabs Gemüthe. Wenn er an Zallel irgendwo vorüberging, zwickerte er seiner Gewohnheit gemäß zwar mit dem verschmitzten Auge; innerlich aber war er von dem Gedanken erfüllt: Wart nur Du stolzer Bauunternehmer! Dich krieg' ich schon noch einmal in meine Mausfalle. Dir hetz' ich noch den Syndikus auf den Leib, der Dir Dein rohes Fell schon zausen soll!

Zallel ging nach wie vor in sein Dorf, und wenn er von Kralitz nach Hause kam und den müden Fuß über die Schwelle des eigenen Häuschens setzte, dann nahm ihm das treue Weib die schwere Last vom Rücken und sie freuten sich still des kleinen Besitzes und des darin herrschenden Segens. Sie hatten drei Kinder. Die Leute in der „Gasse" hatten niemals eine Orgel gesehen, sonst würden sie von Zallels Kindern gesagt haben, sie nehmen sich neben einander aus, wie die Orgelpfeifen. Die Kinder alle drei waren männlichen Geschlechts; der älteste trug, nur mit einer aus Zärtlichkeit angehängten Verkleinerungsformel, den Namen jenes Mannes, dessen löblich Sprüchlein wir oben kennen gelernt. Der Großvater, wenn er noch lebte, hätte Hirsch geheißen, der Knabe hieß: „Härschele". Nach dem verstorbenen Großvater väterlicher Seits hieß der zweite Knabe, ebenfalls eine zärtliche Miniatur: „Itzegel", und der dritte erhielt den Namen: „Borechel". Zum Segen soll er uns sein, hatte der Vater gesagt, als das Kind

geboren wurde und er ihm den Namen Baruch, Segen, ausgewählt. Die Wöchnerin hatte fromm erwidert: Großer Gott! Amen!

Als der jüngste Knabe das Experiment des Alleingehens zum ersten Male mit Erfolg ausgeführt hatte, herrschte Freude im Hause von Zallel Kralitzer. Du brauchst jetzt das Kind nicht mehr auf der Hand herumzutragen! war die Meinung des guten Mannes, der wohl zu schätzen wußte, was seine Frau ohne Hilfe von Dienstmädchen für Last auf sich habe, wenn sie mit dem Kind im Arm auch noch die häuslichen Geschäfte verrichten soll. Die Kinder sprangen nun recht lustig in dem engen Raume herum und kletterten bald auf Stühle, Bänke und Tische, wie muntere Eichkätzchen, aber des Nachts schliefen sie, und dies ungewiegt. Die muntere Tagesarbeit war ihnen wohl bekommen und die sorgsame Mutter hatte bei der bescheidenen Abendmahlzeit dafür gesorgt, daß sich keines von ihnen, Gott behüte! den Magen überlade.

So schliefen sie denn, die drei Knaben, wie Gerechte schlafen, und die Mutter, ihre sorgsame Hüterin und Pflegerin, nach vollbrachter Tageslast neben ihnen, nicht ohne daß sie mit dem ältesten der Knaben vorher in frommer und althergebrachter Weise das Nachtgebet verrichtet hatte; bei den beiden jüngern hatte sie es noch unterlassen, weil solche Forderung ein thörichtes Beginnen gewesen wäre. So schlief das Haus von Zallel Kralitzer und wiegte sich in Ruhe; er selbst? nun, er hat zur selbigen Stunde ebenfalls das müde Haupt nicht unsanft gebettet, wenn er auch, wie gewöhnlich, die Woche über, im Dorf unter fremdem Dache ruhte, und nicht auf eigenem weichen Pfühl der tröstlich-erquickende Schlaf ihm die müden Glieder löste.

Ruht sich's auf eigenem Pfühle aber auch fester, wie auf fremdem? und setzt der losgebundene Leib der Rückkehr des Bewußtseins einen größeren Widerstand entgegen? oder

hatte sie an diesem Tage mehr als sonst die Kräfte des Leibes angestrengt und erschöpft, daß sie das „Feuerjo! Feuerjo!“ welches durch die Gasse tostc, erst nach wiederholtem Rufen vernahm? Plötzlich durch den entsetzlichen Ruf aus dem ersten Schlafe emporgeschreckt, sprang sie aus der heimlichen Wärme des Bettes und warf mit lobenswerther Besonnenheit ein faltiges Nachtgewand um den zitternden Leib, ehe sie vor die Thür sprang, zu erkunden, wo das verderbliche Element im Wüthen begriffen sei. Wer aber beschreibt den Schreck des unglücklichen Weibes, als sie in dem Augenblicke, da sie vor die Thüre trat, schon das Dach ihres eigenen Häuschens in hellen Flammen sieht! Rasend stürzt sie in die Stube zurück, um die Kinder zu retten. Von einem rennt sie zum andern und ergreift doch keines. In ihrer Seelenangst, daß zwei der Unschuldigen Opfer des verheerenden Elementes werden könnten, während sie das Eine derselben hinausträgt, bemeistert sich ihrer eine solche Verwirrung, daß sie nicht weiß, welches der Kinder sie zuerst in Sicherheit bringen soll. In solcher Rathlosigkeit ringt sie, anstatt sich zu ermannen und auf gut Glück zuzugreifen, nur die Hände und läuft wie wahnsinnig unter herzzerreißendem Wimmern und Rettungsrufen hin und her und hinaus und hinein, bis sie bewußtlos niedersank.

Der Feuerlärm hatte aber inzwischen das ganze Städtchen auf die Beine gebracht. Mit polterndem Gerassel kam die städtische Gemeindespritze dahergefahren. Vom Kirchthurm herab verkündeten ernste Glockenschläge benachbarten Dörfern die Gefahr. Der Syndikus und der Drab erschienen auf der Stätte des Unglücks. Was Hände hatte, mußte sich regen, die Wassereimer flogen von Hand zu Hand, der Schlauch wurde auf das Dach geleitet, zischend spritzte der Wasserstrahl in die prasselnde Flamme, der Rauchfangkehrer stand wie ein überirdischer Mann,

dem das Feuer nichts anhaben kann, hoch oben, der Syndikus ſuchte mit Hilfe des Drabs unten eine gebührliche Ordnung herzuſtellen, man arbeitete, was man konnte, und rettete, was zu retten war. Nach mehreren Stunden verderblichen Wüthens, nachdem auch noch anderwärtige Spritzen zur Löſchung des Brandes herbeigekommen waren, gelang es den vereinten Anſtrengungen der ganzen mannbaren Bevölkerung des Städtchens, dem Brande Einhalt zu thun und ein weiteres Umſichgreifen des Feuers zu verhüten. Dunkle Geſtalten huſchten während des Brandes durch die leer ſtehenden Gaſſen, es waren braune Kinder aus den Steppen Aſiens, die in Europa flüchtig von Ort zu Ort ziehen und hier in der Gegend in großen Schaaren unter freiem Himmel hauſen. Was iſt aber aus dem armen Weibe und aus ihren drei Kindern geworden?

Am Ende der Langgaſſe ſtand eine niedrige „Chaluppe" (kleines Häuschen). Der Mann, der ſie bewohnte, wäre, wenn ihm das Geſchick günſtiger ſich erwieſen hätte, ein reicher Bauer geworden mit großem Hof und weithin liegenden Aeckern. Er beſaß keine Aecker und war kein Bauer; er war nur ein „Häusler", ſo nennt man den ärmlichen Beſitzer einer „Chaluppe" ohne zugehörige Felder. — Im Orte nannte man ihn den „Zigeuner-Hannes".

Als die arme Frau aus ihrer Ohnmacht zum Bewußtſein zurück gebracht worden war, befand ſie ſich in der ärmlichen „Chaluppe" des Zigeuner-Hannes. Ein Schrei des Entſetzens entfuhr ihr. Sie ſah wild um ſich, doch verklärten ſich ihre Züge zu einem milden Lächeln, da ſie auf dem Bette neben ſich ihre drei Kinder erblickte. Sie rieb ſich die Augen. Sie wußte nicht, wie ſie, noch wie ihre Kinder daher gekommen in den fremden Raum; ſie wußte nicht, ob der ausgeſtandene Schrecken Wirklichkeit geweſen, oder nur ein ängſtigender Traum. Ja, ſie war ſogar der Meinung, ſie träume eben erſt jetzt, und krampf-

haſt faßte ſie ihre Kinder an, wie um ſich zu überzeugen, ob dies wirklich ihre Kinder und keine Traumgebilde wären. Die Kinder ſchrien auf, und dieſes laute Aufſchreien erfüllte ihr Herz mit ſüßem Troſt und gab ihr Beſinnung und Kraft, ſich wieder aufzurichten. Mit lautloſem Schmerz wartete ſie dem Morgen entgegen. All' ihr geringes Hab war ein Raub der Flammen geworden — ſie hatte ihre Kinder.

Der erſchrockene Mann war auf die erſte Kunde von dem ſchrecklichen Ereigniß aus dem Dorfe nach Hauſe geeilt. Gruppen von Menſchen umſtanden die Brandſtätte; er fand das Gebälke noch rauchend, als er ankam.

Wo iſt mein Weib? wo ſind meine Kinder? ſchrie es aus der gepreßten Bruſt des erſchütterten Mannes hervor.

In Sicherheit! ſprach eine rauhe Stimme, während eine kräftige Hand ſich ihm in derber Sanftheit auf die Schulter legte.

Der „Zigeuner-Hannes" führte den Tiefbekümmerten in ſeine „Chaluppe".

Weinend ſtürzte ſich ihm das Weib an die Bruſt.

Was weinſt Du, Rahel-Leben? ſagte Zallel mit edler Faſſung, Dank Gott, daß es ſo iſt. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen! Wir werden mit Gottes Hilf' das Häuſel wieder aufbauen. Wir fangen wieder von vorne an.

Mein' ich denn das? ſagte die Frau mit wehmuthvollem Blicke. — Da ſieh her! Hiebei zeigte ſie auf ihre Kinder, die im Bette lagen. Die Kinder waren krank. Der Rauch in der Stube, die große Hitze, dann raſch darauf die kalte Nachtluft hatte die Kinder niedergeworfen, und die verzweifelnde Mutter war in Angſt, die eben erſt aus der Feuersgefahr Erretteten durch Krankheit zu verlieren.

Der gefaßtere Mann aber ſprach troſtreiche Worte: Thu Dich nicht betrüben, Rahel-Leben, und thu Dich nicht

aufregen und gib auf Dich ſelber Achtung. Der Gott, der unſere Kinder aus dem Feuer gerettet hat, der wird ſie auch das Biſſele Krankheit beſtehen laſſen. Gott hat genug Boten, die er von ſeiner oberſten Höh im ſiebenten Himmel zu uns Menſchen auf die Erd' kann herunterſenden. Iſt da unſer Retter, der Hannes, nicht ein Engel vom Himmel geweſen? Sei ſtill und trockne Deine Thräreu (Thränen) und thu Dich nicht verſündigen wider Gott! Die Kinder werden nicht ſterben, ſie werden aufſtehn friſch und geſund wie die Fiſch' im Waſſer; denn Gott hat ſie nicht darum errettet aus dem Feuer, wie einſtmals die „drei Jünglinge aus dem Feuerofen", um ſie uns dann wegſterben zu laſſen. Aber der Menſch muß auch das Seinige thun, laß Du den Doctor rufen, und ich werd' inzwiſchen hinübergehn zum Rabbi. Ich werd' für die Kinder ein „Pidjon" (eine Auslöſung der Seelen) machen laſſen, und werd' ihnen auch laſſen die Namen verändern*). Und weißt Du, wie ich ſie werd' heißen laſſen? fügte er mit frommer Heiterkeit hinzu, Härſchele muß genannt werden „Chananja", Itzegel muß heißen „Meſchael" und Borechel laß ich heißen „Aſarjah" und das Alles von wegen der Rettung aus dem Feuer durch den guten Hannes da ...

Dem Zigeuner-Hannes fielen zwei große Tropfen über die Wangen hernnter, ſie ſchienen lange den Weg nicht zu finden. Den Zigeuner-Hannes hat noch Niemand weinen geſehen.

Zallel aber war mit ſeiner Rede noch nicht fertig, drum fuhr er fort: ... welche Rettung ebenſo wunderbar iſt, wie die der drei Jünglinge aus dem glühenden Feuerofen, wie es geſchrieben ſteht zu leſen in unſerer heiligen „Thora".

*) Nach rabbiniſcher Anſchauung wird mit Veränderung des Namens auch das Schickſal des Menſchen geändert, alſo eine drohende Gefahr auf dieſe Art abgewendet.

Und so wie er gesprochen, also geschah es auch. Der Zigeuner-Hannes holte den Arzt. Dieser versuchte seine Kunst am Krankenbett, der Rabbi die seinige in der kabbalistisch-geheimnißvollen Aufzählung von Silber- und Kupfermünzen, deren Anzahl mit den Namen der kranken Kinder in einem dunklen, dem Laien-Verstande unerklärlichen Zusammenhang standen.

Als die Kinder aufstanden und gesund waren, wie die Fisch im Wasser, nannte man sie allgemein „die drei Jünglinge" — obwohl das älteste von ihnen dem Knabenalter noch nicht entwachsen war, das jüngste aber noch in den ersten Kinderschuhen stak. Es kam daher, daß Zallel ihnen jene alt-testamentarischen Namen beilegen ließ. Die direkte Beziehung auf die drei Jünglinge im Feuerofen war damit offen ausgesprochen.

In der Gass' sprach man über den Brand und es flogen die Vermuthungen, auf welche Art derselbe entstanden sein möchte, wie leicht beschwingte Vöglein, hin und her. Der Drab, der sich unter die Leute mischte, ließ allen diesen Meinungen freien Spielraum, und als man alle Möglichkeiten erschöpft hatte, sagte er bedeutsam: Das ist es Alles nicht, das Feuer war angelegt, und das hat kein anderer gethan, als das Zigeuner-Gesindel.

Wenn das der lange Hannes hören möcht'! ließ sich eine der Stimmen vernehmen.

Der Zigeuner-Hannes, der aber eben herbeigekommen war, ergänzte diese Rede, indem er hinzufügte: So möcht' er dem Drab sagen, daß man just kein Zigeuner dazu zu sein braucht, um Jemanden den rothen Hahn aufs Dach hinauf zu setzen. — Und nachdem er diese Worte gesprochen, verließ er mit einem verächtlichen Blick auf den Draben die müßig Plaudernden.

Unterdessen saß Zallel mit seinem Weib in der niedern „Chaluppe"! die Kinder waren wieder munter wie lustige

Eichkätzchen, nur waren ſie durch den engen Raum ein Weniges beſchränkt. Zallel verglich denſelben in Gedanken mit demjenigen, in dem er ſich früher ſo wohl und behaglich gefühlt und Rahel, die es verſtand in ſeinen Gedanken zu leſen, ſagte zu ihm: Ich weiß, was Du Dir denkſt. Du denkſt jetzt daran, ob wir wieder einmal bauen werden!.

Sollſt Du leben und ich auch, und unſere Kinder daneben! gab der Mann beifällig nickend zur Antwort. Siehſt Du, Rahel! fügte er nach einem Augenblicke der Beſinnung hinzu, dieſe „Chaluppen" da, iſt noch ein biſſele kleiner, als wie unſer Häuſel geweſen iſt. Da war unſer Häuſel ein Schloß dagegen.

Und wenn wir auch nur eine ſolche Chaluppen wie dieſe da aufbauen, bin ich auch zufrieden. Du magſt mir glauben, nichts geht über den eigenen Beſitz. Wenn man ſo das Gefühl hat, das Plätzele, wo ich jetzt ſteh, gehört mein, und wenn es auch noch ſo klein iſt, es iſt doch eine Erhebung für das menſchliche Gemüth, daß man ſich ſagen kann, da biſt du der Herr davon, und Keiner kann dich davon wegſchaffen. Du magſt mir glauben, auf fremden Grund und Boden hab' ich ſchon gar kein' Geduld mehr; es iſt mir gar nicht, wie wenn ich da daheim ſitzen möcht', ich mein' als, ich bin auf der Reiſ' und ſeh' mich in Einem fort um, ob wir noch nicht ankommen. Noch ein Gut's von dem Hannes, daß er uns da hereingenommen hat, aber wir können ja doch nicht lang da bleiben und müſſen ſehen bald wieder fortzukommen; er iſt ja doch der ... Zigeuner-Hannes!

Rahel! ſagte der Mann bedächtig und ſeine Stirne zog ſich dabei in ernſte Falten, Du haſt da ein Wort gered't, was gar nicht recht iſt, und was mir gar nicht gefällt.

Die Frau blickte ihn fragend an, denn ſie war ſich keines abſichtlichen Fehls bewußt.

Der Mann aber fuhr in verſtändiger Rede fort: Weißt Du, was die Chriſten von uns Juden halten?

Nicht viel! verſetzte die Frau.

Sag' lieber gleich: gar nichts, berichtigte er, und fuhr fort: Nennen ſie uns nicht: Betrüger, Wucherer und alles Mögliche?

Ja!

Nu! und ſind wir es?

Mancher iſt es!

Gut. Mancher iſt es; iſt er es aber darum, weil er ein Jud iſt, oder weil in ſeinem Herzen überhaupt die Neigung zu dieſem Laſter liegt?

Die Frau ſchwieg.

Siehſt Du, wie Du ſchweigſt! fuhr Zallel fort, weil Du fühlſt, daß ich Recht hab'. Du weißt gut, daß ich mir mit ſchwerer Müh' und mit ſaurem Schweiß meine paar Groſchen verdien' und daß ich Keinem kein Unrecht thu. Meinſt Du, ich bin der Einzige? Sind nicht die meiſten, wie ich, und finden ſich etliche Betrüger unter uns, die meinetwegen ein ſchlechtes Maß und Gewicht geben oder dergleichen, finden ſie ſich nicht auch unter ihnen? und doch nennen ſie uns Betrüger!

Damit thun ſie uns Unrecht! ſagte die Frau.

Siehſt Du, fuhr Zallel weiter fort, dasſelbe Unrecht thut man aber auch dem Hannes, und dasſelbe Unrecht haſt Du ihm jetzt auch gethan, wie Du geſagt haſt, er iſt doch der Zigeuner-Hannes. Warum? und was iſt, wenn er mit den Zigeunern Umgang hat? Sind denn die Zigeuner keine Menſchen? weil ſie arm ſind und nackt herumlaufen und nicht haben ihre Blöße zu bedecken, ſind ſie deshalb verächtlich? und wenn ſie hie und da auch ſtehlen, werden ſie dazu nicht durch die bitterſte Noth gezwungen, um nur zu haben, wovon ſie augenblicklich das Leben erhalten. Der Drab hat neulich einmal bei Aron Wein-

ſchänker ein Büchel aus der Taſch' herausgezogen und hat geſagt: Da ſchaut her, Juden, was da gedruckt ſteht! und da hat er vorgeleſen aus dem Büchel heraus, wie viel Menſchen in einer jeden großen Stadt ſind, in Wien und in Prag und in Brünn und in Peſt und noch andere Städt'. Dann ſagt er: in ganz Ungarn ſind ſoundſoviel Juden und ſoundſoviel Zigeuner. Ich hab' mir die Zahlen nicht auswendig gemerkt, aber er hat ſie genau vorgeleſen und hat geſagt: Schaut nur her, da ſteht es ſchwarz auf weiß, das iſt die „Gegrafie" von dem Kaiſerthum Oeſterreich. Die Juden und die Zigeuner, die ſtehen neben einand. — Ich hab' ihm darauf die Antwort gegeben: Laſſen ſie neben einand ſtehn. Was iſt, wenn ſie neben einand ſtehn? ſie werden ſich nicht ſchlecht vertragen neben einand. — Das glaub' ich, zwinkert er da drauf mit ſeinem Aug, das Du kennſt — die Einen ſind die Stehler, die Andern ſind die Hehler. Ihr Juden habt immer gern Diebe in der Nähe, da gibt es wohlfeile Dinge einzukaufen. — Ich hab' mich mit dem Drab in kein' Diſput hinein laſſen wollen, ſonſt hätt' ich ihm ſchon eine Antwort gegeben. Ich hab' geſchwiegen; bei mir aber hab' ich mir gedacht, wie ungerecht die Menſchen gegen einander oft ſind in ihren Geſinnungen. Wie oft man Einen falſch im Verdacht hat. Auf den Zigeuner-Hannes da ſag' ich das! Du ſtellſt Dir unter ihm vor etwas ein' Wildfang, ein' Menſchenfreſſer; es iſt wahr! er hat eine ſehr rauhe Außenſeite, er ſieht aus, wie wenn er Einen freſſen wollt, und wenn er das Maul aufmacht und etwas red't, meint man, es hebt an zu donnern, ſo gewaltig iſt Alles, was er thut. Ich glaub's gern, daß ſie in der „Gaſſ" den Kindern mit ihm Furcht machen, aber wir ſind doch keine Kinder mehr und ſollten nicht nach dem Schein urtheilen, ſondern nach dem Kern. Und ich ſag' Dir, obgleich er ſo roh und gewaltig ausſieht, von deſſenwegen ſteckt doch ein guter Kern in ihm und

ein feines Gemüth. Den Menſchen kennt gar Niemand, und Du kennſt ihn auch noch nicht, obgleich er Dich mit ſeiner ſtarken Hand aus dem Feuer herausgetragen hat; ich aber kenn' ihn, denn er hat mir mit ein paar Worten ſein weiches Gemüth eröffnet und ich hab' in ſein Herz geſehen. Er iſt ein Diamant, wenn auch ein ungeſchliffener, mögen ſie ihn heißen, wie ſie wollen, meinetwegen „Zigeuner-Hannes". An mir handelt er beſſer wie jeder Andere und ein Bruder gegen den Andern kann nicht beſſer handeln, als er thut. Du mußt wiſſen, was er zu mir geſagt hat. — Herr Zallel, hat er geſagt, denn er heißt mich als nicht anders, als wie Herr Zallel, ſo lang Ihr wollt könnt' Ihr mit Weib und Kind in meiner „Chaluppen" bleiben, ſie iſt zwar ein biſſel klein und eng, aber das Sprichwort ſagt: Es gehen viel' gute Schaf' in ein' engen Stall hinein. Bleibet drin bis Ihr Euch ſo viel erſpart habt, daß Ihr Euch Euer Häuſel wieder aufbauen könnt. Zu bezahlen braucht Ihr mir nichts dafür. So hat er zu mir gered't und hat mir dabei die Hand gedrückt mit einem Drucker, daß ich gemeint hab', es geht mir die Seele aus. So ein Menſch iſt das, und Du kannſt Dirs hier unterdeß, ſo lang es nicht anders iſt, ſchon gefallen laſſen. So gern wie Du ſchon wieder in Deinem eigenen Häuſel ſitzen möchteſt, möcht' ich es auch, das kannſt Du mir glauben, das brauch' ich Dir nicht erſt zu ſagen, auch weißt Du, daß ich es nicht an Mühe werde fehlen laſſen, um wieder zu einem kleinen Beſitzthum zu gelangen und der Gott, der mir das erſte Mal dazu verholfen hat, wird mich auch jetzt nicht verlaſſen und wird mir auch das zweite Mal dazu verhelfen. Aber Geduld muß der Menſch haben, es geht nicht Alles auf der Ochſenpoſt, langſam muß es gehn und ſtat und ſtat fahrt man in die Gemeinde hinein.

So lautete die Rede Zallel Kralitzers und ſie ging ſeinem Weibe tief zu Herzen. Sie blieben denn vorläufig

in der ärmlichen Hütte und allmälig fand die emſig ſchaffende Frau ſich auch heimlich und traulich in dem ungewohnten Raum. Der Beſitzer desſelben war nicht viel zu Hauſe; er verkehrte mehr außer demſelben. Wenn er nach Hauſe kam, hielt er ſich gewöhnlich zu den Kindern, welche ledig aller Furcht vor dem allgemein gefürchteten Zigeuner-Hannes mit ihm bald auf beſtem Fuße ſtanden. Die Frau vermochte ſich nicht recht in das Weſen des ungeberdigen Geſellen zu finden; doch hatte ſie ſeit der Unterredung mit ihrem Manne, zu dem ſie das innigſte Vertrauen hegte, ein Gefühl der Ehrfurcht vor ſeiner beſondern Art. Sie begriff ihn nur nicht, aber ſie achtete ihn doch. Der Zigeuner-Hannes war kein Mann von vielen Worten. Er ſprach wenig, mit der Frau faſt gar nichts, mit den Kindern aber deſto mehr. Er ſpielte mit ihnen, wie ſelber ein Kind. Zwiſchen ihm und Zallel aber hatte ſich von der Zeit an, da die beiden Männer zu einander in eine ſo merkwürdige Beziehung getreten, ein inniges freundſchaftliches Verhältniß herausgebildet. Auch ſie ſprachen wenig mit einander, aber es bedurfte für ſie der Worte nicht; ſie hatten zu glücklicher Stunde einander ins Herz geblickt und einander verſtanden. Bei Zallel war es eine ausgemachte Sache, man finde unter Millionen Menſchen kein ſo treues Gemüth, wie den Zigeuner-Hannes.

II.

Bei den Zigeunern.

Die gut gebaute Landſtraße, welche auf einem feſt errichteten Walle in Verbindung mit einem Syſtem von Brücken gegen die im Frühjahre durch das Schmelzen des Schnees von den Bergen ringsum herabſtrömende Waſſerfluth ſchützend und geſchützt, gegenwärtig auf der Südſeite

des Städtchens zu dem nahe gelegenen Walde hin- und weiter hart an demſelben vorbeiführt, beſtand zur Zeit, in der unſere Geſchichte ſpielt, noch nicht. Sie iſt eine Errungenſchaft der neuern Zeit. Damals ſchlängelte ſich der ausgefahrene Fuhrweg durch die flache Ebene hin und war einen großen Theil des Jahres unter Waſſer geſetzt, ſo daß man, um zu dem Walde und zu dem hinter demſelben gelegenen benachbarten Städtchen zu gelangen eine nicht unbeträchtliche Strecke durch das Waſſer waten oder mit Roß und Wagen, ſo gut es eben ging, durchkommen mußte. Hatten ſich aber mit dem Eintreten der wärmeren Jahreszeit die Waſſer wieder verlaufen und verdunſtet, ſo kamen aus dem benachbarten Ungarn alljährlich ganze Horden von Zigeunern dahergezogen und ſchlugen auf dem ſchlammigen Boden in der Nähe des Waldes ihr romantiſches Lager auf. Da liegen ſie nun träumeriſch hingeſtreckt, Kinder und Greiſe, Männer und Weiber, Alle oft wie in einen Knäuel verwickelt, im bunteſten Gewühl durcheinander. Ihre Geſichtsfarbe iſt dunkel und fahl, die Augen blitzend, das Haar kohlſchwarz, und in verflitzten Flechten herabhängend. Die Bekleidung äußerſt dürftig, und nicht immer hinreichend die Blöße des geſchwärzten Leibes zu bedecken. Man ſagt, daß ihre dunkle Hautfarbe nicht durchaus angeboren ſei, ſondern daß ſie die Herſtellung derſelben durch künſtliche Mittel unterſtützen. Sie beſtreichen, erzählt man, den Körper des neugeborenen Kindes mit Oel und ziehen es raſch durch die Flamme, oder laſſen es im heißen Sonnenbrande braten. Einige nothdürftig errichtete Hütten, welche aus wenigen Pfählen mit darüber geſpannter Leinwand errichtet, dachartig auf dem Boden aufſtehen, gewähren geringen Schutz vor den äußerſten Unbilden der Witterung, vor der glühendſten Sonnenhitze, wie vor hart eindringendem Regenguſſe. Wenige Wagen, die ſie mit ſich führen, bewahren die geringen Habſeligkeiten, die ſie auf verſchiedenem Wege

durch Bettelei, durch Diebſtahl und auch durch ihrer Hände Arbeit zu Wege gebracht; ſie ſind kundig in mancher Art von Gewerbe und befleißigen ſich größtens der Verfertigung von raſſelnden Ketten, oder anderer Gegenſtände aus Eiſen, die ſie dann im benachbarten Orte verkaufen. In der Nähe weiden einige kleine Pferde, welche beim Weiterziehen vor die Wagen geſpannt werden, während der Lagerzeit aber ihren Handelsartikel bilden; die Zigeuner ſind allenthalben auch Roßhändler, und beziehen ohne Kenntniß des Kalenders dennoch regelmäßig die Pferdemärkte, wie andere Kaufleute und Händler. Jahrmärkte, Feuersbrünſte u. ſ. w., kurz jede Veranlaſſung, welche die Menſchen in größeren Maſſen zuſammenruft und von den Häuſern entfernt, ſind ihnen willkommen, und ſie fehlen ſelten. Da liegen ſie nun, die braunen Kinder Aſiens, harrend des Mahles, welches ſo eben bereitet wird. An mehreren Punkten des Lagers brennen Feuer; ſie haben heute einen guten Tag. In der Nähe des Städtchens haben ſie einen verreckten Hund gefunden; der wird jetzt eben gebraten. Einige der jüngern Männer ſind damit beſchäftigt einem der Pferde Hufeiſen aufzuſchlagen, denn ſie verſtehen ſich auch auf die edle Hufſchmiedekunſt. Dort liegt ein alter Zigeuner neben der Hütte, welcher die Zeit, die ihm bis zum Mahle allzu träge dahinſchleicht, mit Erzählung ſeiner Jugenderinnerungen ausfüllt. Eine aufmerkſame Schaar jüngerer Männer lauſcht mit Andacht und Wohlgefühl der einfachen Schilderung ſeiner Heldenthaten, und freut ſich jedes Mal, wenn es ihm nach einer wohl ausgeführten edlen That, gelungen, den Händen ſeiner Verfolger und einer wohl eingerichteten Polizei ſpurlos zu entwiſchen. Ein anderer Zigeuner, der dieſe Schilderung ſchon ein Mal oder mehre Mal gehört haben, und deshalb an derſelben weniger Gefallen finden mag, wendet ſich abſeits, um in ſeinen eigenen Erinnerungen zu ſchwelgen; denn auch er kann ſich rühmen,

manches löbliche Stücklein ausgeführt zu haben. Ein dritter entlockt dem zarten Saiteninſtrumente, das er zwar kunſtlos, aber doch nicht ohne Geſchick zu behandeln verſteht, melancholiſche Weiſen, und einige junge Zigeunermägdlein, halb nackt, mit lang herabwallenden Flechten, tanzen luſtig um ihn herum, und ſcheinen von der Traurigkeit dieſer Melodie, die auf ſie einen gerade entgegengeſetzten Eindruck hervorbringt, nichts zu verſpüren. Eine alte Zigeunermutter kauert in der Nähe des Feuers, und ſtreckt begehrlich die dürre Hand aus nach dem fein ſchmeckenden Braten, deſſen Wohlgeruch ihr appetitlich in die Naſe ſteigt; die jüngeren Zigeunerweiber aber machen ihr in eigenen, nur ihr und ihrer Umgebung verſtändlichen rauhen Lauten, aus denen der vorübergehende Wanderer nur die dunkeln Worte „Schurede, Murede!“ heraushört, begreiflich, daß ſie ihre Begierde noch ein wenig im Zügel zu halten und ihre Finger nicht zu verbrennen gut thun werde. Solche Höflichkeit, die ihnen der Reſpekt vor der alten Zigeunermutter gebietet, laſſen ſie aber dem unvorſichtigen kleinen Zigeunerlein nicht zu Theil werden, welches ebenfalls ungeduldig und nach Speiſe begierig die freche Hand nach dem bevorſtehenden Leckerbiſſen allzu voreilig ausſtreckt; denn mit einem eiſernen Bratſpieß, den die eine in Bereitſchaft hält, wird ſolcher Voreiligkeit unſanft auf die Finger geklopft und der alte Zigeunervater wendet ſich mit ſeiner aufmerkſamen Zuhörerſchaft verdroſſen um, da er durch das entſtandene Geheul in ſeiner Schilderung gerade bei einer der intereſſanteſten Wendungen unterbrochen wurde. Mit einem verächtlichen Blicke auf die herzloſe Peinigerin ſeines geliebten Enkelkindes nimmt er raſch den Faden der abgeriſſenen Erzählung wieder auf, und bemeiſtert den edlen Zorn im Gemüthe, denn wenn er ſich erhöbe um Rache zu nehmen, ſo würde das bevorſtehende Freudenmahl ein Leichenſchmaus! Eine andere Zigeunerin, der die Zeit

ebenfalls etwas lange zu ſein ſcheint, ſucht ſich dieſelbe durch allerlei Kartenkünſte zu vertreiben, in denen ſie die heranwachſende Zigeunergeneration unterweiſt, und gibt ihnen zugleich heilſame Belehrungen aus den aufgeſchlagenen Karten die künftigen Schickſale der Menſchen mit Genauigkeit herauszuleſen und vorherzuſagen. In etwas weiterer Entfernung ruht behaglich ein jüngeres Paar, ein Zigeunerjüngling voll männlicher Kraft in ſtrotzender Fülle der Glieder, und ein Zigeunermädchen blühend und üppig und trotz der ſchwarzen Hautfarbe durchaus nicht ungeeignet, auch in den Augen eines ziviliſirten Europäers, wenn auch nicht gerade ſchön, ſo doch eigenthümlich charakteriſtiſch und intereſſant gefunden zu werden. Sie lagern traulich neben einander und ſcheinen ſich im Augenblick um die Andern wenig zu kümmern, ſie ſprechen von ihrer Zukunft, die ihnen noch golden entgegenſtrahlt; denn eine ſo große Macht iſt allen Menſchen eingeboren, daß ſie, auf welcher Stufe der großen Rangleiter des Lebens ſie auch immer ſtehen, in welcher Lage immer ſie ſich befinden mögen, doch allzeit getrieben werden, den Blick über die enge Gegenwart hinaus in eine fern liegende Zukunft zu erheben, und den Geſichtskreis zu erweitern. Dies iſt der Fall in dem glänzenden Palaſte und in der niedern Hütte, und wie den Fürſten auf dem Throne, beherrſcht ſie den elend und unſtet arm und heimathlos umherziehenden Steppenſohn, es iſt die Alles belebende Hoffnung. Er träumt mit ſeiner Geliebten von einer ſchönern Zukunft, von glücklicheren Tagen, die kommen werden. Auf der Landſtraße, hart an dem bunten Zigeunerlager vorüber, wandert ein Student im dunkeln Schatten der Waldesbäume, ſeinen Homer in der Hand, und vertieft ſich mit Entzücken in die wundervollen Schönheiten des Gedichtes, in welchem die grauſigen Kämpfe vor Troja mit unnachahmlicher Lebendigkeit geſchildert werden. Vor ſeiner Phantaſie ſtehen die wohlbeſchienten

Achaier, bewaffnet mit Schild und Lanze und ſenden verderbliche Pfeile in das feindliche Lager; vor ſeiner Phantaſie verſammeln ſich die allgewaltigen, mit menſchlichen Schwächen und Leidenſchaften behafteten Götter zur Rathsverſammlung, um das Geſchick der Einzelkämpfer, wie des ganzen Schlachtausganges zu entſcheiden; da ſummt es plötzlich um ihn herum, als ob er ſich unvorſichtiger Weiſe einem Bienenſchwarm genähert hätte, eine große Zahl halb- und ganz nackter Zigeunerkinder beiderlei Geſchlechts umſchwirrt ihn, und der unangenehme, vielſtimmige aber eintönige Ruf: „Panaczek, Grezar! Grezar, Panaczek!“ (Herrchen, einen Kreuzer! einen Kreuzer, Herrchen!) erweckt ihn aus ſeinen Betrachtungen und belehrt ihn, daß in Wirklichkeit nicht den klaſſiſchen Boden des Alterthums, ſondern die Gränzpfade des romantiſchen Ungarlandes ſein Fuß betrete. Mit Mühe erwehrt er ſich, nachdem er den Inhalt ſeiner beſcheidenen Börſe an dieſe Kinder der Habgier und der Noth hingegeben, ihrer ferneren Verfolgungen, um ſeinen Spaziergang in Ruhe fortſetzen zu können. Nicht lange nach dem Studenten kömmt ein Dorfgeher mit dem Sack auf dem Rücken des Weges daher; auch ihn umſchwirren die Zigeunerkinder. „Schidaczku! Schidaczku! Grezar!“ (Judchen, Judchen, einen Kreuzer!) lautet jetzt ihr krächzendes Geſchrei, denn auch die Zigeunerkinder haben, obgleich ſie nichts wiſſen von Lavater, phyſiognomiſche Kenntniſſe aus Erfahrung und wiſſen einen Dorfgeher wohl von einem Studenten zu unterſcheiden. Der Jude ſcheint aber taub zu ſein für ihre nachdrückliche Forderung, denn ohne ſie zu berückſichtigen zieht er aus der Taſche ein kleines Gebetbüchlein hervor und betet zu Gott ſein „Tfilles haderech“ — das Gebet auf dem Wege: — Und Jakob ging ſeines Weges und es begegneten ihm die Engel Gottes; und Jakob ſprach, da er ſie ſah: das iſt das Lager Gottes, und er nannte den Namen desſelben Ortes: Lager. — Und nach-

dem er so gebetet hatte, verglich er in seiner schlichten und einfältigen Betrachtungsweise das Lager Gottes, welches der fromme Patriarch auf seinem Wege gesehen, und das Zigeunerlager, welches da vor seinem Blicke ausgebreitet lag; und die Zigeunerkinder, die sein Murmeln nicht begriffen, ließen von ihrer Zudringlichkeit und flohen in heiliger Scheu vor dem einfachen Mann, den sie wahrscheinlich für einen mächtigen Zauberer hielten, Schutz suchend zu ihren Erzeugern zurück. Nicht lange dauerte es, so kamen sie wieder, denn ein Bauer fuhr auf seinem Gefährte im kleinen, mäßigen Trabe vorbei; sie liefen mit den Pferden um die Wette und sprangen von allen Seiten, die kleine Gabe heischend, um das niedrige Wägelchen. Einige derbe Peitschenhiebe, die der verdrossene Wagenlenker auf den Rücken der nächst dem Gefährte Laufenden niederfallen ließ, und welche die kleine Horde fliehen machten, liefern den Beweis, daß der nämlichen Wirkung nicht immer die nämliche Ursache zugeschrieben werden darf, wenn es sich um die Lösung kulturhistorischer Fragen im Kleinen wie im Großen handelt. Der nächste nach dem bequem fahrenden Bauer, war ein junger Bursche von furchtsamen Aussehen, welcher als Bote in den benachbarten Ort jenseits des Waldes zu gehen hatte; er mußte das gefürchtete Zigeunerlager passiren. Wieder kamen die Zigeunerkinder, und da er in seiner Furcht vor ihnen die Flucht ergriff, so setzten sie ihm schreiend und Steine werfend nach. Sein Glück war, daß rasch hinter ihm ein unwirscher Geselle daher kam, welcher das lustige Treiben schon aus der Ferne beobachtet hatte. Wie der alte Hexenmeister in Goethes „Zauberlehrling" verstand auch er den Spruch, die Geister zu bannen. Nicht „Besen, Besen, seid's gewesen!" — sondern: „nem sobot!" (es ist nicht erlaubt!) — lautete die Zauberformel, die er mit kräftiger Lunge und geübter Zunge in ihre Ohren donnerte, und worauf sie sich scheu und furcht-

ſam, anerkennend die Macht eines Herrn und Meiſters, von der Wahlſtätte ihrer Heldenthaten zurückzogen.

Bald aber erregt eine andere Geſtalt die Aufmerkſamkeit des Zigeunerlagers, und nun ſind es nicht nur die Kinder, ſondern auch Viele der Erwachſenen, die ſich auf die Beine machen. Im ruhigen Schritt bewegte ſich ein Mann daher von koloſſaler Geſtalt und imponirendem Ausſehen. Sein Alter ſtand zwiſchen dreißig und vierzig; der Gang wäre noch ſtolzer geweſen, hätte er nicht den Kopf etwas zur Erde geſenkt. Unter dem breitkrämpigen Tirolerhut, der die ſchön gewölbte Stirne verdeckte, wallte ein noch reiches dunkles Haupthaar hervor, das ihm in freiwillig ſich ringelnden Locken über die Schulter herabhing; das ausdrucksvolle Geſicht, in deſſen Auge ein ungewöhnliches Feuer ſpielte, war von einem ſchwarzen Vollbart umrahmt, der in ſtrotzender Fülle Kinn und Oberlippe bedeckte. Die Bruſt von kräftiger Wölbung, nicht eingeengt durch feſtanliegende Kleidung ruhte auf ein paar ſichern Säulen, die in hirſchlederne Beinkleider geſpannt die kräftigſte Muskulatur verriethen. So ſchritt er einher und näherte ſich dem Lager. Sein Weg ſchien ihn in dieſes zu führen, denn er lenkte von dem Fahrweg ab und bog quer ein, den Weg kürzer abzuſchneiden. Den Zigeunern, die ihm entgegen gegangen waren, reichte er, als ſie ihn einholten, ohne Scheu die Hand, als ob er zu ihnen gehören würde; unter die Kinder vertheilte er Brod, das er vom Orte mitgebracht. Es war der „Zigeuner-Hannes" — ſo genannt, weil ſein freundſchaftlicher Verkehr mit den Zigeunern im Städtchen allenthalben mit Mißtrauen wahrgenommen wurde. Als er das Lager erreichte, wurde er von den Männern und Weibern, die ihn hier erwarteten, begrüßt, und er hatte mit manchem derſelben gar vieles zu beſprechen. Der Braten, der inzwiſchen fertig geworden war, hatte ohnehin die früheren Gruppen ſchon in eine einzige aufgelöſt; ſie freu-

ten ſich des köſtlichen Mahles und ihr Freund, der Hannes, ſah behaglich hingelagert, mit Luſt, wie ſie es ſich wohl ſchmecken ließen, nicht ohne ſinnige Betrachtungen über die verſchiedenen Bedürfniſſe der Menſchen und über das, was man in verſchiedenen Lebenskreiſen unter „Glück“ verſteht, im Innern anzuſtellen. Nach Beendigung des fröhlichen Mahles führte einer der Häuptlinge unſern Hannes zu einer der Hütten und zog aus derſelben einen wohl in Stroh und Heu eingewickelten Gegenſtand heraus. Da drin iſt Alles! ſprach der Zigeunerhäuptling und ſchob den Gegenſtand wieder in die dunkle Hütte. Wartet hier, bis es Nacht wird, ſetzte er fort, denn früher könnt Ihr's doch nicht gut mit in den Ort hinein tragen; Ihr möchtet ſonſt Verdacht erregen und wir bekommen die Polizei auf den Hals. — Hannes blieb, bis es dunkel ward. Als er aus dem Zigeunerlager zurückkehrte, goß der ſtille Mond ſein blaſſes Licht auf die Erde nieder. Er begegnete keinem Menſchen und der Mond iſt verſchwiegen.

III.

Im neuen Hauſe.

Zallel Kralitzer wohnte mit ſeiner kleinen Familie wieder im eigenen Hauſe. Wenige Jahre waren verſtrichen ſeit jener Nacht, die ihn um den größten Theil ſeines Hab und Guts gebracht, und ſchon war es ihm wieder gelungen, ſich durch unausgeſetzten Fleiß im Verein mit der wohlberechneten Sparſamkeit ſeiner haushälteriſchen Lebensgefährtin aufs Neue zur Höhe empor zu arbeiten. Er befand ſich, was zum nicht geringen Theile das Glück ſeines Lebens ausmachte, wieder auf eigenem Grund und Boden und fühlte ſich als ſein eigener Herr. Er hatte ſein Häuschen diesmal noch ſchöner und geräumiger aufgebaut, als

es vor der verderblichen Feuersbrunst gewesen war; er hatte über dem Erdgeschoß ein erstes Stockwerk errichtet, was früher nicht der Fall war und was bei den Häusern in der „Gasse" damals überhaupt noch zu den Seltenheiten gehörte. Auch diesmal hatte er den Arm der weltlichen Gerechtigkeit von den Mauern seines Hauses fern gehalten; der bauhandwerkliche, weinselige und händelsüchtige Drab war von ihm auch diesmal unberücksichtigt gelassen. Zallel dachte nicht an den Drab, desto mehr dachte der Drab an ihn.

Es war Freitag Abend., der Rüstabend des „großen Sabbath", welcher dem Ueberschreitungsfeste vorangeht. Zallel hatte durch den Gemeindediener sämmtliche Mitglieder der Gemeinde für den folgenden Tag zu sich einladen lassen, denn er feierte die Einweihung des neuen Hauses, und seine emsige Gattin hatte zu dieser ihr Herz erfreuenden Feier die wohlgeordnetsten Vorbereitungen getroffen. Denn noch eine zweite Maxime hatte sie von ihrem seligen Vater her im Gedächtniß. Er pflegte zu sagen: Ein Kreuzer muß Einem so viel sein, wie ein Dukaten, manchmal aber darf Einem der Dukaten nicht mehr sein, wie ein Kreuzer! — Und darnach benahm sie sich auch. Die erste Hälfte dieses weisen Spruches hatte sie alle Tage Gelegenheit anzuwenden, nun kam auch eine Veranlassung zur passenden Anwendung der andern Hälfte. Es galt der Feier des neuen Hauses, der wiederholten Verwirklichung ihres Lieblingswunsches, und es wäre hierbei ebenso am unrechten Orte und zu unrechter Zeit gewesen, ängstlich zu sparen, wie in der Regel leichtsinnig zu verschwenden.

Die kleine Familie saß still vergnügt bei der Freitagabendmahlzeit und die drei Knaben, welche unterdeß recht kräftig herangewachsen waren, zeigten durch ihre gesegnete Eßlust, daß sie sich der in den Gesängen vorgeschriebenen

Verpflichtung, an „Fleisch, Wein und Fisch" sich zu erquicken, ohne große Ueberwindung unterwarfen.

Der glückliche Vater betrachtete mit Wohlgefallen die wacker arbeitenden Knaben und richtete an sie die Frage, was sie die Woche über beim Lehrer Feines gelernt hätten. Die verständige Mutter aber ermahnte: Zallel-Leben! thu' sie nichts fragen in währendem Fischessen; so ein Jüngel kann leicht, Gott behüt, in wilden Wald hinein gesagt, eine Grät' „schlinken" (schlucken).

Dieser Ermahnung ward von Seite des Mannes lächelnd Folge geleistet, aber so bald als die Fische verzehrt und die Teller gewechselt waren, mußten sie über die in der Woche erworbene Weisheit Rechenschaft ablegen.

Wir haben, berichtete Chananjah, der älteste, in dieser Woche die „Gode" (die Erzählung von dem Auszuge der Israeliten aus Aegypten) gelernt.

Weil bald „Pessech" sein wird, setzte Asarjah, der Jüngste erklärend hinzu.

Sarjeleh hat aber nicht so weit gelernt, wie wir zwei, sagte darauf Mischaël, der mittlere, weil er noch zu klein ist. Er hat nur gelernt bis zu der „Knöderlsupp", und wir zwei bis zu dem vierten Becher Wein.

Da dafür aber, sagte Asarjah, verletzt durch solche Zurücksetzung, „werd ich beim Seder" (Mahlzeit) ganz allein die „Manischtaneh" (die Frage über das veränderte Benehmen in dieser Nacht) fragen, der Lehrer hat's gesagt, weil ich der jüngste bin.

Nu ich werd' hören, was Du schon Alles kannst, auf die Woch' zu gesund! sagte der Vater zu dem Jüngsten und hierauf sich wieder an die Gattin wendend, sprach er seine Freude aus, über das Glück, das der morgende Tag ihnen bringen werde. Mit diesem Gefühle froher Erwartung ging die kleine Tischgesellschaft auch zu Bette.

Die Zeit des ſchönen, freudigen Feſtes war da. Allmälig verſammelten ſich kurze Zeit nach dem Mittageſſen die Gemeindemitglieder, um Zallel zu dem neuen Hauſe Glück zu wünſchen. Die Leute gingen immer ab und zu, denn der beſchränkte Raum faßte nicht viele Perſonen, und ſo nahm die jeweilige Geſellſchaft mit jeder Minute je nach dem Temperament der Weggehenden und Ankommenden einen andern Charakter an, gleichwie ſich dem Wanderer beim mäligen Weiterſchreiten die Phyſiognomie der Landſchaft in ſtets veränderter Weiſe zeigt. Unveränderlich aber blieb den ganzen Nachmittag über die ſchöne Fröhlichkeit, in welcher ſich die Theilnahme an dem Glück des allgemein geachteteten Mannes unverholen ausſprach. Der perlende Wein trug zur Erhöhung der fröhlichen Stimmung nicht wenig bei, noch mehr aber die Anweſenheit des Gawriele Stuffer, welcher die heitere Laune durch ſeine Späße im beſten Gange zu erhalten wußte.

Mit einem Male wurde dieſe Fröhlichkeit zu nichte; es klopfte an die Thüre und herein trat eine amtliche Kommiſſion, beſtehend aus dem Syndikus, dem Drab, dem chriſtlichen Ortsvorſteher, dem Amtſchreiber vom Oberamte, zu welchem die Gemeinde gehörte, und zwei vom Brünner Kreisamte herausgeſchickten Polizei-Soldaten. Der Drab, welcher ſeiner Ortskenntniß halber, den eigentlichen Führer der Kommiſſion bildete, hätte den Zeitpunkt gar nicht richtiger wählen können, wenn es in ſeiner Abſicht lag — und man hat keinen Grund gegen dieſe Vorausſetzung — die ganze Judengemeinde, namentlich aber Zallel Kralitzer und ſein Weib, aus der fröhlichſten Stimmung heraus in die tiefſte Traurigkeit zu verſetzen.

Die Kommiſſion war ſchon in der erſten Nachmittagsſtunde ausgegangen, um den Diebſtahl, welcher in einem benachbarten Orte begangen wurde, und um welchen es ſich hier handelte, zu entdecken. Zuerſt zog die Kommiſſion

hinaus gegen den Wald, direkt in das Zigeunerlager. Hier wurde Alles durchſucht, aber nichts gefunden. Mit barſchen und ſanften Reden, mit Fauſtſchlägen und Verſprechungen von Belohnung ſuchte man irgend ein Wort zu erhaſchen, welches auf eine Spur zu leiten geeignet geweſen wäre; aber nein, aus der geſchwärzten Rotte war nichts herauszubringen, gegen Schläge und Verlockungen gleich unempfindlich blieb ſie ſtumm wie das Grab, und wenn Einer ſprach, ſo war es nichts anders, als ein hartnäckig Läugnen. Von den geſtohlenen Sachen wollten ſie nichts wiſſen. Unverrichteter Sache zog die Kommiſſion von dannen und bewegte ſich nach der Langgaſſe zu der „Chaluppe" des „Zigeuner-Hannes".

Die werden nicht ſo dumm ſein, die Sachen bei ſich zu behalten, meinte der Drab. Wenn Einer ſo viel Prax hat wie ich, ſo weiß er ſchon, wie man mit Speck die Mäuſe fängt. Wir gehen zum „Zigeuner-Hannes".

Der „Zigeuner-Hannes" war aber nicht zu Hauſe und die Thüre ſeiner „Chaluppe" verſchloſſen. Man ſuchte ihn im ganzen Orte, er war nicht zu finden; er blieb unſichtbar.

Dies erweckte Verdacht gegen ihn, und der Drab, welcher ausgegangen war, um ihn zu ſuchen, ſagte, als er von ſeiner Expedition zurückkam: Den „Zigeuner-Hannes" bring ich nicht, aber den Schloſſermeiſter mit einem großen Schlüſſelbund und einem Dietrich. Wozu gibt's denn Schloſſer in der Welt?

Die Thüre der „Chaluppe" wurde geöffnet und die Kommiſſion begann mit der Durchſuchung. Man kehrte dem armen Häusler das Unterſte zu Oberſt, aber vergebens; der Diebſtahl wollte ſich durchaus nicht zeigen. Schon ermüdete die Kommiſſion in ihrem Amtseifer, ſchon gab ſie die Hoffnung auf, irgend ein Reſultat zu erreichen. Aber wie Kolumbus auf ſeiner berühmten Entdeckungsreiſe den Muth und die Ausdauer ſeiner Schiffsmannſchaft durch die

in ihm wohnende Kraft der Ueberzeugung zu beleben und neu anzuſpornen wußte, ſo auch erkaltete, si licet componere, der Amtseifer des edlen Führers dieſer Gruppe nicht, und mit dem Rufe: Noch iſt Polen nicht verloren! führte er die Kommiſſion von dannen. Wir gehen in die Judengaſſe, ſagte er, es gibt dort Leute, die gerne neue Häuſer bauen, wenn ſie auch ſonſt nicht viel zu beißen und zu brechen haben. So etwas führt man nur aus, wenn man mit dem „Zigeuner-Hannes“ in dicker Freundſchaft lebt!

Und ſo begab ſich denn die amtliche Kommiſſion, neugierig, ob ſie nun glücklicher ſein werde, als bisher, von der Langgaſſe in die Judengaſſe und trat zum Schrecken der Anweſenden und des Hauseigenthümers in die Wohnung Zallels ein.

Weh geſchrien, ſagte Rahel zu ihrem Mann, was wollen die Leute da?

Ihr Juden werdet nächſter Tage Eure Oſtern haben! nicht wahr? begann der Syndikus.

Geſtrenger Herr Syndikus! Ja! antwortete Zallel.

Nun, da braucht Ihr wieder Chriſtenblut zu Euren „Mazes“ (ungeſäuerten Broden).

Gott ſoll behüten! Nein!

Es iſt aber ein Kind verloren gegangen!

Das iſt ein lügenhafter Verdacht, ſagte Reb Chaim Melamed.

Ihr habt nichts zu reden, herrſchte dieſen der Syndikus an, zu antworten hat nur der, an den ich die Frage richte. Ihr Zallel gebt den Buben heraus.

Gott ſoll mich ſtrafen, wenn ich von einem Kind etwas weiß, geſtrenger Herr Syndikus. Ich bin ſelber ein Vater von drei Kindern, ſie ſollen mir leben, und weiß, wie man ein Kind gern hat; aber hier ſchwör' ich, eingraben ſoll ich meine drei Kinder in die Erd' von heut bis morgen, wenn ich etwas weiß von einem verloren gegangenen Kind.

Na, na, ſagte der Syndikus lächelnd, Ihr braucht nicht ſo viel zu ſchwören. Ich hab Euch nur wollen ein bischen Schrecken einjagen, weil Ihr mit Eurem Häuſerbauen mir ſonſt gar zu muthwillig werdet. Ich lieb es nicht, wenn ſich die Juden zu breit machen. Die Juden ſind bei uns nur eine geduldete Nation und ſollten demüthiger ſein, als ſie ſind. Geht nach Jeruſalem, dort könnt Ihr bauen, ſo viel Ihr wollt.

Bis der Meſſias wird kommen, Herr Syndikus-Leben, auf einem Eſel zu reiten, dann gehen wir auf Jeruſalem und ich reit' vor als Stabstrompeter, ſagte Gawriele Stuffer, nachdem er wahrgenommen hatte, daß ſich die drohende Gefahr in einen bloßen Scherz aufgelöſt.

Wenn Ihr auf den warten wollt, ſagte der Syndikus, dann werden wir Euch hier lange noch nicht los werden, während er ein Glas Wein, das ihm Zallel ſchüchtern anbot, gnädigſt anzunehmen ſich anſchickte.

Zallel füllte noch mehrere Gläſer und reichte dieſelben höflich an alle anweſenden Mitglieder der Kommiſſion der Reihe nach.

Man that dagegen keinen Widerſpruch.

Sie haben mich durch Ihren gnädigen Spaß wirklich ſehr ſtark erſchreckt, geſtrenger Herr Syndikus, wagte jetzt Rahel, Zallels Gattin zu äußern.

Der geſtrenge Herr Syndikus liebt einen blinden Feuerlärm, ſagte Gawriele Stuffer.

Wißt Ihr, Ihr Kuhjud, daß ich Euch für dieſe Aeußerung in's Loch ſtecken laſſen könnt'?

Für was in's Loch ſtecken? ſagte der Stuffer. Ich hab' dem geſtrengen Herrn Syndikus ja nur wollen ein Kompliment machen. Soll ich denn annehmen, daß ein wirklicher Feuerlärm dem geſtrengen Herrn Syndikus lieber iſt, als ein blinder?

Uebrigens iſt's für heute nicht ganz ſo blind, als Ihr glaubt! Das von dem Kind iſt freilich nur ein Scherz

von mir gewesen, aber Ihr werdet doch nicht die Anmaßung so weit treiben, anzunehmen, daß ich in keiner andern Absicht hergekommen bin, als mit Euch einen Scherz zu treiben. Ich fordere Euch auf, wendete der Syndikus sich nun an Zallel, mir die sämmtlichen Schlüssel von Allem, was in Eurem Hause verschließbar ist, zu übergeben.

Zallel glaubte, es werde sich nun ein zweiter Scherz entpuppen und übergab dem Syndikus sämmtliche Schlüssel, so sich in seinem Hause befanden.

Nun müssen die Gäste sich entfernen, sagte der Syndikus, denn wir müssen eine strenge Haussuchung vornehmen.

Die Leute entfernten sich und die Thüre des Hauses wurde abgesperrt.

Die Haussuchung begann; aber man hatte nicht lange zu suchen. In einer Schublade des Kastens mitten im Zimmer fand man sogleich einen in Stroh und Heu sorgfältig eingewickelten Gegenstand, und als derselbe enthüllt und das Kästchen, das zum Vorschein kam, besichtigt wurde, war man mit der Hausdurchsuchung auch schon fertig.

Woher habt Ihr dieses Kästchen? fragte der Syndikus, indem er es öffnete und mit einem Blicke übersah, daß noch Alles darinnen sei, was gesucht wurde und kein einziges Stück fehle.

Zallel in seiner Arglosigkeit hatte die Antwort schon auf der Zunge. Aber in demselben Augenblicke, da er die Wahrheit angeben und sagen wollte: Vom Hannes! durchzuckte es sein ganzes Innere; das Wort erstarb auf der Lippe, ehe es derselben entflohen war, und der Gefragte gab die ungeschickteste Antwort, die man einem gestrengen Syndikus geben konnte; er behauptete nicht zu wissen, wieso es in seinen Kasten den Weg gefunden habe.

Das werdet Ihr einem Andern weiß machen, sagte der Syndikus.

Da aber Zallel bei seiner gethanen Behauptung steh'n

blieb, ſagte der Syndikus ſich zu den andern Mitgliedern der Kommiſſion wendend: Wir brauchen hier nicht erſt lange Zeit Protokoll aufzunehmen, wir können uns das Verfahren billig abkürzen. Der Diebſtahl iſt einmal hier im Hauſe gefunden worden. Geſteht er nicht ein, von wem er denſelben hat, ſo iſt er ſelbſt als der Dieb zu behandeln. In jedem Falle iſt er entweder der Hehler oder der Stehler. Wir werden die Wahrheit ſchon herausbekommen.

Hierauf ertheilte er den beiden Polizei-Soldaten Befehl, den Juden feſtzunehmen. Als man ihn unter dem Jammern ſeines Weibes und zum Schrecken der vor dem Hauſe ſtehenden Menge, die noch nicht wußte, was hier vorgegangen war, abführte, ſagte der Drab zu dem Arreſtanten: Nu, Reb Zallel! denkt Ihr noch an die Geographie? nicht wahr, ich verſteh' das beſſer?

IV.

Für den Hannes.

Zallel wurde nach Brünn abgeführt und trotz der hartnäckigen Behauptung, er wiſſe nicht, auf welche Weiſe das Schmuckkäſtchen in ſein Haus gekommen ſei, auf Grundlage der unwiderleglich gegen ihn ſprechenden Indizien ins Kriminal geſetzt. Es fehlte ihm in dieſem unfreiwilligen Aufenthaltsorte nicht an Muße, ſich allerlei ernſten Betrachtungen hinzugeben. Zuerſt bemächtigte ſich ſeiner das Gefühl des Verluſtes ſeiner Freiheit in voller Kraft. — Großer Gott, ſagte er ſich in ſeiner tiefſten Bekümmerniß, was hab' ich gegen Dich geſündigt, und womit hab' ich ein ſo hartes Loos verdient? Was hab' ich gethan, das Unrecht iſt in Deinen Augen, und was hab' ich unterlaſſen, das ich hätte thun ſollen! Hab' ich Deinen geheiligten Namen beleidigt, ſo iſt es unwiſſentlich geſchehn, und wenn mein Mund ge-

ſprochen haben ſollte, was Dir in Deiner himmliſchen Wohnung zuwider iſt, mein Herz weiß nichts davon, in meinem Innern bin ich mir keiner Sünde und keines Fehls gegen Dich bewußt. Hab' ich mich an meinen Nebenmenſchen verſündigt, hab' ich an meinem Weib oder an meinen Kindern ſchlecht gehandelt, hab' ich mit ihr jemals in Unfrieden gelebt, hab' ich auf meine Kinder nicht genug väterliche Sorgfalt verwendet, hab' ich ſie zu wenig angehalten zur Lehre und Ausübung der Gebote, wenn ich etwas von dem Allem gethan oder vernachläſſigt habe, großer Gott, warum ſtrafſt Du in Deinem heiligen Zorn nicht mich allein? warum müſſen dieſe unſchuldigen Kinder, dieſes unſchuldige Weib für Vergehungen büßen, woran ſie kein Theil haben? warum nimmſt Du mich von ihnen weg, reißeſt mich aus ihren Armen und entziehſt ihnen die Stütze des Hauſes, auf welche ſie ſich bisher verlaſſen haben? Hab' ich mich an andern Menſchen vergangen, hab' ich jemals einen Menſchen öffentlich beſchämt, hab' ich vor einem Thora-Lehrer jemals nicht die nöthige Achtung gehabt, hab' ich Armen und Dürftigen in der Gemeinde nicht genug Almoſen gegeben und ihnen den gebührenden Theil vorenthalten, den Du in Deiner Weisheit bei mir nur als ein Pfand hinterlegt haſt, hab' ich dem redlichen Arbeiter ſeinen Lohn verweigert, hab' ich auf hohe Zinſen Geld weggeliehen und Wucher getrieben, wenn ich etwas von dem Allem unwiſſentlich gethan oder unterlaſſen habe, „denn es iſt doch auf der Erde kein Gerechter, welcher bloß Gutes thut und nicht ſündigt"; Moſes, unſer Lehrer, hat doch geſündigt und Dich erzürnt, um wie viel mehr ich ſündiger Menſch, und ich kann mir doch nicht einbilden, daß ich immer nur in Deinen Wegen gewandelt bin und Deinen gerechten Zorn niemals ſollte erregt haben, wenn ich alſo etwas gegen meine Nebenmenſchen begangen habe, warum großer und gerechter Gott, warum ſtrafſt Du mich nicht ſelbſt mit Deiner göttlichen

Hand, warum überlieferſt Du mich in die Hand von Fleiſch und Blut, in die Hand von Menſchen, welche keine Barmherzigkeit kennen in ihrer Strenge und die nicht zu unterſcheiden wiſſen das Falſche von dem Wahren, das Schlechte von dem Rechten und das Böſe von dem Guten, warum läſſeſt Du mich ſtrafen von Menſchen für ein Verbrechen, das ich nicht begangen habe, warum bin ich hier feſtgehalten als ein Dieb oder Diebshehler, da Dir in Deiner Allwiſſenheit doch bekannt iſt, daß ich kein Dieb und kein Diebshehler bin. Sollte ich Dich aufgebracht haben durch Hochmuth, will es Dir nicht gefallen, daß ich hinfälliger Menſch mich unterſteh' mir mein eigenes Haus zu bauen, an welchem vielleicht allzu ſehr mein Herz hängt, während Dein heiliger Tempel in Jeruſchulaim zerſtört liegt, und haſt Du mir vielleicht in Deiner göttlichen Güte mit dem Brand, der mich vor einigen Jahren betroffen hat, einen Fingerzeig gegeben, und ich bin nochmals hingegangen und hab' mich unterſtanden auf dieſer Welt, die nur eine Reiſe iſt zu der jenſeitigen, ein feſtes Haus zu bauen, nicht achtend Deinen göttlichen Willen oder nicht verſtehend Deinen göttlichen Wink, warum haſt Du ſtarker Gott in Deiner Allmacht es mir nicht zum zweiten Male nieder geworfen, warum haſt Du keinen Blitz geſchickt aus Deinem erhabenen Himmel, daß er es zerſchmettert, warum haſt Du den Sturmwind nicht geſchickt, daß er es wegträgt, Du haſt doch viele Boten, die Deinen göttlichen Willen vollführen, damit der ſündige Menſch erkennen kann, wer Du biſt. Ich hätt' ja Alles von Deiner ſtrafenden Hand als eine Gnade angeſehen und ohne Widerrede ertragen, warum muß ich aber hier büßen für ein Verbrechen, das ich nicht begangen habe! Doch Du biſt gerecht und weißt allein, was Du thuſt, und der ſchwache Menſch kennt nicht Deine Wege und begreift nicht Deine göttliche Handlungen. Eine Sünde erzeugt die andere, und was ich auch immer begangen habe, daß Du mich

da hierher gebracht haſt an dieſen Ort der Schande und des Elends; was ich hier geſündigt habe, das weiß ich — ich habe vor meinem menſchlichen Richter die Wahrheit verhehlt und hab' ihm nicht angegeben, wie ſo die Sache in mein Haus gekommen iſt, während ich doch bei mir ganz gut gewußt hab', wie es geſchehen iſt, und wer ſie mir gebracht hat. Du aber wirſt mir dieſe Unwahrheit nicht anrechnen, Du wirſt mir ſie verzeihen, Denn Du ſiehſt ja hinein in's Herz des Menſchen, Du biſt ein Richter, der Herz und Nieren prüft, und urtheilſt nicht nach der Handlung, ſondern nach der Abſicht, und Du weißt, daß meine Abſicht keine ſchlechte war. Wenn ich die Wahrheit hier angegeben hätt', wenn ich ausgeſagt hätt', daß Hannes das Käſtel zu mir gebracht hat, daß ich es ihm aufheben ſoll, was wär' davon die Folge geweſen? Man hätt' ihn eingeſperrt und mich auch. Man hätt' ihn als den Stehler und mich als den Hehler betrachtet, und wenn ich auch noch ſo ſehr betheuert hätt', daß ich gar nicht gewußt hab', was in dem eingewickelten Gegenſtand enthalten iſt, man hätt' es mir ja doch nicht geglaubt und ich hätt' es nicht beweiſen können, und wenn der Hannes auch noch eingeſperrt worden wär', ſo wär' ich jetzt in meinem tiefſten Schmerz nur noch um den Troſt ärmer, den es mir gewährt, wenn ich bedenke, daß Hannes, unterdeß ich hier ſchmachte, mein Weib und Kind daheim gewiß nicht verlaſſen, ſondern an ihnen als ein Freund handeln und Vaterſtelle vertreten wird. Aber nein! Du allwiſſender Gott, weißt es, daß das, was ich denke, meine wirkliche Meinung nicht iſt, — auch wenn ich die ſichere Ueberzeugung gehabt hätte, daß ich durch die Angabe der Wahrheit meine Perſon gänzlich gerettet hätte, wenn ich eben ſo gewiß, als ich weiß, daß es nicht der Fall geweſen wäre, gewußt hätt', daß Hannes allein die Strafe wird zu büßen haben und ich dabei ledig ausgehe, doch wäre ich nicht im Stande geweſen, das Ge-

heimniß zu enthüllen. Denn wie hätt' ich ſollen den ins Unglück ſtürzen, dem ich zu danken ſo viel Urſache habe, der mir mein Weib und meine Kinder aus dem Feuer gerettet, und der an mir wie ein wahrer Bruder gehandelt hat! Ob Hannes ebenfalls durch Zufall zu dieſer Sache gekommen, wie ich, ob er an derſelben eben ſo unſchuldig iſt, wie ich, oder ob er ſchuldig iſt und gewußt hat, was er thut, ich weiß es nicht und ich will es nicht wiſſen; es iſt nicht meine Sache mich über ihn zum Richter aufzuwerfen, ſeine Handlungen liegen klar vor Dir und Du wirſt ſie einſt richten in jener Welt; ich aber hab' keinesfalls können an meinem theuerſten nnd treueſten Freunde einen Verrath üben. Ich kenne ſein Herz, und wenn etwas im Stande iſt, mich zu tröſten in dem Unglücke, welches mich heimgeſucht hat, ſo iſt es Eines: — Ich will leiden, was ich zu leiden habe, ich will ausſtehen die Schmerzen, die mir auferlegt ſind, getrennt zu ſein von Weib und von Kindern und ſie in hilfloſer Lage zurückzulaſſen, die Schmach zu ertragen, daß man in den Augen der Menſchen als ein gemeiner Verbrecher angeſehen und verächtlich behandelt wird und all das Elend, was mit dem Aufenthalt hier noch verbunden iſt, ich will es tragen und den Muth nicht verlieren und die Hoffnung nicht ſinken laſſen, daß Du mich wieder erlöſen wirſt, ich will es tragen mit Ruhe und Ergebung in Deinen göttlichen Willen in dem tröſtenden und ſtärkenden Gefühle: Alles wird ein Ende haben und was ich dann gelitten habe, das hab' ich gelitten für meinen Hannes.

V.

Erew Peſſach.

Am Vorabend des vierzehnten Nißan (ungefähr April) findet in jedem jüdiſchen Hauſe das „Chomezbatelu“ ſtatt. Man muß ſich dabei aber nicht genau an die Etymologie des Wortes halten; denn dieſes bedeutet nichts anderes, als das Zerſtören des Ungeſäuerten, während in Wahrheit ſolches Zerſtören, beſſer Verbrennen durch Feuer eigentlich erſt am folgenden Tage, am Erew-Peſſach, vorgenommen wird. In der „Chomezbatel-Nacht“ wird das „Chomez“ blos aufgeſucht.

In einem kleinen Hauſe der „Gaſſe“ konnte dieſe religiöſe Uebung nicht von dem frommen Hausvater vorgenommen werden; er war zum Kummer der Familie ſeit einigen Jahren ſchon fern gehalten. An ſeiner Statt durchſuchten ſeine drei Söhne, allgemein die drei Jünglinge genannt, die verſteckteſten Winkel der kleinen Räumlichkeiten; ſie ſchienen aber heute, im Gegenſatze zu der ſchönen Bedächtigkeit, die ihnen die Mutter im Laufe der Jahre durch Wort und Beiſpiel anerzogen hatte, von einer ungewöhnlichen und lebhaften Unruhe erfüllt, ſo daß ſie ſich einige Mal von Seiten der vorſichtigen Mutter die Ermahnung gefallen laſſen mußten, doch ja auf das Licht beſſer Acht zu geben. Die Unruhe, die ſich an den drei Jünglingen zeigte, rührte von freudiger Erwartung her. Sie erwarteten den Vater. Seine Strafzeit war zu Ende und er konnte jeden Augenblick eintreten.

Es war eine trübe, traurige Zeit, die Zeit in der ſie den Anblick des geliebten Vaters entbehren mußten. Hätte die tugendhafte Frau es nicht verſtanden die feſte Ueberzeugungstreue, welche ſie ſelbſt mitten im Unglück aufrecht hielt, auch in die aufkeimenden Gemüther zu pflanzen, und wäre Hannes, der Freund des Hauſes, ihnen nicht in jeder

Weiſe zur Seite geſtanden, es iſt ſchwer zu ſagen, wie ſie die ſchwere Zeit überſtanden haben möchten. So aber hielt Eins das Andere, die Mutter hielt die Kinder, dieſe wiederum hielten die Mutter und alle zuſammen hielt der Hannes wie der Schlußſtein in einem Gewölbe, in welchem jedes Glied zugleich trägt und getragen wird, das ganze zuſammenhält.

Die böſe Welt verfehlte nicht ſolch uneigennützige Freundſchaft mit ſchmutzigem Verdachte zu beſudeln; der Drab wollte es durchaus unnatürlich finden, daß ein ſolcher Kerl, wie der Zigeuner-Hannes, ganz ohne Abſicht dieſe jüdiſche Freundſchaft pflege, und fand, wie dies aller Orten geſchieht, auch hier mehr oder minder Anhänger ſeiner gemeinen Denkungsart. Es iſt das Vorrecht der Tugend den Verdacht des Laſters ohne Widerrede zu ertragen und ohne Vertheidigung auf ſich ſitzen zu laſſen.

Dieſe trübe Zeit ſollte ein Ende nehmen; der Vater kann jeden Augenblick da ſein.

Schon Nachmittags waren die drei Söhne, deren älteſter jetzt noch nicht dreizehn Jahre zählte, mit klopfendem Herzen auf die Brünner Straße gegangen, um dem Vater, der dieſen Weg nehmen mußte, einige Stunden früher in die Arme zu eilen. Sie gingen weit ohne anzuhalten, den Vater trafen ſie nicht; und ſie wären noch weiter gegangen, bis tief in die Nacht hinein, wenn ſie die Pflicht des „Chomezbatelns“ nicht gegen das Eintreten des Abends nach Hauſe gerufen hätte. Traurig und zögernden Schrittes traten ſie den Rückweg an; ſie hofften daß ſie auf dieſe Weiſe der nach Hauſe eilende Vater noch einholen könnte. Oft blieben ſie ſtehen, wendeten ſich um, ob ſie nicht im Stande wären, ihn in der Ferne zu erſpähen. Jede Geſtalt die ſich aus weiter Ferne näherte, feſſelte ihre Aufmerkſamkeit, aber vergebens; ſo viele ihrer auch des Weges daher kamen, der Vater kam nicht. Die Sonne war bereits nieder-

gegangen, da ſagte Chananjah mit Entſchiedenheit: Kinder, es nutzt nichts, wir können geſchwinder gehen, der Vater kommt erſt in der Nacht!

Wer hat Dir's geſagt? Woher weißt Du das? fragten gleichzeitig die beiden andern. Chananjah aber erwiderte: Wer es mir geſagt hat, der ſollt es auch Euch ſagen, der eigene Verſtand. Der Vater-Leben kommt von keinem leichten Spaziergang heim, und er wird nicht gerne andern Menſchen begegnen wollen, bevor er ſeine Nächſten geſehen hat.

Hierauf beſchleunigten die drei Jünglinge ihre Schritte, um zur rechten Zeit nach Hauſe zu kommen, und die vorgeſchriebene Durchſuchung des Hauſes vorzunehmen.

Der jüngſte von ihnen, Aſarjah, trug das Licht, und er war es vorzüglich, welcher durch unvorſichtiges Hin- und Her-Irrlichteliren der Mutter zu den oben erwähnten Ermahnungen Veranlaſſung gab. Chananjah, der älteſte, war mit einem mächtigen Flederwiſch bewaffnet; mit deſſen Hilfe gelang es ihm, die von der Mutter an verſchiedenen verſteckten Plätzen hinterlegten Brodkrumen tapfer hervorzukehren, nachdem ſie Aſarjah durch ſein Licht der vollen Beleuchtung ausgeſetzt hatte. Der große Küchenlöffel endlich, welchen Miſchael in Händen hielt, diente dazu die gefundene Beute aufzunehmen. Nachdem das ganze Haus auf das ſorgfältigſte durchſucht und die Entdeckungsreiſe als beendigt angeſehen werden konnte, verband man die ganze gefundene Beute als Contrebaud-Waare mit einem Linnenlappen in den Küchenlöffel, und dies wurde ſammt dem daran befeſtigten Flederwiſch für den morgigen Tag zurückgelegt, für den „Erew Peſſach", an welchem das großartige „Chomez-Auto-da-fé" in der Regel auf dem „guten Ort" ſtattfand.

Nach dem „Chomezbatelu" wollten die Kinder noch nicht nachtmahlen. Sie wollten auf den Vater warten, um mit ihm gemeinſchaftlich am Nachtmahl ſich zu freuen. Sie harrten lange, es herrſchte tiefe, erwartungsvolle Stille:

der Vater kam nicht. Endlich wurde Aſarjah doch um Bier geſchickt. In der „Chomezbatel-Nacht“ wird in den meiſten jüdiſchen Häuſern Bier getrunken; denn es darf von da an neun Tage lang kein Bier getrunken werden. Es gibt in der „Gaſſe“, die ſich überhaupt was das Trinken betrifft einer großen Mäßigkeit befleißigt, nicht gerade Wenige, die das ganze Jahr hindurch nur äußerſt ſelten Bier trinken; in dieſer Nacht aber trinken ſie faſt Alle Bier; denn ſo iſt der Menſch geartet. Auf Genüſſe, die er ſich, ſobald es ihm beliebt, jeden Augenblick verſchaffen kann, ſieht man ihn nicht ſelten gerne und freiwillig verzichten; ſo wie ſich aber zwiſchen ſeinem Willen und der Möglichkeit der Erreichung des Wunſches eine fremde Macht einſchiebt, tritt ſein Begehren ſogleich mit größerer Heftigkeit auf. Die drei Jünglinge waren ebenfalls keine ſogenannten Biertrinker von Profeſſion; ſie tranken auch jetzt in ſo nüchterner Zurückhaltung, daß ſie nicht befürchten mußten, ſie würden in ihrer Trunkenheit die ſehnlichſt erwartete Ankunft des Vaters verſchlafen. Sie wachten lange; der Vater kam nicht. Sie gingen auf den Wunſch der Mutter zu Bette; aber auch hier ſchliefen ſie nicht ein, ſie horchten emſig auf jeden Tritt und Schritt in der Gaſſe. So oft Jemand draußen vorüberging ſchlugen die Herzen höher, ſie meinten, jetzt iſt er da, jetzt wird er an die Thüre pochen; ſie warteten vergebens, der Vater kam nicht. Die geſunde Natur forderte endlich den ſchuldigen Tribut. Einer nach dem Andern von ihnen ſchlief ein, und als ſie des Morgens wieder erwachten und mit der ſie ganz beherrſchenden Vorſtellung von dem wiederkehrenden Vater aus ihrer Kammer in die Stube traten, in welcher ſie den Vater bereits anweſend vermutheten, da hatten ſie ſich wieder getäuſcht, in ihrer freudigen Erwartung betrogen geſehen, der Vater war nicht da.

Die drei Jünglinge waren traurig und hatten keine

Luſt zum Frühſtück. Die Mutter aber ermahnte: Kinder, tummelt Euch, daß es nicht zu ſpät wird, man wird bald kein „Chomez" (Geſäuertes) eſſen dürfen; „Mazes" darf man heute vor der Abendmahlzeit auch nicht eſſen, und wenn ihr dann hungrig werdet, müßt Ihr den ganzen Tag Erdäpfel in Euch „hineinpompen".

Die Jünglinge gehorchten der weiſen Ermahnung. Während des Frühſtücks ſagte Aſarjah: Jetzt kommt er nicht vor heut' Nacht!

Warum? fragten die andern.

Du haſt ja geſtern geſagt, wendete er ſich an den Aelteſten, er wird nicht wollen bei Tag heim kommen.

Heut gilt das nicht mehr, belehrte Chananjah, er wird ja nicht in den heiligen „Peßach" hineingehn.

Dann, ſagte Aſarjah, gehen wir ihm wiederum entgegen.

Das thun wir auch, gab Chananjah zu, aber erſt bis nach dem Chomez-Verbrennen.

Es war ungefähr neun Uhr Morgens, als der Gemeindediener durch die „Gaſſe" ging und mit lauter Stimme verkündete: Geſäuertes darf nicht mehr gegeſſen werden.

Der „Schames" ruft ſchon, ſagte die Mutter, und die drei Jünglinge erhoben ſich, nahmen den von geſtern Abend in Bereitſchaft liegenden Küchenlöffel mit dem daran befeſtigten Flederwiſch und verließen die Stube; als ſie auf die „Gaſſe" hinaustraten, kam der „Schames" eben vor dem Hauſe vorüber. Eine große Schaar von Kindern, welche alle mit den Reſultaten des Chomezbatelns eben ſo bewaffnet waren, wie die drei Jünglinge, begleitete den „Schames" durch die „Gaſſe"; die drei Jünglinge ſchloſſen ſich dem Zuge an, welcher bei jedem Hauſe immer mehr und mehr Zuwachs erhielt, bis endlich die ganze männliche Jugend der „Gaſſe" beiſammen war. Der Rundgang war geendet und der „Schames" ging nach Hauſe. In Bezug

auf das „Chomez-Verbrennen" konnte er ſich auf die eifrige Jugend verlaſſen, namentlich auf die drei Jünglinge, welche, weil ſie aus dem Feuer gerettet wurden, ſich dieſer Prozedur mit ganz beſonderem Eifer annahmen. Der Zug bewegte ſich nun nicht gerade in muſterhafter Ordnung hinaus vor's Thor nach dem „Guten Ort".

Nun begann die den Kindern angenehme Ceremonie. In der Nähe eines ausgehöhlten Baumes, welcher an der vom Orte entfernteſten der Einfaſſungsmauern ſteht, da wo ſich das abgeſonderte „Prieſterplätzchen" befindet, da wurde aus dürren Reiſern und Stroh eine Art von Scheiterhaufen errichtet, und alle die mitgebrachten Küchenlöffel wurden darauf gelegt. Nun wurde ein Feuer angezündet und die praſſelnde Flamme ſchlug mächtig empor und verzehrte die dargebrachte Beute. Die verbrennenden Federwiſche, die nichts anderes ſind als veritable Gansflügel, erfüllten die Atmoſphäre mit jenem penetranten brenzlichen Geruch, welcher jedes Mal bei Verbrennung organiſcher Subſtanzen entſteht. Die luſtige Jugend ſchien deſſen nicht ſehr zu achten. Mit großem Jubel und Geſchrei trugen ſie immer nur noch neues Brennmaterial hinzu und ſchürten das Feuer zur gewaltig auflodernden, weithin ſichtbaren Flamme. Die Bauern, die mit der Frühlingsſaat auf den Feldern beſchäftigt waren, kümmerten ſich nicht viel um das Feuer, ſie wußten, was es zu bedeuten hatte. In einem kleinen Orte kennen die chriſtlichen Einwohner die Gebräuche der Juden faſt eben ſo gut, wie dieſe ſelbſt. Nur in einer großen Stadt konnte es ſich ereignen, was man ſich von einem chriſtlichen Gaſtwirthe erzählt, der zum Rabbiner kam mit der Frage, ob denn bald wieder der Tag ſein werde, wo es den Juden erlaubt iſt, die Speiſen einer nichtjüdiſchen Küche zu genießen? er meinte ſelbſtverſtändlich den Verſöhnungstag. Auf dem Lande wiſſen die Bauern ſehr gut, wann der „lange Tag" ſein werde, und

ſo wußten ſie auch, daß die jüdiſchen Kinder auf dem „Guten Ort" das „Chomez" verbrennen. Die Scheuern vor dem Thore ſind allerdings mit Stroh gedeckt, aber ſie ſind dem jüdiſchen Friedhof, namentlich der Mauer, an welcher das Feuer brannte, nicht ſo nahe, daß irgend welche ernſtliche Gefahr zu befürchten wäre. Aber einem andern Manne ſtieg der brenzliche Geruch in die Naſe. Der Syndikus kam daher gefahren; ſein Weg führte ihn ziemlich nahe an dem Friedhof vorüber und er tobte vor Wuth. Dieſe Judenbuben verpeſten mir die Luft, ich werde ſie Mores lehren! Mit ſolchem Entſchluſſe fuhr er nach dem Rathhauſe, in welchem ſich auch ſeine eigene Wohnung befand.

Das Feuer praſſelte luſtig empor und ergriff durch einen leichten Windzug getrieben die dürren Aeſte des hohlen Baumes, an die es ſchon lange hinaufgeleckt. Im erſten Augenblicke machte das den Kindern Spaß, und ſie verſetzten ſich in ihrer kindlichen Einbildungskraft an die heilige Stätte, wo der Herr zu Moſes aus dem brennenden Dornenbuſche heraus geredet; aber bald ſollten ſie eine andere Stimme, als die Stimme Gottes vernehmen. Chananjah war eben damit beſchäftigt, mit einigen Tüchern die Flamme an dem Aſte zu erſticken, damit, wie er meinte, aus dem Spaß nicht ein Ernſt würde, als die ganze jugendliche Verſammlung von ihrer heitern Beſchäftigung durch die Stimme des Drabs aufgeſchreckt wurde.

Wer von Euch hat das Feuer angezündet? fragte er.

Keine Antwort erfolgte. Es herrſchte eine Art von Corpsgeiſt in dieſer Jugend.

Will keiner das Maul aufmachen, drohte der Drab, ſo ſperr' ich Euch Alle ein; nennt mir den Rädelsführer, ſo ſind die übrigen frei. Wer hat angezündet?

Sarjeleh! ließ ſich eine näſelnde Stimme vernehmen, deren Beſitzer Blind Mordchele genannt wurde.

Sarjeleh? fragte der Drab und ging auf ihn zu.

Das iſt nicht wahr! das iſt nicht wahr! wir haben es! ſchrieen Chananjah und Miſchael, welche die Schuld auf dem jüngſten Bruder allein nicht ſitzen laſſen konnten.

Ah ſo! Ihr alſo auch! ſagte der Drab, hab' ich die Vögel jetzt, nun gut, kommt nur mit alle drei, wir werden Euch ein Biſſel in die Supp' einbrocken. Ihr andern Kinder könnt nach Hauſ' gehn, aber nicht früher, bis das Feuer da ganz ausgelöſcht iſt, ich werde gleich wiederkommen; daß Niemand mehr Holz zulegt! Und ihr drei, marſch vorwärts, ihr ſeid grad' ſolche Taugenichtſe, wie euer Alter im Kriminal! marſch! Gegen den gefürchteten Drab gab es keine Einwendung. Während die drei Jünglinge von ihm nach dem Rathhauſe geführt wurden, überſchritt ein lang Erſehnter nach dreijähriger Abweſenheit zum erſten Male wieder die Schwelle ſeines eigenen Hauſes. Zallel Kralitzer ſtürzte dem ſeiner ängſtlich harrenden Weibe ſprachlos in die Arme.

VI.

Es geht nicht.

Zwei Neuigkeiten hatten ſich mit Blitzesſchnelle durch die „Gaſſe" verbreitet. Zallel iſt heimgekommen, lautete die eine; Zallels Kinder hat man eingeſperrt, lautete die andere. Es konnte nicht fehlen, daß derjenige, welcher Gegenſtand der einen war, auch die andere bald erfahren mußte. Denn als er in den Armen ſeines Weibes die Kraft und Beſinnung, welche die Wonne des erſten Wiederſehens ihm einen Augenblick geraubt, wiederfand, war ſeine erſte Frage: Wo ſind die Kinder? Beim Chomez-Verbrennen auf dem „Guten Ort", wollte die Mutter, die das Schickſal der Kinder noch nicht kannte, eben zur Antwort geben, als eine Schaar von Kindern, ſo viele ihrer nur

Raum hatten, in die Stube eindrang und ängſtlich berichtete, was vorgegangen ſei.

Der angegriffene Mann ſank auf einen Stuhl zurück bei der Kunde, die ſein Ohr vernahm. Beſonnen ſuchte die Frau die neugierige Jugend, welche noch länger zu weilen Miene machte, aus dem Hauſe zu entfernen, und bemühte ſich dann mit der Sorgfalt eines liebenden Weibes um den erſchütterten Mann.

Daß mir das zukommen muß, ſagte er ſeufzend, wie ſoll ich das überleben!

Verſündig' Dich nicht, Zallel, ermahnte tröſtend das Weib, hat man ſie eingeſperrt, wird man ſie wieder herauslaſſen; ich dank nur Gott, daß Du wieder da biſt.

Ohne die Kinder, rief er verzweiflungsvoll, wie kannſt Du nur ſo ruhig ſein, während ich vergehe vor Angſt.

Ich denk' an die Stelle, ſagte das Weib gelaſſen, die Du mir einmal vorgeleſen haſt aus der Schrift, wie der fromme Mann zu der unfruchtbaren Channah geſagt hat: Bin ich Dir nicht mehr werth, als zehn Kinder?

Jetz ſag' ich Dir, verſündig' Dich nicht. Mit dieſen großen Geſtalten aus unſerer heiligen Geſchichte heraus dürfen wir uns nicht vergleichen und meſſen wollen

Nein, mein Kind, nicht vergleichen und meſſen will ich mich, aber erheben und aufrichten darf ich mich doch an ihnen. Zu was wäre denn die ganze heilige Geſchichte, und alles das Große, Edle und Herzſtarke, was von unſern frommen Aeltern in der „Thora" erzählt wird, wenn nicht dazu, daß der ſchwache Menſch in ſich geht und ſich ein Beiſpiel nimmt an ihren Handlungen in ſchwierigen Augenblicken. Nein, mein Kind, betrübe Dich nicht, es wird ihnen nichts geſchehn.

Du haſt ſie die ganze Zeit nicht aus den Augen gelaſſen, haſt ſie erſt heute noch geſehen; Du weißt aber nicht, wie einem Vater zu Muth iſt, der drei lange Jahre den

Anblick ſeiner Kinder nicht genoſſen hat. Ich geh' zum Syndikus, ich muß ſie mir heimbringen.

Zallel, ich bitt' Dich um Alles in der Welt, mach' keinen voreiligen Streich! Willſt Du Gewalt anwenden an einem Orte, wo Du kraftlos biſt? ein unüberlegt' Wort brauchſt Du nur zu reden, und er ſperrt Dich auch ein.

Was fällt Dir ein, mein Kind, erwiderte Zallel weich und ruhig, von Gewalt iſt nicht die Rede, wenn Einer drei Jahre lang an dem Ort geweſen iſt, von dem ich jetzt herkomme, ſo weiß er aus eigener Erfahrung ſehr gut, wie weit die Kraft eines einzelnen Menſchen reicht, gegenüber den feſten Einrichtungen, die die Menſchen Geſetz' und Rechte nennen.

Alſo was willſt Du, wenn Du das weißt, vom Syndikus?

Bitten! Bitten will ich ihn, ſein Mitleid und Erbarmen will ich anflehen, ich will mich vor ihm demüthigen, um ſein Herz zu erweichen, ich thu' Alles für meine Kinder!

Vergiß nicht, daß er Dein Feind iſt; der Drab iſt Dein Feind und der Drab iſt hier Herr im Ort.

Deſto mehr Ehre erzeig' ich ihm, wenn ich ihn bitte, und das muß er anerkennen. Wenn ich meinen Feind um eine Gefälligkeit bitte, ſo bin ich hochſinnig; ich zeige ihm, daß ich ihn hochachte, da ich ihm eine große Geſinnung zutraue, wenn ich von ihm die Erfüllung meiner Bitte hoffe.

Wie ſehr täuſcheſt Du Dich! Ein ſolcher Feind, wie Du ihn Dir denkſt, Einer, der dies einzuſehn im Stande wär', muß ein großer Menſch ſein; ein gewöhnlicher Menſch aber, und wär' unſer Syndikus nur ein ſolcher, denn er iſt leider gar kein Menſch, wird das, was er an Dir als Hochſinn achten ſollte, als eine Keckheit und Vermeſſenheit aufnehmen, und leider iſt das Eine von dem Andern äußerlich ſchwer zu unterſcheiden.

Bei dieſen Worten trat Hannes ein. Ein einfacher

Händedruck genügte diesen beiden Männern Alles auszudrücken, was sie für einander fühlten. Hannes erfuhr nun, auf welche Weise die Freude des Wiedersehens getrübt sei. Empörung erfüllte seine Seele und heiliger Zorn glühte auf seiner Stirn; die buschigen Augenbrannen zogen sich mächtig zusammen und krampfhaft ballte er die nervige Faust.

Geh, sagte er, nachdem ihm die Meinungsverschiedenheit der beiden Gatten kund geworden war, Rahel hat Recht, denn das sind lauter Unmenschen; aber geh', thu das Aeußerste, und wenn er so verhärtet ist, daß er gegen Deine Worte unempfindlich bleibt, dann will ich seiner Gestrengen zeigen, wer der Hannes ist.

Was mein Weib nicht verhindern kann durch ihre Sanftmuth und durch ihre verständige Rede, davon könntest Du mich zurückbringen durch die Wildheit, mit der Du das da gesprochen hast. Glaubst Du denn, daß ich Dich einen unbesonnenen Streich begehen lassen möchte? lieber will ich über ganz „Pessach" meine Kinder nicht sehen; ich geh' aber, denn ich bin der Meinung, es wird nicht so weit kommen, und er wird meinen Bitten Gehör geben.

Zallel ging zum Syndikus; Hannes ging seiner Wege. Das Weib blieb in Ungeduld zurück, harrend des Ausganges.

Zallel stand vor dem Syndikus, und es entwickelte sich zwischen den beiden Männern folgende Unterhaltung:

Ah! der Zallel! Zurück von Brünn! Was bringt mir der Zallel?

Herr! ich bringe nichts, aber — ich will etwas mit mir nehmen!

Ja, ja! das glaub' ich gern; das ist so ganz in Eurer Art! Wenn Ihr aber wüßtet und befolgen würdet, was das Evangelium sagt, so wär't Ihr nicht in's Kriminal gekommen.

Ich weiß nicht, ob es von Ihnen recht iſt, Herr Syndikus, mich an eine Strafe zu erinnern, die ich abgebüßt habe.

Oho! Ihr werdet doch mir gegenüber nicht etwa den Stolzen ſpielen! Demuth iſt auch nicht Eure Tugend; die könntet Ihr auch aus dem Evangelium lernen.

Herr Syndikus! Sie wiſſen, daß ich keine Pflicht habe, etwas aus dem Evangelium zu lernen. Es hat demüthige Menſchen gegeben, bevor das Evangelium exiſtirt hat, und es haben nicht Alle den Stolz abgelegt, die an dasſelbe glauben.

Meint Ihr mich? wollt Ihr da etwa Stichelreden führen?

Ich meine Niemand, und will keine Stichelreden führen. Sie ſind Chriſt und ich bin Jude und keiner von uns beiden iſt es aus freier Wahl geworden. Ich hab' damit nur ſagen wollen, was ich thun und was ich laſſen ſoll, ſchreibt mir die „Thora" vor.

Man ſieht es klar, wie gut ſie es Euch vorſchreibt! Zum Glück aber herrſchen über Euch die Landesgeſetze.

Geben Sie doch unſerer heiligen Lehre nicht Schuld, wenn einer ihrer Bekenner unrecht handelt; Sie müßten ja ſonſt auch das Evangelium verwerfen, weil einzelne Chriſten ſeine Vorſchriften außer Acht laſſen! und die Landesgeſetze wachen doch nicht über die Juden allein.

Daß ich mit Euch mich da in einen dummen Wortſtreit einlaſſe! Ihr Juden ſeid ein verblendetes Volk und damit Punktum! Ihr ſeid doch nicht hergekommen mit mir über Religion zu ſtreiten!

Nein, Herr Syndikus! es hat Ihnen gefallen, dem Geſpräche dieſe unerwartete Wendung zu geben.

Alſo raſch, was wollt Ihr? ich hab' nicht lange Zeit.

Meine Kinder!

Kinder? das ſind keine Kinder mehr!

Dem Vater bleiben ſie es immer. Laſſen Sie ſie frei!

Geht nicht. Sie müſſen geſtraft werden!

Geſtraft? wofür?

Wegen feuergefährlicher Handlung!

Seit undenklichen Zeiten verbrennt man hier auf dem Friedhofe die ungenießbaren Ueberreſte von Brod und Geſäuertem vor dem Oſterfeſte, und niemals iſt darin eine feuergefährliche Handlung geſehen worden!

Das iſt ein Unfug! ſolcher Unfug muß aufhören, ich duld' ihn nicht.

Es ſteht in Ihrer Macht ihn aufzuheben, Herr Syndikus! aber warum wollen Sie beſtrafen, wo noch nichts begangen iſt; Sie haben ja darüber bis jetzt keine Verordnung erlaſſen.

Es bedarf einer ſolchen Verordnung nicht. Genug es iſt Feuer angezündet worden!

Die Zigeuner, die draußen vor dem Orte liegen, zünden beſtändig Feuer an und noch dazu in der Nähe des Waldes. Es iſt aber deshalb noch kein Waldbrand entſtanden, und man hat nicht gehört, daß die Zigeuner jemals beſtraft worden ſind, weil ſie Feuer anzünden.

Die Jungen haben nicht nur Feuer angezündet; ſie haben auch die Luft verpeſtet. Das iſt ſanitätswidrig; ich muß für die Geſundheit der Einwohner Sorge tragen!

Dann müſſen Sie alle Töpfermeiſter einſperren laſſen; denn der ſchädliche Qualm, der mitten im Ort von ihren Oefen aufſteigt und ſich Jedem den Athem verſetzend auf die Bruſt legt, wird doch ſicher auch der Geſundheit nicht zuträglich ſein.

Oho! nur keine Verwechslung! Die Töpfermeiſter ſind nützliche Staatsbürger; ihre Abſicht iſt keineswegs die Luft mit ſchädlichem Rauch anzufüllen, ſondern Töpfe zu machen; wenn dieſe nicht gemacht werden können, ohne daß der Rauch aus dem Ofen aufſteigt, ſo können ſie dafür nicht zur Verantwortung gezogen werden.

Herr Syndikus, erlauben Sie mir Ihnen zu zeigen, daß der Fall ganz der nämliche ist. Wenn die Kinder das „Chomez" verbrennen, so haben sie keinesfalls dabei die Absicht, die Luft mit einem unangenehmen Geruch zu erfüllen. Wenn dies nun aber doch geschehen ist, wie will man sie dafür verantwortlich machen?

Wie man will? — Das werd' ich Euch zeigen! dafür bin ich Syndikus!

Gestrenger Herr! Sie haben mich vor drei Jahren mit einer Kommission überfallen in der Freude meines Herzens, daß mir Gott das Glück gegeben hat, mein eigenes Haus zu beziehen, und in dem Augenblicke ist mir alles Blut zu Wasser geworden. Sie haben mich und mein Weib und alle andere, die anwesend waren, erschreckt durch einen entsetzlichen Spaß, den Sie mit der Erfindung von dem verloren gegangenen Christenkinde gemacht haben. Sie haben ferner eine Durchsuchung meines Hauses vorgenommen und mich als einen Verbrecher nach Brünn abführen lassen — ich will nichts reden dagegen; der Schein war wider mich und Sie haben damit nur Ihre Pflicht erfüllt. Jetzt komme ich, nachdem ich drei lange Jahre von Weib und Kind entfernt geseufzt habe, nachdem ich alles Elend ausgestanden, welches die harte Strafe mir auferlegt hat, und nachdem die Meinigen die ganze Zeit hindurch ihrer Stütze und ihrer Ernährung beraubt waren, wieder heim, in der Hoffnung Weib und Kind gesund beisammen zu finden und mich mit Ihnen zu freuen; stellen Sie sich einen Augenblick diese meine Lage vor und sagen Sie sich, mit welchem Schmerz ich erfahren mußte, daß meine Kinder in dem Augenblicke mir entzogen worden, wo ich ihrer am meisten bedarf, wo ich mich mit heißer Liebe nach ihnen sehne. Und was haben sie gethan? etwas, was zu thun sie seit mehreren Jahren unbehindert waren, und was ihnen durch keine Verordnung untersagt gewesen ist. Gesetzt aber, sie

hätten wirklich ein Geſetz übertreten, ſo haben ſie es doch ſicher nicht mit böſer Abſicht gethan und es iſt auch keinerlei Schaden oder Unglücksfall daraus hervorgegangen, ſie ſind doch in der Sache ſicher ganz unſchuldig. Sollten ſie aber ſelbſt unter dieſen Umſtänden eine Strafe verdienen, — ſo fühlen Sie, geſtrenger Herr, doch Mitleid und Erbarmen mit einem armen Vater und laſſen Sie ein Mal Gnade ergehen für Recht. Es iſt doch nichts Schöneres auf der Welt, als wenn Menſchen gegeneinander Barmherzigkeit üben, und glücklich iſt derjenige, welcher die Macht hat, ſie ausüben zu können. Sie ſind hier Herr im Orte, Sie ſind der Handhaber des Geſetzes und haben die Macht zu ſtrafen und auch Gnade zu ertheilen. Laſſen Sie die Kinder frei durch Ihre Gnade, wenn Sie es nicht thun können im Wege des Rechts. Finden Sie aber, daß das Geſetz und und Recht erfüllt werden muß, und wollen Sie von der Strenge nicht abweichen, welche das Geſetz vorſchreibt, ſo thun Sie ſelbſt dieſes, aber — geſtrenger Herr! — verlegen Sie die Strafe wenigſtens auf eine andere Zeit, als auf den heutigen Tag. Bedenken Sie, daß ich brenne vor Begierde meine Kinder zu ſehen und erwägen Sie weiter, welche heilige Zeit es iſt, in der Sie ſie vom väterlichen Hauſe fern halten. Heute Abend beginnen unſere Feiertage. Laſſen Sie ſie heraus und frei für die Zeit der Feiertage und ſtrafen Sie ſie, bis dieſelben vorüber ſind. Sie werden Ihnen nicht davon laufen, ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, daß ich ſelbſt ohne Polizeimann Ihnen die Kinder wieder herbringe, um dem Geſetze genug zu thun. Nur heut, nur jetzt laſſen Sie ſie frei! das iſt das Einzige, was ich von Ihnen als Gnade erbitte.

Es geht nicht.

Nehmen Sie dieſes Wort zurück, Herr Syndikus. Es geht, wenn Sie wollen. Sie ſind hier Richter auf Erden, bedenken Sie, daß über uns Allen aber ein höherer Richter

ſitzt im Himmel, und den werden Sie einſt auch um Gnade anzurufen haben. Wenden Sie ſich nicht ab von einem unglücklichen Vater.

Es geht nicht. Ich muß ein Exempel ſtatuiren. Adieu!

Als Zallel nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeinem Weibe: Ich bin jetzt drei Jahr' an einem Ort geweſen, wo man Gelegenheit hat, die Härte der Menſchen kennen zu lernen; eine ſolche Verſtocktheit des Gemüthes, eine ſolche Verhärtung des Herzens, wie bei dem hieſigen Syndikus habe ich nicht kennen gelernt. Rahel, es wird eine betrübte „Sedernacht" (Abendmahl) ſein!

VII.

Der Syndikus ſtatuirt ein Exempel.

So war es; es war eine betrübte „Sedernacht". Wie hätte es auch anders ſein können! Zallel ſagte die „Gode" (die Erzählung des Auszugs aus Egypten) und verrichtete die vorgeſchriebenen Ceremonien unter bittern Thränen, und es hätte des pflichtmäßig zu genießenden bittern Krautes gar nicht bedurft, um ihn an die Bitterkeit des Lebens zu erinnern. Er ſaß nicht „angelehnt wie ein König", ſondern zerknirſcht und gebrochenen Gemüthes; die Erzählung von dem Unglück und dem Elend des iſraelitiſchen Volkes in der ägyptiſchen Sklaverei hatte für ihn tauſenderlei Beziehungen auf ſeine eigene Lage, der verſtockte und grauſame Pharao ſtand leibhaftig vor ſeinen Augen in der Geſtalt des judenfeindlichen Syndikus, aber es fehlte der Moſes, der energiſche Mann, der aus ſeiner Drangſal ihn hätte erlöſen ſollen. Selbſt der Wein, von dem er vorgeſchriebenermaßen vier Becher trinken mußte, vermochte nicht ſeine niedergebeugte Seele aufzurichten. Sehnſüchtigen Blickes betrachtete er den großen Becher, den er für den Propheten Eliah angefüllt hatte; aber der Becher des Propheten Eliah

ſtand unberührt, der Prophet Eliah kam nicht. Mit tiefer Wehmuth in der Seele ſang er zum Schluß die unverſtändlichen Lieder kabbaliſtiſchen Inhaltes, in denen die gelehrte Forſchung und Kunſt der Auslegung tiefe Beziehungen zum Räthſel des Weltdaſeins aufzufinden bemüht iſt. Zallel trug die verzweifelte Frage nach dem unerklärten Weltdaſein viel tiefer in ſeiner ſchmerzgequälten Bruſt. Die Gattin ſuchte vergebens durch rückſichtsvollſte Behandlung ihn ſeinen Schmerz vergeſſen zu machen. Selbſt nicht weniger empfindend als er das tiefe Weh über die ſo traurige Veranlaſſung der Abweſenheit ihrer Kinder, durchſchnitt ihr der Anblick ſeines Zuſtands noch mehr die Seele, als das eigene Leid. Es war, wie Zallel voraus geſehen hatte, eine betrübte „Sedernacht". —

Der Gegenſtand des Mitleids für die traurigen Aeltern, die drei Jünglinge, waren unterdeß im Magiſtratshauſe im rückwärtigen Theil in einer finſtern Kammer eingeſchloſſen. Sie waren nicht fröhlicher geſtimmt, als die Aeltern zu Hauſe, wenn auch der verwegene Muth und leichte Sinn der Jugend noch ungebrochen, d. h. ſo weit er bei Kindern aus der beſchränkten „Gaſſe" ungebrochen ſein konnte, in ihnen lebte. Drei Jahre hatten ſie den Vater nicht geſehen; ſeit geſtern hatten ſie ihn jeden Augenblick erwartet, ihre Ungeduld hatte ſie hinausgetrieben auf die Straße dem geliebten Vater entgegen, ſie waren vergebens hinausgegangen und unverrichteter Sache heimgekehrt, und nun wurden ſie in dem Augenblicke, wo die Kunde von ſeiner Heimkunft ihr Ohr erreichte, und wo ſie keinen andern Wunſch kannten als ihm an den Hals zu fliegen, feſtgenommen und feſtgehalten für nichts und wieder nichts, aus keiner andern Urſache, als weil ſie das „Chomez" verbrannten, eine Handlung, deren Unrechtmäßigkeit ſie auf keine Weiſe begreifen konnten.

So lange die milde Frühlingsſonne draußen freund-

lich vom Himmel herniederlachte, hielt der wohlthätige Strahl, der ſich durch enge Fenſterlein in ihre finſtere Kammer ſtehlen konnte, die Gemüther der drei jungen Arreſtanten aufrecht, und wenn die beiden jüngern über das Troſtloſe der Lage in Worten und Klagen ſich Luft machten, ſo war es der älteſte, der ſie zu tröſten verſuchte. So brachten ſie den Tag dahin; als aber die Sonne niedergegangen war und unheimliche Dunkelheit ſich auf die Stätte lagerte, in der zu weilen ſie gezwungen waren, beſchlich eine tiefere Traurigkeit ihr Herz. Der Jüngſte war vor Ermattung eingeſchlafen und die beiden andern hielten ſich jetzt weniger zurück über ihren Zuſtand ernſtlich ſich auszuſprechen.

Ich hab', begann Chananjah, ſo lange Sarjeleh auf war, nicht ſo frei heraus von der Leber weg reden wollen, denn warum ſoll ich ihn unnöthigerweiſe ſchon heute das ausmalen, was er früh genug erfahren wird; beſſer es trifft ihn unvorbereitet. Wir zwei aber ſind älter als er und können ohne Furcht nachdenken über das, was kommen kann. Ich glaube, wir haben nichts Gutes zu erwarten.

Mich ſchmerzt weniger, was uns erwartet, erwiderte Miſchaël, ſei es, was es ſei, Gutes wird es nichts ſein, als wie der Gram und die Traurigkeit, die jetzt daheim in unſerem Hauſe herrſchen wird. Denke Dir nur die „Sedernacht", die ſie jetzt zu Hauſe abhalten und mal' Dir die Betrübniß aus, die Vater und Mutter empfinden müſſen, wenn ſie bei jedem Worte, das ſie ſagen, bei jedem Biſſen, den ſie eſſen, bei jedem Becher Wein, den ſie trinken ſollen, an die eingeſperrten Kinder denken müſſen. Wem wird der Vater heute zeigen, wie die Iſraeliten aus „Mizraim" gezogen ſind? Bei der „Maniſchtaneh" wird der Vater ſagen: Ja, ja! wenn die Kinder daheim wären, hätt' Sarjeleh die „Maniſchtaneh" gefragt! Unſere Becherlein werden auf dem Tiſch fehlen, oder ſie werden leer ſtehn, und bei

der Stelle „Schütte aus Deinen Zorn über die Völker" wird die Mutter-Leben ſelbſt müſſen die Thür aufmachen, daß der Prophet Eliah ſoll hereinkommen. Ach! wenn er nur einmal kommen möcht' und kommen will, laß es heut ſein, lebendiger Gott, und thu' ein Wunder, um uns zu befreien aus dieſer Haft, daß wir den Vater wieder ſehen können, den wir drei lange Jahre nicht geſehen haben? —

Sie wurden in ihrem Geſpräche unterbrochen, denn der Drab brachte ihnen ungeſäuerte Brode; nicht bekannt iſt es uns, ob aus Rückſicht für die Vorſchriften der jüdiſchen Religion, oder darum, weil er durch dieſe ſchwächliche Koſt des elenden Brodes die Lage der verhaßten Kinder nur deſto unerträglicher zu machen meinte. Sei dem, wie ihm wolle; die Kinder aßen das elende Brod, und erfüllten das Gebot des Herrn.

Die Nacht war lang. Sie iſt lang für Augen, die ſich nicht ſchließen wollen, für Herzen, die ängſtlich ſchlagen und einer Ungewißheit entgegenpochen; aber ſie ging doch vorüber, denn die unwandelbaren Geſetze der Natur haben nichts zu thun mit der Furcht und der Hoffnung des Menſchenkindes, und ob das Herz vor Freude bebt oder vor Angſt zittert, die Sonne geht ihren vorgeſchriebenen Weg und nicht um eine Minute verſpätet flammt ſie des Morgens am öſtlichen Himmel empor.

Die Nacht war vorüber und der junge Tag erfüllte die drei Jünglinge mit neuer Furcht und neuer Hoffnung. Jeden Augenblick meinten ſie, es müſſe jetzt die Thüre ſich aufthun und ſie in die Freiheit entlaſſen und doch wieder zitterten ſie bänglich, ſo oft ſie Tritte vernahmen ob der Ungewißheit, was aus ihnen werden ſollte.

Die bange Ahnung hatte ſie nicht betrogen. Die Sonne ſtand hoch am Himmelszelt, ſie hatte die Culmination ſchon überſchritten, es war ungefähr in der zweiten Nachmittags-

ſtunde, als der gefürchtete Drab kam, ſie aus der engen, dumpfen Kammer abzuholen. Sie wurden in die Kanzleiſtube geführt; dort wurden ſie vom Syndikus wie ſchwere Verbrecher über eine begangene Unthat ins Verhör genommen, und nachdem Alles regelrecht ins Protokoll eingeſchrieben war, diktirte er ihnen eine ſchmachvolle Strafe, die ſogleich an den Jünglingen vollzogen wurde. Jeder von ihnen erhielt fünf Ruthenſtreiche. Die Werkzeuge zu dieſer exemplariſchen Exekution waren eigens präparirt, ſie waren vierundzwanzig Stunden in Eſſig geweicht worden.

Das Geſchrei der Kinder, als die Strafe an ihnen vollzogen wurde, war ſo durchdringend, daß die Leute auf dem Marktplatz, die es deutlich vernahmen, ihr Mitleid nicht verbergen konnten. Mehr als einem rannen die Thränen herunter. Der Drab hieb unbarmherzig los: Da nützt Euch kein Geſchrei, ſagte er höhniſch, hier gibts Schläge, die man ſpüren muß, daß man ſich ein ander Mal daran erinnert.

Der Zigeunerhannes ging über den Marktplatz, als das entſetzliche mitleiderregende Geſchrei der drei Jünglinge eben daſelbſt vernommen wurde; er ging gemeſſenen Schrittes weiter — zu den Zigeunern. Im Weitergehen warf er einen fürchterlichen Blick nach der Stätte des Gerichts. Hätte das Rathhaus dieſen Blick empfinden können, es hätte ihn nicht auszuhalten vermocht, es wär gleich auf der Stelle umgefallen. Soll es deshalb ſtehen bleiben, weil es fühllos iſt? und ſollen die Menſchen darinnen behaglich weiter leben, weil ſie ebenfalls fühllos ſind, wie der Stein? Vielleicht war es dieſe Frage, die den Hannes beſchäftigte, als er von dannen ging.

VIII.

Die drei Jünglinge.

Ein ganz anderes Bild als die erste bot im Hause Zallel Kralitzers die zweite „Sedernacht". Gestern Trübsinn und Traurigkeit, heute Fröhlichkeit und Freude, gestern der Schmerz gewaltsamer Trennung und ungestillter Sehnsucht, heute die Lust endlichen Wiedersehens und befriedigten Beisammenseins, und nur die Erinnerung an die ausgestandene Schmach des Vaters und der noch frische Schmerz, der die Jünglinge erst kurz vorher betroffen hatte, setzte der Lust und Freude einen mäßigenden Dämpfer auf, warf einen Schatten in das sonst helle und freundliche patriachalische Gemälde, zog sich als leise mitschwingender Mollklang durch die aufjubelnden Freiheitsgesänge.

Da saß am obern Ende des Tisches der würdige Hausvater; sein Antlitz war etwas gebleicht und hatte einiges von der frühern Frische, nichts aber von der Ruhe und dem Gottvertrauen verloren, welches sich darin abspiegelte. Er war gekleidet wie an seinem Hochzeitstage, d. h. in die Sterbegewänder. Wie ein König auf dem Throne lehnte er sich an auf dem wohl zubereiteten Sitz und blickte zufrieden auf die Tafel und auf die Seinen, denen er das „elende Brod" austheilen sollte. Heute waren die Becherlein der Kinder nicht leer gestanden, die gute Mutter hatte sie gestern nicht auf den Tisch gestellt, um nicht durch deren Anblick die schmerzliche Erinnerung an die Abwesenden fortwährend wach zu halten; heute aber hatte sie dieselben wieder herausgenommen aus dem kleinen Silberschränklein und sie standen nun da auf dem Tische, gefüllt mit funkelndem Rothwein.

Der Hausvater sprach den Segen, dann erhoben sich alle von ihren Sitzen, berührten die in der Mitte des Tisches stehende „Sederschüssel", auf welcher die drei ungesäuerten Brode liegen, und huben sie in die Höhe, indem sie sich

gegenſeitig das „elende Brod" zeigten, welches die Vorfahren gegeſſen in Aegypten und luden ein den Hungrigen, daß er komme und mit ihnen das Oſtermahl halte, wie es die Vorſchrift iſt.

Man ging an das Leſen der Hagada. Man kam zu der Herzählung der zehn Plagen, welche Gott über die Aegypter gebracht; die kleine Verſammlung bewaffnete ſich mit kleinen ſilbernen Löffelchen, welche zu dem Behufe von der vorſorglichen Hausfrau auf den Tiſch gelegt waren. Jeder ſchöpfte aus dem vor ihm ſtehenden Becher ein Löffelchen Wein heraus, und den kleinen Finger der rechten Hand in den Löffel tauchend und je einen Tropfen Wein auf die Erde ſpritzend, zählten ſie die zehn Plagen, von dem in Blut verwandelten Waſſer angefangen bis zu dem Sterben aller Erſtgeburten her. Noch drei Mal ſpritzten ſie auf die nämtliche Art den Wein auf die Erde und ſprachen dabei die drei dunklen Worte: „Dezach, Adaſch, Beachaw", welche der gelehrte Rabbi Jehuda aus den Anfangsbuchſtaben der zehn Plagen zuſammenſetzend, als beſondere Zeichen aufgeſtellt hat.

Aſarjah hatte die Kühnheit, an den Vater die vorlaute Frage zu richten, was der Rabbi Jehuda hiemit für ein beſonderes Kunſtſtück gemacht habe? der Vater aber verwies ihm ſolche Frage, und belehrte ihn, daß dies kabbaliſtiſche Zeichen ſeien, die ſicher etwas Wichtiges zu bedeuten hätten, da der gelehrte Rabbi Jehuda ſie aufgeſtellt.

Solche tändelnde Spiele witziger und geiſtreicher Auslegungskunſt wechſelten aber auch mit Stellen tiefſter Innigkeit und wahrer Herzenserhebung ab. So zum Beiſpiel weinten ſie Alle bittere Thränen, als ſie die Stelle laſen: In jedem Zeitalter und Geſchlecht ſtehen ſie auf über uns, um uns zu Grunde zu richten, aber der Heilige, gelobt ſei er, errettet uns aus ihrer Hand. — Die Beziehung auf die jüngſten Erlebniſſe im Hauſe Zallels lagen in dieſer Stelle zu offenkundig aus-

gesprochen, als daß es nöthig gewesen wäre, dieselben durch ein eingeschaltetes Wort stärker hervorzuheben. Ein gemeinsamer Thränenstrom zeigte, daß sie keinem in der kleinen Gesellschaft entgangen waren. Ebenso vergossen sie Thränen der Freude, der milden Rührung und Dankbarkeit, als sie die erhebenden Lobgesänge lasen, wo der Schöpfer gepriesen wird, der sein Volk aus Knechtschaft in Freiheit, aus Traurigkeit in Freude gesetzt habe und mit wahrem Jubel beschlossen sie die erste Hälfte der vorgeschriebenen Gesänge mit dem Segen dessen, der Israel erlöset.

Nun folgten einige Ceremonien, bestehend im Genusse von ungesäuerten Broden und bittern Kräutern und dann kam die eigentliche Mahlzeit. Die begann wie bei den alten Römern ab ovo. Es wurden zuerst hartgesottene Eier gegessen, dann folgte die Knöderlsuppe, das Fleisch u. s. w., man ließ sich Alles vortrefflich schmecken und ließ sich's wohl sein, wie es verordnet ist.

Das Essen würzten heitere Gespräche und das kurz vorher noch heilige Gepräge wich einen Moment einer schönen Weltlichkeit sich der Freude hingebender Menschen. Nach dem Essen sagte der Hausvater: Seid Ihr schläfrig, Kinder?

Nein! war die Antwort.

Gut, sprach der Vater, so werd' ich, eh' wir fortfahren, nach ein Pfeifele Tabak rauchen. Ich hab' schon lang' kein' solche Wonne gehabt; wir haben nichts zu versäumen, und es macht nichts, wenn wir mit dem „Seder" auch erst um Mitternacht fertig werden.

Der Hausvater schmauchte behaglich sein Pfeiflein und blies die dicken Rauchwolken vergnüglich in die Luft. Die Kinder unterdessen erspähten eine günstige Gelegenheit, den „Afikomen" zu erhaschen. Jedoch war dies nicht so leicht ausführbar, denn da jeder von ihnen darnach strebte, so störte die Wachsamkeit der zwei andern je den dritten, der sich demselben allzusehr zu nähern versuchte.

Der Hausvater legte die Pfeife wieder weg, füllte die Becher zum dritten Male und man ſetzte ſich zum Dankgebet nach Tiſche.

Nach dem „Benſchen" erſt, da die eigentlichen Lobgeſänge, die Pſalmen des gekrönten Sängers begannen, und der genoſſene Wein auch das Seinige dazu beigetragen hatte, die Gemüther in eine höhere Stimmung zu verſetzen, erreichte die Begeiſterung ihren Gipfelpunkt. Laut ſangen ſie jetzt die alten Weiſen und jubelten ihre Lieder dem Propheten Eliah entgegen, den ſie ſehnſuchtsvoll erwarteten.

Mach dem Propheten Eliah die Thür auf! Sarjeleh! ermahnte der Vater.

Aſarjah that, wie ihm befohlen wurde.

Nun erhuben ſie ihre Becher und ſangen mit von Thränen gebrochener Stimme: Schütte aus Deinen Zorn über die Völker, welche Dich nicht erkennen, und über die Königreiche, die Dich nicht bei Deinem Namen anrufen denn ...

Feuer! Feuer! tönte es in dieſem Augenblicke in der Gaſſe, und die erſchrockene Geſellſchaft ließ vor Schrecken die Becher niederfallen, daß die rothe Fluth über Tiſch und Erdboden ſich ergoß.

Feuer! tönte wiederholt der entſetzliche Ruf durch die Gaſſe, und vom Kirchthurme herunter vernahm man bereits die mahnenden Schläge der Sturmglocke.

Alles rannte auf die Gaſſe, in den meiſten Häuſern war man noch beim „Seder" geſeſſen und die Familienväter hatten ſich nicht Zeit genommen zuvor die weißen langen wallenden Gewänder abzulegen, ſo daß inmitten der Gefahr in welcher der ganze Ort ſich befand, das Hin- und Herrennen der weißgekleideten Männer einen tragikomiſchen Anblick gewährte. Die ſchwarzen Geſtalten, die jetzt wieder, wie ehemals da Zallels Haus abbrannte, durch die Gaſſen huſchten, bildeten zu den weißgekleideten Männern einen unheimlichen Gegenſatz.

Auch Zallel eilte auf die Gasse hinaus, vor Allem zu erfahren, wo das Feuer sei; als er erfuhr, daß das Rathhaus bereits in vollen Flammen stehe, ging er zurück ins Haus, ermahnte ruhig zur Besonnenheit, gab ernste Verhaltungsmaßregeln, half mit den Kindern der ängstlichen Frau die auf dem Tische befindlichen Silbergeräthe zusammenpacken, und befahl ihr mit diesen Werthgegenständen sich nach der Synagoge zu begeben. Er selbst aber und die drei Jünglinge begaben sich sodann auf die Stätte der Gefahr um helfend beizustehen, denn in Zeiten der Gefahr sind die strengen Vorschriften, welche die Arbeit an Festtagen verbieten, aufgehoben.

So wie Zallel hatten auch die andern gehandelt. Die Synagoge füllte sich mit Frauen, Mädchen und Kindern, welche zur Rettung ihrer Person und der kostbarsten Gegenstände sich dahin geflüchtet hatten; Männer und Jünglinge eilten auf den Marktplatz.

Die Gemeindespritze war bereits in voller Thätigkeit und mit rasender Eile flogen die Pferde, welche große Tonnen Wassers vom Flusse herauf zogen. Was Hand anlegen konnte, arbeitete mit Riesenkräften. Aber ein heftiger Sturmwind, der sich erhoben und mit dem feindlichen Elemente gemeinschaftliche Sache zu machen verschworen hatte, spottete all dieser mühseligen Anstrengungen und fachte die Flammen nur um so stärker an, je mehr man bestrebt war, ihnen Einhalt zu gebieten. Bereits wurden auch die nebenstehenden Häuser ergriffen, die Verwirrung wuchs mit jedem Momente. In den Bauernhäusern wurde nun das Vieh, alle Hausthiere aus Ställen und Höfen auf den Marktplatz hinausgetrieben und so wimmelte es auf dem Marktplatze von Schafen und Schweinen, Hunden und Katzen, Pferden, Ochsen, Kühen und Stieren. Das Feuer griff immer mehr um sich, an Bewältigung war nicht mehr zu denken, der ganze Marktplatz war bereits ein großes

Flammenmeer, und den unglücklichen Einwohnern des Ortes blieb nichts anderes übrig als müßig das großartig-entsetzliche, furchtbar-erhabene Schauspiel anzusehen, das ihnen all' ihr Habe erbarmungslos vernichtet. Die losgelassenen Thiere liefen erschreckt und wild durcheinander, die anwesenden Weiber heulten und erfüllten die Luft mit Wehklagen, die sich mit dem Brüllen, Blöken, Wiehern, Bellen und mit dem Prasseln der Flammen mischten. Ein altes Weib, welches man der Heimlichthuerei wegen in der „Gasse" die alte Zauberin nannte, war eben auch herbeigekommen und schrie aus Leibeskräften: das haben die drei Judenbuben angelegt, die heut eingesperrt waren! die Juden sind die Brandstifter! Wie auf Flügeln wurde der Ruf: die Judenbuben! die Judenbuben! durch die erzürnte Menge weiter getragen. Der Syndikus und der Drab schrieen: Ins Feuer mit den Brandstiftern! greift sie auf! Der Drab machte sich in seiner grausamen Verblendung schon daran, Hand an die drei Jünglinge zu legen als er mit dem Rufe: Jesus Maria Joseph! niederstürzte. Eine feste Hand hatte ihm den lebensendenden Dolch in die Brust gestoßen. In demselben Augenblicke kam ein Rudel wüthender Stiere herbeigerannt, und der Syndikus, der eben ausweichen wollte, fühlte von rückwärts einen kräftigen Stoß, so daß er einem der Stiere gerade entgegen geschleudert wurde. Der Stier packte ihn mit den Hörnern, warf ihn in die Höhe; man sah ihn wohl niederfallen, aber wenn er noch lebend aus der Luft herniederkam, in der er einen paraboliſchen Bogen zu beschreiben gezwungen war, es half ihm nichts, denn er fiel in die Flamme!

Die ganze Nacht hindurch dauerte das Feuer fort, und erst am Morgen nachdem der Wind sich gelegt hatte, gelang es der vereinigten Anstrengung der Ortseinwohner mit Hilfe der aus allen benachbarten Ortschaften herbeigekommenen Spritzen des Feuers Herr zu werden. Man rettete aber

nichts; was übrig blieb war ein großer Schutthaufen. Der Leichnam des Syndikus wurde verkohlt, der des Drabs hingegen von den Hufen der über ihn wegtrabenden Roſſe zerſtampft gefunden. Vier andere Perſonen aber waren verſchwunden und konnten trotz der ſorgfältigſten Nachforſchungen nirgends aufgefunden werden, der Zigeuner-Hannes und die drei Jünglinge.

IX.

Jenſeits.

Die heilige Schrift, welche dem jüdiſchen Volke für einen gottgefälligen Lebenswandel nichts anderes verſpricht, als die Einkehr in das Land, „wo Milch und Honig fließt," erzählt uns nirgends etwas von einem Jenſeits in dem Sinne, in welchem dieſes Wort, wenn es für ſich allein ſteht, allgemein verſtanden wird. Sie ſpricht von einem Jenſeits des Jordans, Jenſeits des Meeres, aber von keinem „Jenſeits" nach dem Tode, von keiner jenſeitigen Welt im Gegenſatze zur diesſeitigen. Doch hat ſich im Laufe der Zeit die Lehre von einer ſolchen nach und nach im Judenthum herausgebildet, und iſt heute, man kann ſagen, ſo feſtgewurzelt, daß der Jude bei dem Worte „Jenſeits" gar nicht mehr an den Jordan, ſondern gewiß an nichts Anderes denkt, als an ſeinen Theil in der zukünftigen Welt. Das Wort „Jenſeits", welches in ſeiner urſprünglichen Bedeutung vor dem Worte „Diesſeits" keinen Vorzug hatte, welches zu dieſem in keinem andern Verhältniſſe ſtand, als wie Rechts zu Links oder umgekehrt, weil damit ja nichts Anderes, als eine Ortsbeſtimmung ausgedrückt ſein ſollte, dieſes Wort „Jenſeits" hat allmälig eine Bedeutung erlangt, die den Menſchen mit heiligen Schauern erfüllt, und ſchon der bloße Klang desſelben drückt jenes Unnah-

bare und Unfaßbare aus, welches der Menſch, ſo lang' er auf Erden wandelt, nimmer erreichen zu können glaubt, denn es iſt eben das „Jenſeits."

Meine Leſer, welche hierbei ſogleich an das Paradies, an den Garten Eden denken werden, darf ich aber nicht irre führen. Sollten ſie der Meinung ſein, daß ich ihnen aus jener Welt etwas Wunderbares erzählen werde, ſo muß ich ihnen ſogleich ſagen, daß ihre Meinung eine falſche, ihre Erwartung eine viel zu hoch geſpannte ſei. Ich geſtehe offenherzig: Von jener Welt weiß ich nichts. In dieſer Geſchichte treten keine Schatten auf, keine Seelen der Abgeſchiedenen, dieſe Geſchichte ſpielt ſchlicht und recht auf der Erde. Mit dem Worte „Jenſeits" kehre ich zur alten einfachen bibliſchen Deutung zurück, und verſtehe unter „Jenſeits" nichts anderes, als: Jenſeits des Meeres. Um aber alle Streitigkeiten über die geographiſche Ungenauigkeit einer ſo unbeſtimmten Angabe im Vorhinein abzuſchneiden, ſage ich ausdrücklich und in deutlichen Worten: Jenſeits des Atlantiſchen Oceans. Warum ich jedoch nicht gleich in der Ueberſchrift dieſes Kapitels mich ſolcher Genauigkeit befleißigt, wodurch ich offenbar der Mühe dieſer beſchwerlichen Auseinanderſetzung überhoben geweſen wäre, das hat ſeinen Grund darin, daß die „Neue Welt", welche Chriſtoph Kolumbus im Jahre 1492 entdeckt hat, für meine Geſchichte von mehr als gewöhnlicher Bedeutung iſt. Für die drei Jünglinge, deren Bekanntſchaft meine Leſer im Vorhergehenden gemacht haben, ſpielt Amerika, jenes diesſeitige Jenſeits die Rolle des jenſeitigen Jenſeits, und nicht ohne Abſicht habe ich die dunkle Vorſtellung, die man mit dem Worte Jenſeits heutzutage ſchlechthin verbindet, vorher zu erwecken getrachtet.

Alle Schmerzen heilt die Zeit, und ſo hat ſie auch das Unglück überdauert, welches durch den großen Brand über die Einwohner des Ortes gekommen war. Wenn man

ſich von der Südſeite her dem Städtchen nähert, ſo ſchimmerten aus der Ferne ſchon rothe Ziegeldächer entgegen von den Häuſern, die in früherer Zeit meiſt mit Stroh oder Schindeln gedeckt waren. Ein anderer Syndikus ſaß auf dem Rathhauſe, ein Mann von ſtrenger Gerechtigkeitsliebe und ſanfter Milde und der Drab, der ſeine Befehle vollzieht, wagt es nicht den unerſchütterlichen Mann in irgend einer Weiſe zu beeinfluſſen; auch iſt er pünktlich in ſeinem Dienſt und es bleibt ihm keine Zeit übrig, andern Leuten in's Handwerk zu pfuſchen, und die ruhigen und friedliebenden Ortseinwohner leben unbehelligt und gehen ſtill und vergnügt ihren Geſchäften nach. Der Gewerbsfleiß iſt in Thätigkeit, der Bauer beſtellt ſeinen Acker mit eigenem Rind oder mit eigenen Pferden, und in der „Gaſſe" bauen ſie Häuſer, ohne befürchten zu müſſen, daß man ihnen dieſelben über dem Kopf anzündet.

In einem Hauſe der „Gaſſe" lebt ein ſtilles Ehepaar im ungeſchwächten Schmerz. Dieſen allein ſchien die Zeit nicht heilen zu können. Zallel Kralitzer und ſeine Rachel härmen ſich unaufhörlich ab, ſie beklagen den Verluſt der Kinder und des treueſten Freundes.

Umſonſt ſind die Troſtworte, die man ihnen gibt; umſonſt ſagt man ihnen, daß die drei Söhne ja ſchon einmal aus dem Feuer gerettet worden waren, und daß Gott ſie auch das zweite Mal nicht werde verlaſſen haben, umſonſt ſuchte man ſelbſt ihre Namen zu Gunſten dieſer Behauptung geltend zu machen: ſie ſeien von jeher die drei Jünglinge genannt worden und Gott habe gewiß zu ihrer Rettung einen Engel vom Himmel herabgeſandt. Nichts vermochte das tiefe Leid der Eltern zu bannen, oder auch nur abzuſchwächen, ſie grämten ſich ohne Unterlaß.

Da kam nach langer Zeit der Freudenbringer und bannte alles Leid und alle Traurigkeit — ein Brief.

Zallel ſaß am Tiſche über einem alten jüdiſchen Buche, die Mutter ſaß in einem Winkel der Stube und ihre Gedanken ſchweiften hin und her ohne Ruhepunkt, da ſchritt die Botin, welche zweimal in der Woche von der nächſten Poſtſtation die Briefe für den Ort abzuholen hatte, eben die Gaſſe herauf. Rahel ſah ſie und ſagte: Ja, ja, wie ſchön iſt das, wenn ein Menſch ſo einen Brief bekommt von entfernten Menſchen, die man im Herzen hat. Ich hab' in mein' Leben kein' Brief bekommen. Von wem hätt' ich einen bekommen ſollen. Ich mein' aber, es muß grad ſein, wie wenn man ſich wiederſehen und haben möcht'.

Mach' Dir und mir das Herz nicht ſchwer, ſagte Zallel. Er wollte noch weiter reden, denn er hatte die Brille von der Naſe genommen, was als Zeichen gelten konnte, daß er genug geleſen habe; aber ſeine Rede ward nicht vollendet, denn in demſelben Augenblicke trat die Botin ein, welche bis dahin die Schwelle ſeines Hauſes zu betreten noch nicht Gelegenheit hatte, und überreichte einen Brief.

Freudiger Schreck ergriff die beiden Eheleute. Zallel zitterte und war faſt unfähig das Siegel zu löſen. Endlich kehrte die Beſonnenheit zurück, er erbrach den Brief und fing an zu leſen:

Theuerſte Aeltern bis hundert Jahr!

Theuerſte Aeltern! ſchrie das Weib vor Freude außer ſich, genug, genug! hör' auf Zallel, ich bitt Dich, was kann denn noch folgen dieſem Augenblick, der mir meine Kinder wieder gibt!

Zallel legte den Brief auf den Tiſch, ſtund auf und ging auf ſie zu. Ohne ein Wort zu reden, ergriff er ihre Hand und dieſe bebte vor Wonne in der ſeinigen. Nachdem ſie einige Minuten ſprachlos ſo dageſtanden, ſagte der Mann: Thu' Dich beruhigen Rahel, und zeige, daß Du mein Weib biſt. Du haſt mit mir viele Leiden ausgeſtanden, viele Schmerzen ertragen und haſt Dich im Unglück bewährt mit

Faſſung; bewähre Dich jetzt auch im Glück am Tag der Freude. Das Herz, welches den Qualen nicht unterlegen iſt, halt es feſt und aufrecht, wenn die Freude und das Glück in dasſelbe einſtrömen wollen; der Menſch zeigt ſich was er iſt im Glück ſowohl, wie im Unglück — und wie in der Bekümmerniß, ſo auch in dem Augenblick der Luſt. Sag mir nun, haſt Du Faſſung genug, den Brief zu hören, ſo will ich ihn leſen, haſt Du ſie nicht, ſo ſchwör ich Dir, daß ich den Brief für mich allein auch nicht anſehe; denn ich will mein Glück nicht allein genießen, wenn ich mein Unglück nicht allein getragen habe und diejenige, die das letztere mit mir getheilt hat, ſoll auch Theilnehmerin meines Glücks und meiner Freude ſein.

Alſo lies! ſagte Rahel beſonnen und gefaßt.

Theuerſte Aeltern bis hundert Jahr! begann Zallel wieder, nachdem er ſich vorher mit der Brille bewaffnet hatte. Aber Rahel unterbrach ihn abermals, indem ſie fragte: Wer hat den Brief geſchrieben? Schreiben ſie alle Drei?

Lächelnd erwiderte der Gatte: Für dieſe Frage dank' ich Dir; denn ſie gibt mir den Beweis, daß ſich der Sturm in Deinem Herzen gelegt, und daß die Vernunft wieder erwacht und die Beſonnenheit in ihre Rechte wieder eingetreten iſt.

Hierauf blätterte er um und überflog die Zeilen ohne zu leſen, bis zur Unterſchrift. — Unterſchrieben, ſagte er hierauf, ſind ſie Alle, Alle Vier, Chananjah, Miſchaël, Aſarjah und mein guter Hannes. Den Brief geſchrieben hat Aſarjah, das ſeh' ich an der Schrift, und jetzt hör an.

Die Mutter ſetzte ſich neben ihren Mann, und er las:

Theuerſte Aeltern bis hundert Jahr!

Der Menſch iſt klein, aber Gott iſt groß und was er will, geſchieht. Er hat gewollt, daß wir nicht untergehen und aus Feuer und Waſſer hat er uns gerettet und hat

uns geführt, wie einſt ſein Volk Iſrael aus dem Lande der Knechtſchaft in das Land der Freiheit. Und unſer guter Hannes iſt für uns der Moſes geweſen, dem er die Führung anvertraut hat.

Seit jener ſchrecklichen Nacht, da wir nach ausgeſtandenen Leiden froh und heiter beiſammen geſeſſen beim „Seder“ und aus dieſer ſchönen Heiterkeit plötzlich hinausgeſchreckt worden ſind auf die Stätte des Brandes hat ſich viel ereignet mit uns, und ich will Euch Alles der Ordnung nach erzählen. Gäbe Gott, daß dieſer Brief Euch bei ſolchem Wohlſein antreffe, wie wir es wünſchen, daß Ihr Euch darin befinden möchtet, dann fehlt uns nichts mehr zu unſerem Glück; denn uns geht es wohl. Der einzige Schmerz, den wir haben, iſt, daß wir getrennt ſind von Euch. Ihr werdet Euch auch wundern darüber, daß wir ſo lange geſchwiegen und Euch von uns keine Nachricht gegeben haben; aber es war dies der Wille von Hannes, der uns immer zurückgehalten hat, wenn wir an Euch ſchreiben wollten. Wir können nicht wiſſen, hat Hannes geſagt, ob man uns daheim nicht verfolgt. Und wenn dies der Fall iſt, ſo kann ein Brief leicht verrathen, wo wir ſind, und da man uns von Europa aus hier nicht erreichen kann, ſo werden Eure Aeltern darunter nur zu leiden haben. Deshalb iſt es beſſer, wir laſſen ſie in Unwiſſenheit über unſer Schickſal bis die rechte Zeit kommen wird. Dieſe rechte Zeit, ſagt Hannes, iſt nun gekommen; denn er hat geleſen in Zeitungen und hat auch von Andern, die aus Europa herüber gekommen ſind nach Amerika, erfahren, daß jetzt in Europa auch eine neue Zeit anbricht, eine neue Morgenröthe, und daß auch in Europa die Völker jetzt die Freiheit erlangen, die wir hier genießen. So wird man nun alſo auch Euch nicht mehr verfolgen, wegen unverſchuldeter Sachen, und wir können es wagen Euch zu ſchreiben. Wir ſind übereingekommen, daß ich als der Jüngſte den Brief ſchreiben

ſoll und Chananja, Miſchaël und Hannes werden ihre Namen darunter ſetzen, damit Ihr an der Unterſchrift ſehen ſollt, daß wir Alle leben. Und nun will ich anfangen zu erzählen.

In dem Augenblicke in jener ſchrecklichen Nacht, wo ſie geſchrieen haben, daß wir drei das Feuer angelegt, und wo der Syndikus Befehl gegeben hat, uns als Brandſtifter in das Feuer zu werfen, iſt jeder von uns dreien rückwärts von unbekannten Händen ergriffen und fortgetragen worden. Die Männer, die uns fortgetragen haben, waren beſtellt von Hannes, es waren Zigeuner. Sie ſind nicht beiſammen geblieben, Jeder iſt mit ſeiner Laſt nach einer andern Richtung fort, aber nach zwei Tagen haben wir uns Alle wieder gefunden, es war in einem Wald in einer uns unbekannten Gegend. Hannes war ſchon auf dem Platz, als wir da angekommen ſind. Von da aus hat er die drei Zigeuner zurückgeſchickt und iſt mit uns weiter gezogen. Wir haben einen ſehr weiten Weg gemacht und ſind nach längerer Zeit gekommen nach Hamburg. Dort iſt Hannes mit uns auf ein Schiff geſtiegen, und wie wir auf dem Schiff waren, hat er das erſte Mal angefangen, mit uns zu reden. Jetzt ſind wir in Sicherheit, hat er geſagt, adieu! alte Welt! wir fahren in die neue. Man heißt nämlich dieſen Welttheil Amerika die neue Welt, weil es erſt etliche hundert Jahr iſt, ſeitdem man ihn entdeckt hat. Und ſo ſind wir auf dem Schiff nach Amerika gefahren. Auf dieſem Wege haben wir viel ausgeſtanden von der Seekrankheit, dann vom Sturm. Aber Hannes hat uns getröſtet und hat uns zugeſprochen und geſchildert, um wie viel ſchöner es iſt im kühlen Waſſer zu ertrinken, als wie in der Flamme gebraten zu werden, in die uns der Syndikus und der Drab hat hineinwerfen wollen. Und ſeine Worte haben auf uns einen ſo großen Eindruck gemacht, daß uns das Ertrinken als das Schönſte erſchienen iſt, was uns begegnen könnte; wir haben den Tod verachten gelernt und haben zu Gott

gebeten, er ſoll uns in dem großen Meer ertrinken laſſen. Indeſſen aber hat es Gott anders beſchloſſen. Wir haben die Seekrankheit überſtanden, wir haben Stürme überſtanden und ſind glücklich in Amerika angelangt. Ich unterlaſſe es, Euch einen Sturm auf dem Meere zu ſchildern, denn ich möchte nicht im Stande ſein, Euch ein gutes Bild davon zu geben, und ſelbſt in dem ſchwachen Bilde, das ich liefern könnte, möchtet Ihr in Gedanken alle die Qualen nochmals ausſtehn, die wir erlitten haben, und damit will ich Euch verſchonen. Auch über die Verhältniſſe in Amerika will ich für heute nichts ſagen, ich verſpare mir dies für folgende Mittheilungen, wo wir weniger über uns ſelbſt werden zu ſchreiben haben. Hannes hat für uns geſorgt wie ein Vater und wir haben ſein gutes Herz und ſein redliches Gemüth hier erſt verſtehen und kennen gelernt.

Er hat nicht nur ſelber gearbeitet, ſondern hat auch uns zu nützlicher Arbeit angehalten, wodurch es uns nicht ſchwer geworden iſt, ſo viel zu erwerben, als wir gemeinſchaftlich gebraucht haben, dabei hat er uns noch in manchen nützlichen Kenntniſſen und Wiſſenſchaften unterrichten laſſen. Wir ſprechen alle ſehr gut engliſch, das iſt die Sprache, die in Amerika meiſtentheils geſprochen wird; es gibt aber auch genug Deutſche hier, die ſich alle mit uns als Landsleute betrachten und von denen uns viele ſehr oft beigeſtanden ſind. So haben wir in angenehmer Beſchäftigung aber auch in ſtrenger Arbeit die Jahre her verlebt, bis wir uns ſo viel erworben hatten, um uns ganz ſelbſtändig zu machen. Wir haben die Stadt Neu-York, denn dieſes iſt die Stadt, in der wir gelebt haben, verlaſſen und haben uns im Urwald angebaut, wo wir ſtill und glücklich, ruhig und vergnügt leben. Chananjah hat die Tochter eines Juden aus Hamburg geheirathet und hat an ihr eine ausgezeichnete, kluge und haushälteriſche Frau. Er hat ſchon drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen und wir leben

bei ihm, ebenſo unſer Hannes, der ſich nicht von uns trennt, und wir führen mit einigen Negerſklaven, das ſind ganz ſchwarze Menſchen, eine kleine, aber einträgliche Wirthſchaft. Die Kinder heißen Hannes nicht anders, als wie Großvater und haben ihn ſo gern, wie er es verdient. Er beſchäftigt ſich auch am meiſten mit dieſen und findet in der Beſchäftigung mit ihnen einen Erſatz für die Bitterkeit, die ihm die Menſchen in ſeinem Leben zugefügt, und eine Erleichterung für die innern Vorwürfe, die er ſich macht über das Unrecht, welches er ſelber ausgeübt und ſich nicht vergeben kann. Dahin zählt er beſonders zwei Sachen; das Eine iſt, daß er ſich von Habſucht hat verleiten laſſen, das Käſtchen von den Zigeunern zu kaufen, welches er dann zu Euch in Verwahrung gegeben hat, und das Andere, was ihn noch mehr ſchmerzt, iſt, daß er ſeinen treueſten und beſten Freund, Dich, lieber Vater, hat für ſich in's Kriminal ſetzen laſſen. Er kann gar nicht begreifen, wie er fähig geweſen iſt, dieſes Unrecht ſchweigend geſchehen zu laſſen und er ſucht es an uns Kindern gut zu machen, was Du durch ihn gelitten haſt. Ueber den Brand, welchen er in jener ſchrecklichen Nacht, die uns von Euch getrennt, angeſtiftet hat, ſcheint er weniger Reue zu empfinden; er betrachtet ſich als das von Gott auserſehene Werkzeug der Rache an dem Syndikus und was ihm darüber Schmerz macht, iſt nur der Umſtand, daß der Brand eine ſo große Ausdehnung gewonnen und viele Unſchuldige mit in's Unglück geſtürzt hat. Ich weiß nicht, ob Ihr den Hannes ſo genau kennet, wie wir ihn jetzt kennen, beſonders ob Ihr ſein Vorleben kennet. Dieſes muß man aber kennen, wenn man ſich dieſen merkwürdigen Charakter, der zugleich die Fähigkeit hat, Verbrechen zu begehen und doch dabei der beſte Menſch von der Welt iſt, ſoll erklären können. Wie iſt es möglich, muß man ſich doch ſicher fragen, daß ein Menſch größtentheils mit Zigeunern verkehrt und dabei eine

ſolche mitleidige Seele iſt, wie er ſie gegen uns in der erſten Kindheit bewieſen hat? wie iſt es möglich, daß ein Menſch geſtohlene Sachen kauft und dabei das ehrlichſte Gemüth von der Welt iſt? wie iſt es möglich, daß ein Menſch auf ſeinem beſten Freunde einen ſchimpflichen Verdacht haften, und dieſen für ſich leiden läßt? wie kann endlich ein Menſch ein Brandſtifter und ein Mörder ſein, denn Hannes war es, der den Syndikus auf den Stier hinaufgeſchleudert, ein Menſch, der nicht das Herz hat, eine Katze zu beleidigen? Alle dieſe Widerſprüche erklären ſich aus ſeiner Vorgeſchichte, aus der Zeit, ehe er Euer Freund geworden iſt. Der Sohn eines reichen Bauers, wurde er durch Hinterliſt von Verwandten um ſein Erbtheil betrogen, ſein ſchweigſames Weſen wurde als Hang zum Böſen ausgelegt und nichts Anderes haben ſie ihm prophezeit, als daß er auf dem Galgen enden werde. Dadurch hat ſich in ihm ein Gefühl der Bitterkeit gegen die Menſchen feſtgeſetzt; er fühlte ſich hingezogen zu den heimathloſen Zigeunern, die auf der Erde umhergetrieben werden, wie er ſelbſt es wurde, er fühlte Mitleid mit uns in jener Nacht, da unſer Haus abbrannte, er wußte, daß der Drab das Feuer bei uns angelegt, und eilte uns zu Hilfe, weil er uns, wie ſich ſelbſt, von den Menſchen verlaſſen ſah. Eigenthum gab es in ſeinen Augen nicht, da man ihn um ſein Erbtheil betrogen und ihn hinausgeſtoßen in die fremde, unbarmherzige Welt; ſo betrachtete er jeden Beſitz für widerrechtlich, jeden Reichen als Theilnehmer an dem Raube, den man an ihm begangen hat, und er hielt es für kein moraliſches Verbrechen, den Leuten dasjenige wegzunehmen, was ſeiner Meinung nach ihnen nicht gehörte, und was ſie ſich ungerechterweiſe angeeignet. Daß er geſchwiegen hat, als man Dich, lieber Vater, an ſeiner Statt des Verbrechens beſchuldigt, das iſt der einzige dunkle Punkt, der aus ſeinem aufrichtigen und redlichen Herzen heraus nicht

erklärt werden kann, wenn man nicht bei einem ſo feſten und entſchloſſenen Charakter einen Augenblick der Schwäche, ein augenblickliches Heraustreten aus ſich ſelbſt, aus ſeiner eigenen Natur annehmen will. Es iſt auch dies der einzige Punkt, worüber er ſich in ſeinem Leben niemals vollſtändig beruhigen wird; dagegen habe ich ſchon erklärt, wie es komme, daß er auf ſeine That in jener fürchterlichen Nacht ohne Gewiſſensbiſſe, ja ſogar wie auf eine gute That zurückſieht.

Ich habe, theuerſte Aeltern, mich bemüht, Ihnen dieſe Widerſprüche und den Charakter unſeres guten Hannes aufzulöſen, weil ich bei dem freundſchaftlichen Verhältniſſe, in welchem er zu Ihnen geſtanden, vorausſetze, daß Sie ſicherlich oft darüber nachgedacht und die Löſung zu finden bemüht geweſen ſein werden. Jetzt nun noch eine Mittheilung über unſer hieſiges Leben, ſie betrifft ſcheinbar eine geringfügige Sache, dieſe iſt für uns aber von größter Wichtigkeit. Ich habe die Geſchichte unſerer zweimaligen wunderbaren Rettung aus dem Feuer durch Hannes und Alles, was damit zuſammenhängt, abgefaßt als eine Art von „Megillah", und wir heißen dieſe Geſchichte „Megillas-Hannes". Jeden Erew Peßach leſen wie die „Megillas-Hannes", und es werden dabei aufrichtige Freudenthränen vergoſſen. Hernach, wenn wir die Megillah geleſen haben, gehen wir heraus in's Freie und errichten einen kleinen Scheiterhaufen, auf welchem wir unter großem Jubel das „Chomez" verbrennen. Hier kann jeder verbrennen, was er will, hier gibt es keinen Syndikus und keinen Drab, die ſich willkürlich Geſetze machen; hier weiß jeder freie Mann, was vom Geſetze erlaubt und was verboten iſt; hier iſt das wahre Land der Freiheit. Wenn wir Euch dazu vermögen könnten, Eure Heimath zu verlaſſen und uns hieher zu folgen, ſo würde zu unſerem Glücke nichts mehr fehlen. Indeſſen wollen wir über dieſen Punkt nichts

ſagen, bevor wir Eure Meinung gehört. Man entſchließt ſich allerdings nicht leicht, jenſeits des Meeres zu gehen, und es kommt uns nicht zu, Euch in einer ſo wichtigen Sache zuzureden, daß Ihr das thun ſollt, was uns angenehm wäre.

Chananjah, Miſchaël, Aſarjah, Hannes.

Das iſt ein Brief aus dem „Gan Eden" (Paradies), aus dem Jenſeits! rief Rahel begeiſtert aus, nachdem Zallel zu Ende geleſen hatte; dieſer aber ſagte: danken wir Gott, mein Kind! daß es auch auf dieſer Erde ein „Jenſeits" gibt.

Die Aeltern ſind nicht nach Amerika ausgewandert; aber Rahel wartet jetzt ſehr oft ungeduldig auf das Eintreffen von Nachrichten aus dem andern Welttheile und am Erew Peßach, wenn der Gemeindediener durch die Gaſſe geht und ruft: Geſäuertes iſt verboten! fragt Zallel: Weißt Du, Rachel! was die Kinder jetzt machen? und Rachel antwortet: Ja, mein Kind! ſie leſen die Megilles-Hannes und verbrennen das „Chomez".

Wenn Zallel etwas mehr von der Geographie verſtanden hätte, ſo würde er ihr dieſe Illuſion zerſtört haben, denn er hätte ihr ſagen müſſen, daß dies juſt nicht ſo gleichzeitig geſchieht. Laſſen wir die beiden Alten deshalb in ihrer geographiſchen Unwiſſenheit.

Druck von G. Kreyſing in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

In **Baumgärtner's Buchhandlung** in **Leipzig** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Philippson, Dr. **Ludwig**, **Siloah.** (Predigten.) Bd. I. Zweite Auflage. Bd. II. Bd. III., jeder Band $1\frac{1}{3}$ Thlr.

— **Isr. Predigt- und Schulmagazin.** Zweite Aufl. 2 Thlr.

— **Kleiner Katechismus** der isr. Religion. Zweite Aufl. $3\frac{3}{4}$ Ngr. der isr. Geschichte, Liturgie, Bibelkunde, paläst. Landeskunde. $4\frac{1}{2}$ Ngr.

— **Kleines isr. Gesangbuch** mit Melodieen. 9 Ngr.

— **Das Ich.** Lehrgedicht 9 Ngr.

— **Wie sich der Statistiker**, Staatsrath Hoffmann verrechnet. 10 Ngr.

— **Reden wider den Unglauben.** Zweite Aufl. 18 Ngr.

Regelmäßig erscheint:

Allgemeine Zeitung des Judenthums.

Herausgegeben von Dr. **Ludwig Philippson.**

Dreiundreißigster Jahrgang.

Nebst einer Feuilleton-Beilage. Preis 4 Thlr.

Diese sehr verbreitete Zeitschrift bringt wöchentlich eine große Menge Anzeigen, auch merkantilischer Art, die Zeile Petit oder deren Raum zu $1\frac{1}{2}$ Ngr.

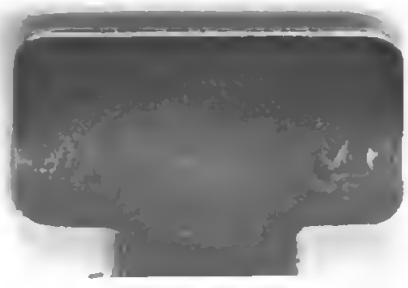
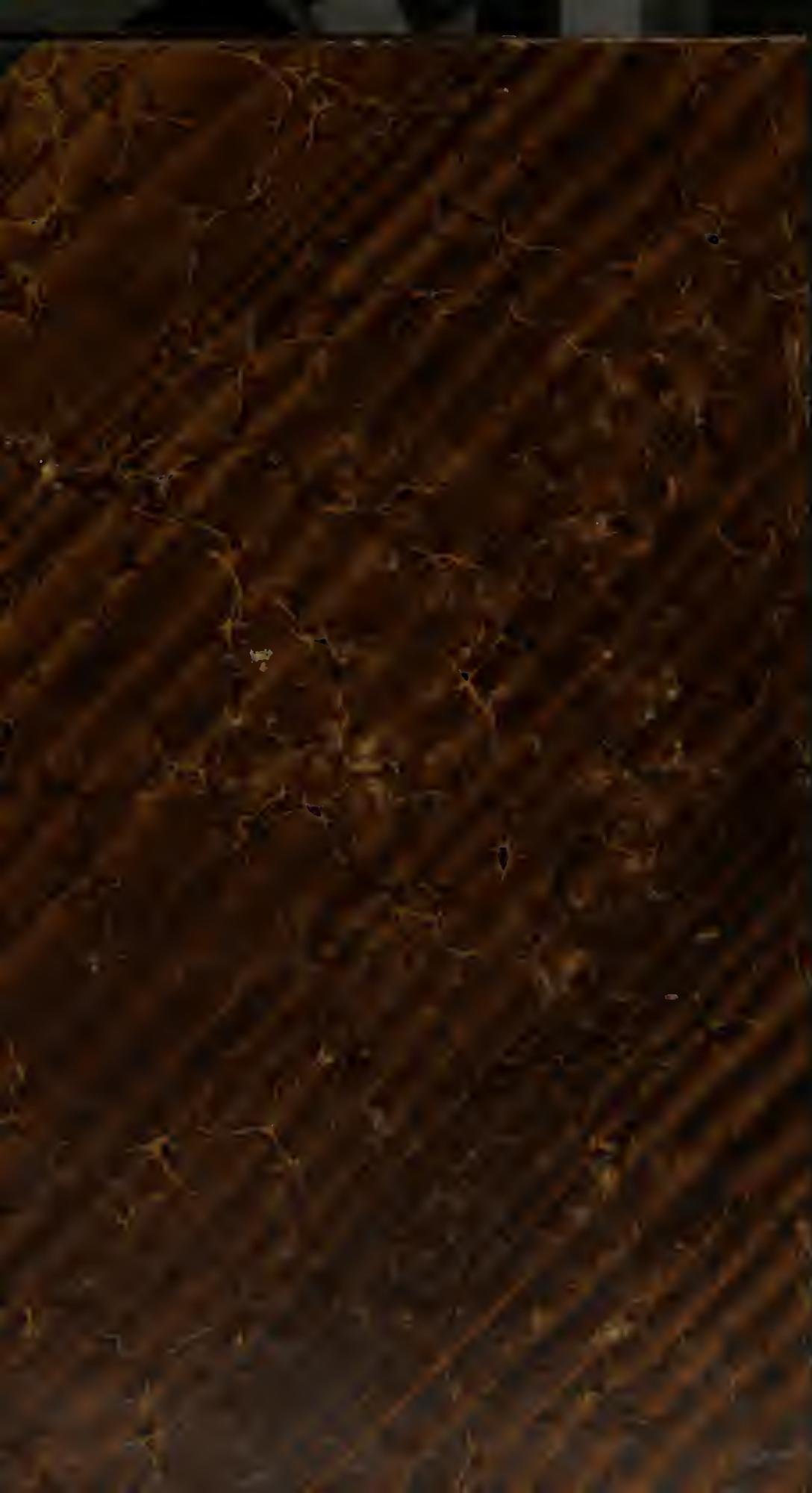
Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Neues israelitisches Gebetbuch.

Von Dr. **Ludwig Philippson.**

Zweite Auflage. Velin: 2 Thlr. Druckp.: $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Louis Gerschel, Verlagshandlung in Berlin.



Digitized by Google